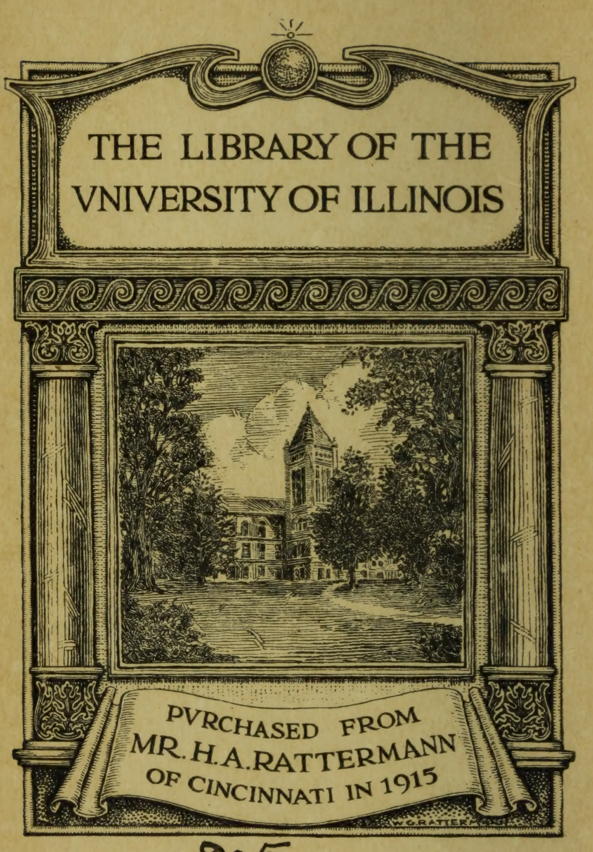
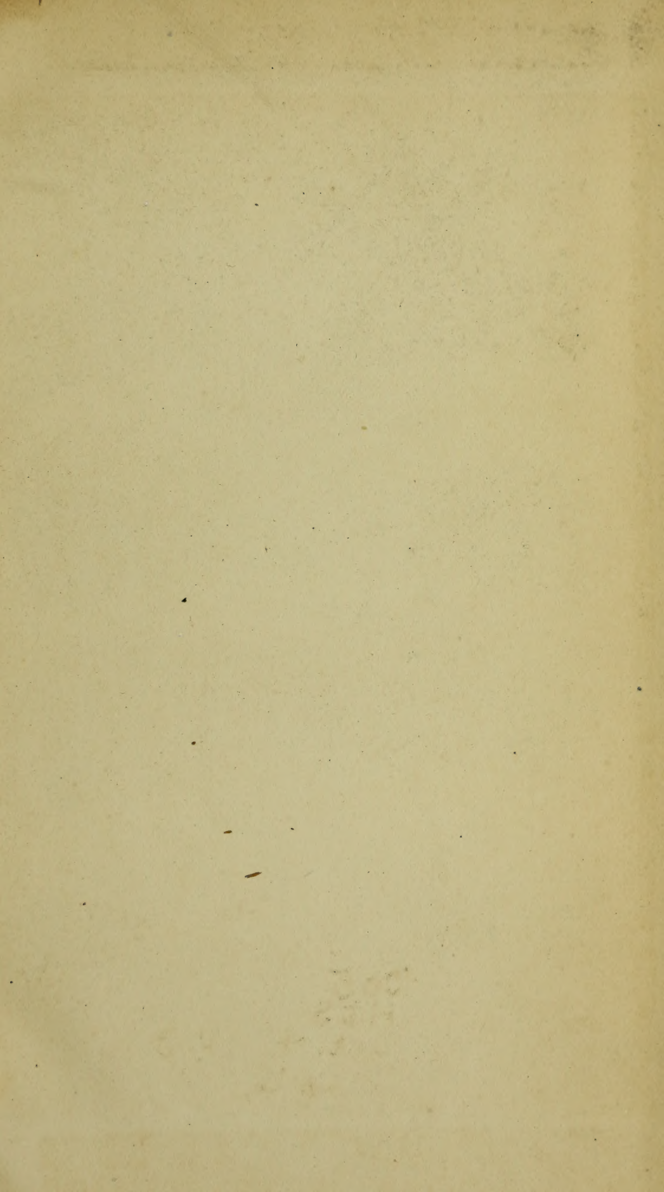
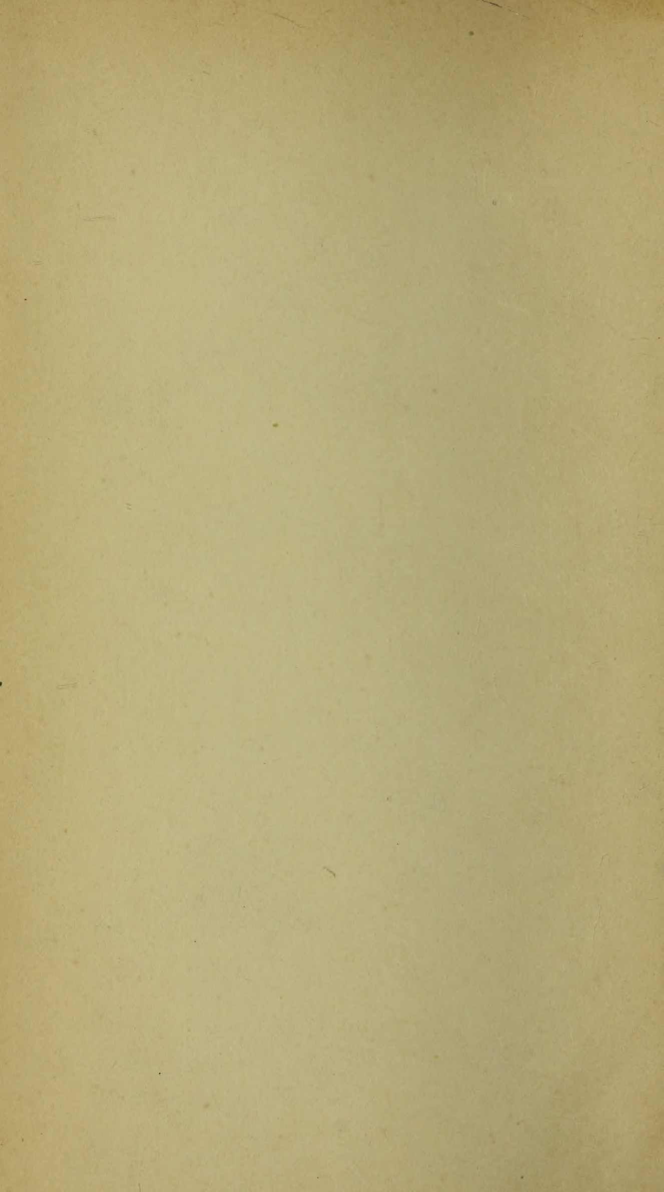
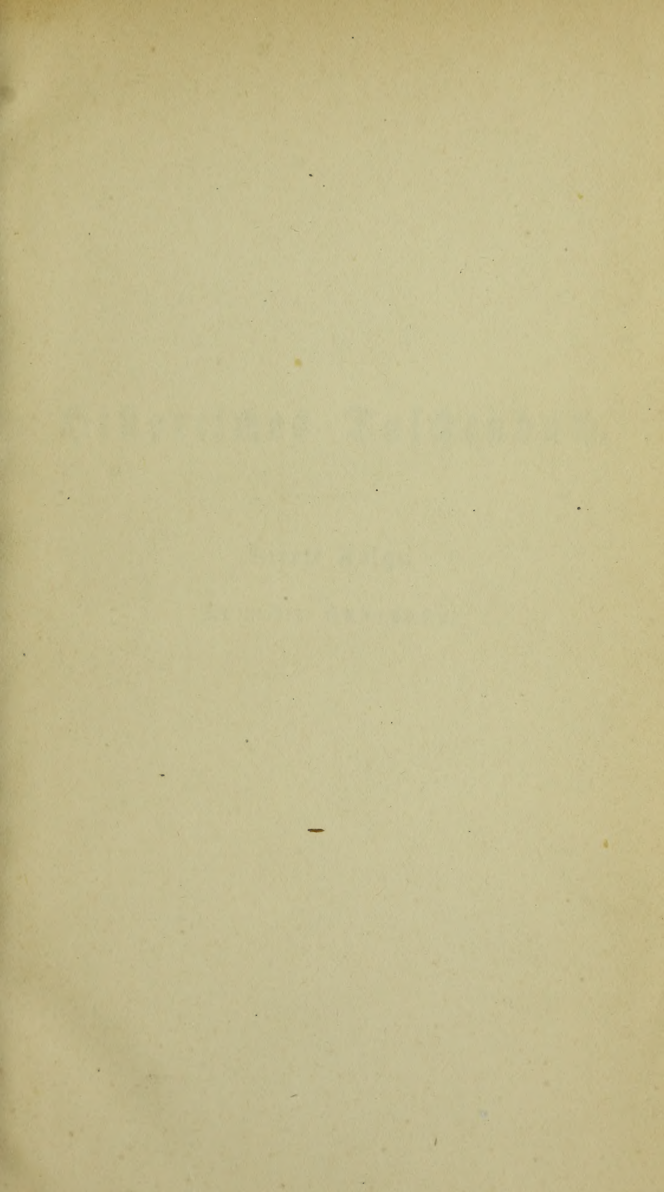


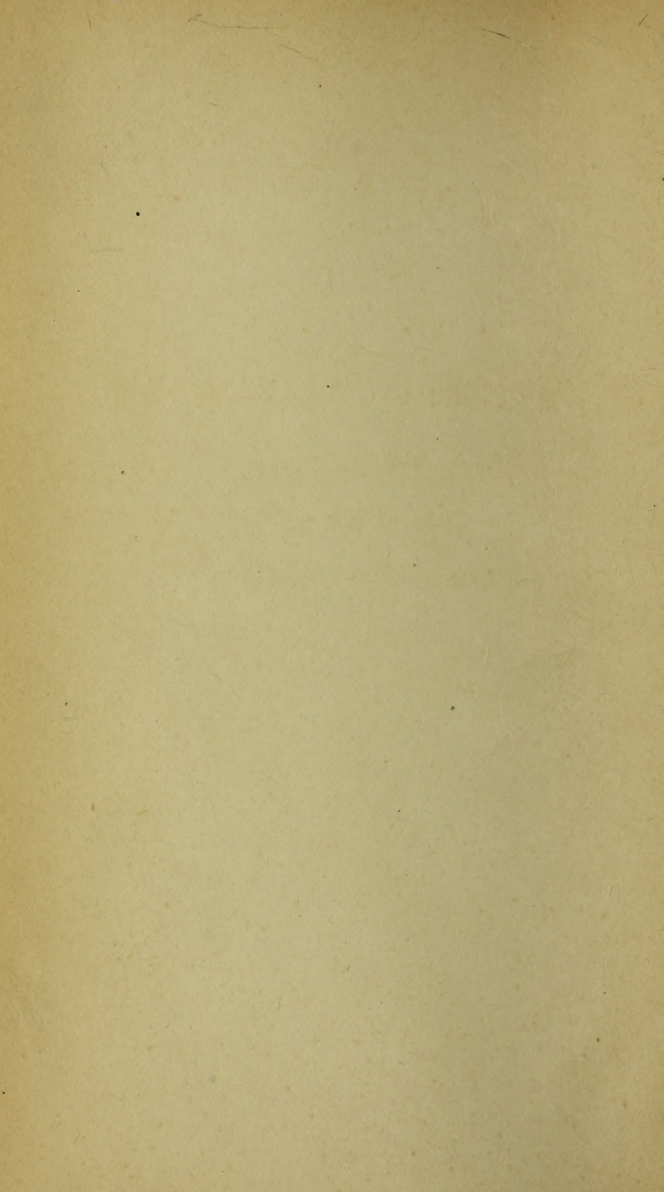


905
HIS
Ser. 4 V. 9
Cop 2









Historisches Taschenbuch.

Vierte Folge.

Neunter Jahrgang.

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Vierte Folge.

Neunter Jahrgang.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1868.

LIBRARY
UNIVERSITY OF ILLINOIS
URBANA

905
HIS
ser. 4
v. 9
cop. 2
Rattermann

Inhalt.

308152



Das Verkehrsleben im Alterthum.

Von

Heinrich Stephan,

königl. preuß. Geh. Oberpostrath.



Es ist Thatsache, daß die Literatur des Alterthums, soweit wir dieselbe aus den geschriebenen und geformten Denkmälern bisjetzt herzustellen vermögen, nur wenig unmittelbaren Aufschluß über den Verkehr der Alten gewährt. So viele und zum Theil hervorragende Schriften aus jener Zeit wir über den Staat, die Gesetze, die Regierungskunst u. s. w. besitzen, so wenig verbreiten sie sich über diejenigen Seiten des öffentlichen Lebens, welche bei uns unter den Begriff der Gesellschaftskunde und der volkswirthschaftlichen Wissenschaften fallen. Der philosophisch-ideale Standpunkt, wie z. B. in Platon's „Politik", oder der philosophisch-historische, wie in Cicero's „Staat und Gesetze", übten eine größere Anziehungskraft auf das geistige Interesse aus. Und selbst wo wir einer mehr gegenständlichen, die praktischen Gestaltungen ins Auge fassenden Behandlung begegnen, wie z. B. in der Politik des Aristoteles, benimmt unsern Geist die Enge des politischen Gesichtskreises der Alten. Sie bleiben in dem Begriff Bürger und Staat befangen. Ueber diesen hinaus zu dem Postulat Mensch und Gesellschaft zu gelangen, ist ihnen nicht gegeben. Das Schöpferwort lautete aber nicht: „Lasset uns Bürger machen, welche Staaten begründen", sondern: „Lasset uns Menschen machen, die da herrschen über die ganze

Erde." Die Entstehung der Staaten führen die Alten zwar durchgehends auf gesellschaftliche Bedürfnisse zurück und berühren dabei auch nothwendigerweise das Verkehrsleben, wie z. B. Platon, II, Kap. 12: „Im Gemeinwesen selbst, auf welche Weise werden sie da einander mittheilen von dem, was jeder arbeitet? Offenbar durch Verkaufen und Kaufen. So werden wir also infolge dessen einen Markt und als verabredetes Zeichen für den Tausch eine Münze bekommen", und Aristoteles, Buch VII, Kap. 8: „Kaufen und Verkaufen zur gegenseitigen Versorgung mit den nöthigen Bedürfnissen ist wol in allen Städten etwas Unentbehrliches; ja dies ist das allernächstliegende Mittel zum Sichselbstgenugsein, um dessentwillen die Menschen sich in eine Staatsgesellschaft vereinigt haben. Hierfür muß eine Behörde da sein, welche den Verkehr und die öffentliche Ordnung überwacht." Indeß kommen beide im wesentlichen über untergeordnete marktpolizeiliche Vorschläge nicht hinweg. Wie sehr die obenberührte Grundvorstellung sie beherrscht, zeigt sich im Verfolg ihrer Schriften. Im siebenten Buche des Stagyriten ist klar ausgesprochen, daß „in dem am vollkommensten eingerichteten Staate die eigentlichen Bürger desselben weder ein Handwerk treiben noch ein Krämerleben führen dürfen; denn eine solche Lebensart ist unedel und der Tugend hinderlich".... „Ackerbauer, Handwerker und alle Lohnarbeiter gehören zwar zur nothwendigen Grundlage der Staaten, aber Glieder des Staats sind nur der Wehrstand und der regierende Stand." Dies erinnert an das Gesetz in Theben, daß niemand ein Staatsamt bekleiden könne, der nicht wenigstens zehn Jahre lang sich des Marktverkehrs enthalten habe. Und in den ausgebildetsten Demokratien begegnen wir der rein aristokratischen Anschauung, daß nur der Besitz, nicht der Erwerb Anspruch auf öffentliche Achtung und bürgerliche Gleichberechtigung begründe. Die Philosophen

hielten es in jener Zeit ebenfalls unter ihrer Würde, dem Erwerbe nachzugehen. Als man Thales von Milet wegen seines Mangels von Besitzthümern eine Bemerkung gemacht, so verwendete er, da er durch meteorologische Beobachtungen eine ungewöhnlich reiche Olivenernte vorausgesehen, seine Mittel zum Auffkauf einer großen Anzahl von Oelpressen, die er beim Eintritt der Ernte den Milesiern, ohne die ihm gebotenen höhern Preise anzunehmen, mit dem Bemerken zurückgab, daß ein Philosoph, wenn er dem Erwerbe nachgehen wollte, leicht ein reicher Mann werden könnte.

Es ist bekannt, daß die eigentlichen Vollblutrömer in der ältern Zeit mit einer gewissen Verachtung auf den Handel herabblickten; sie waren rustici milites, wie Horaz sagt; ihre mercatores waren in der ältern Zeit meist fremde Insassen; die Gewerbe wurden, soweit sie nicht unter die häusliche Arbeit der Sklaven fielen, von den Freigelassenen verrichtet; und die Wahrnehmung ihres auswärtigen Handels überließen sie ursprünglich den Phöniziern, Karthagern, Juden, Etruskern u. s. w., die sie sich dann unterwarfen und tributpflichtig machten. Wenn ein römischer Bürger dem Landbau entsagte und Kramhandel oder Handwerk trieb, so strich ihn der Censor aus der Tribus. Cn. Flavius, der intelligente Notar, welcher den ersten Rechtskalender angefertigt und auf dem Forum ausgestellt hatte, ward als wählbar für die Aedilität erst zugelassen, nachdem er eidlich erklärt hatte, den Notariatsgeschäften zu entsagen (Livius, IX, 46). Die Lex Flaminia verbot den Senatoren ausdrücklich, sich mit Handel zu befassen. Nach Cato's Ausspruch war der Landmann der eigentliche Stamm der Nation, Kaufleute und Gewerbtreibende ihr Verderben. Die im heutigen Rom noch vorhandenen Reste aus der ältesten Zeit der Königsepoche zeigen uns: einen Kerker (carcer Mamertinus), einen Abzugskanal (cloaca maxima), einen Circus (maximus),

einen Wall (agger Servii Tullii) und Ufermauern (des Tarquinius Priscus), mithin Bauten, die der Sicherheit, Gesundheit und dem Vergnügen gewidmet sind; keine Straßen, Häfen, Emporien u. s. w., die dem Verkehre hätten dienen können.

Bei den Gelehrten war es eine vielumstrittene Frage, ob die Verbindung mit der See für wohlgeordnete Staaten nützlich oder schädlich sei. Die Lykurgische Verfassung für Lacedämon mit ihrer Aufhebung der Vermögensunterschiede, dem Verbote des Reisens im Auslande, dem eisernen Gelde u. s. w. versuchte diese Anschauungen zu verwirklichen. „Kein Handelsschiff kam in die Häfen", sagt Plutarch, „kein Lehrer der Beredsamkeit oder herumziehender Wahrsager, kein Dirnenhändler, kein Verfertiger von Gold- oder Silberschmuck betrat das von Geld entblößte Land." Aehnliche Bestimmungen befanden sich in der kretensischen Verfassung und dem Verkehr noch abgeneigtere Gebräuche in Ländern wie Tauris mit seiner Gewaltthätigkeit gegen die Fremden, und wie Aegypten bis zur Zeit des Psammetich und Amasis mit seiner starren Abgeschlossenheit gegen das Meer. Wenn nun auch bereits früh sich praktischere Auffassungen geltend machen mußten, wie wir sie schon bei Xenophon „Von den Staatseinkünften der Athener" finden, der den hervorragenden Kaufleuten und Schiffsherren Ehrensitze im Theater einzuräumen empfiehlt, sowie auf vereinfachtes und beschleunigtes Gerichtsverfahren bei Handelsstreitigkeiten dringt, und wenn z. B. auch die korinthische Gesetzgebung eine Ausnahme von der Regel machte, daß die Zulassung der Gewerbtreibenden zum vollen Bürgerrecht bedenklich sei: so geht doch selbst noch Aristoteles davon aus, daß der Staat höchstens „für sich und nicht für andere auf den Handelsbetrieb eingerichtet sein müsse", worunter er versteht, daß nur die Einfuhr der im Gebiete des eigenen Staats fehlenden und die Ausfuhr

der dort überflüssigen Erzeugnisse in Betracht zu kommen, der Transitverkehr und Zwischenhandel aber unbeachtet zu bleiben habe.

Der Schöpfer hat vorsorglicherweise das Bedürfniß nach Mittheilung und Verkehr so tief in die menschliche Natur gelegt und uns zur Befriedigung desselben so herrliche Gaben, von der Sprache angefangen, verliehen, daß eine Irreleitung der Entwickelung, wo es auf Dauer und Entscheidung ankommt, nicht möglich ist. Jene Philosophen und Staatsmänner gerathen in demselben Augenblick, wo sie sich gegen den Verkehr wenden, in einen eigenen Widerspruch, da ihre Lehren und Schriften eben nur mit Hülfe dieses Verkehrs sich verbreiten können. Auch werden wir sehen, wie sehr, trotz derselben, das Verkehrsleben im Alterthume sich ausbildete. In den Anfängen der Entwickelung des Völkerlebens ziehen die Hirten-, Jäger- und Fischervölker, wenn sie ihre Bedürfnisse auf dem bisherigen Raume nicht mehr befriedigen können, in eine andere Gegend; der ganze Stamm, der sozusagen nur Eine Familie ausmacht, bleibt vermöge der stets gleichzeitigen Ortsveränderung beisammen: ein Bedürfniß zu Mittheilungen in die Ferne ist also nicht vorhanden und, da überdies Eigenthum und Erwerb gemeinschaftlich sind, so findet ebenso wenig ein Bedürfniß zum Umtausch statt, wie zu Handlungen der Verwaltung und Rechtspflege, welche nöthigenfalls durch die Aussprüche des Patriarchen ersetzt werden. Das politische Gemeinwesen ist ein Familienhaushalt, eine Reisegesellschaft. Sobald nun aber mit dem zunehmenden Ackerbaubetriebe die Seßhaftigkeit eintritt, macht sich, wenn auch nicht in allen Fällen sogleich, doch mit Sicherheit in einiger Zeit die Theilung des Bodens, die Auseinandersetzung des lebenden und todten Inventars, sowie die Trennung des Erwerbs erforderlich. Die Verschiedenartigkeit der Erzeugnisse der einzelnen Landstriche sowie die beginnende Theilung der

Arbeit führen die Nothwendigkeit des Austausches herbei, und es tritt das Bedürfniß der Unterhaltung von Verbindungen in die Ferne hervor. Die Entstehung des Gottes Mercur [1]) ist in der Mythe sofort mit den Begriffen von Eigenthum und Umtausch verbunden: die von ihm gleich nach seiner Geburt nach Pylos getriebenen Rinder des Apollo werden sein Eigenthum doch erst durch einen Tausch gegen die von ihm erfundene Lyra, die er dem Musengotte abtritt.

Die dauernden Wohnsitze bilden Gruppen mit einer zugehörigen Bodengemarkung; der elementare Gestaltungstrieb erschafft Ortschaften, Gemeinden, Bezirke. So ergeben sich die Ansätze einer festern staatlichen Gliederung. Der nicht fortbildungsfähige Zustand der Gemeinschaft des Eigenthums wird durch den politischen Gedanken der Gemeinsamkeit der Interessen ersetzt: und so finden sich die Elemente, welche ein nothwendiger Entwickelungsproceß trennen mußte, in einem edlern Lebensstadium zu einem höhern Zwecke wiederum vereinigt. Es werden gemeinsame Einrichtungen getroffen, Cultusstätten errichtet, Gesetze gegeben und Wächter für deren Ausführung sowie für die Sicherheit des Ganzen bestellt. Wie die Nothwendigkeit des Austausches den Verkehr hervorrief, so macht das politische Bedürfniß ihn vollends unentbehrlich und bringt ihn, wie historisch nachweisbar, überall in bestimmte Formen. Der Verkehr wird ein politisches Element, und dem größten Geschichtschreiber Griechenlands entging es nicht, daß wenn die Hellenen vor der troischen Zeit nichts in Vereinigung ausgeführt hätten, dies der Ohnmacht und dem Mangel an Verkehr zuzuschreiben sei (Thucydides, I, 3). Wenn sodann das gesellschaftliche Leben nach und nach an Reichhaltigkeit gewinnt, verstärken auch die geistigen und sittlichen Antriebe das Verlangen, daß die verschiedenen Lebensbeziehungen, ungeachtet der Trennung durch äußerliche Verhältnisse, doch auf dem

Wege des Verkehrs in Berührung verbleiben. Es ist interessant, zu erforschen, welch ein umfassendes Verkehrsleben sich durch den mächtigen Zug der natürlichen Verhältnisse z. B. gerade im Reiche jener Römer entwickelte, die in den Anfängen mit souveräner Verachtung auf den Gewerbe- und Handelsstand sowie auf die Vertreter der freien Künste und Wissenschaften herabblickten. Römische Kapitalisten betrieben Schiffahrt nach Indien (von Myos-Hormos und Berenice aus), Handel in Kleinasien und Gallien (Jeder Pfennig, der in Gallien im Handel umgesetzt wird, geht durch die Bücher römischer Kaufleute, sagt Mommsen), Bergbau in Spanien u. s. w.; Cäsar, auch hier voll Verständniß für seine Zeit, verlieh den Lehrern, Anwälten, Aerzten das römische Bürgerrecht, und Horaz spricht I, Ode 31 von dem reichen Kaufherrn, „der aus goldenen Pokalen die von ihm gegen syrische Waaren eingetauschten Weine trinkt, er, den selbst die Götter lieben, der drei-, viermal im Jahre das Atlantische Meer besucht“. Der Orient hatte schon früh die Bahnen des Verkehrs betreten, unterstützt durch die Anlagen und Neigungen seiner hervorragendern Völker: der Indier, Araber, Perser, Hebräer und Phönizier. In Indien war der Handelsstand sehr angesehen. Beim Einzuge Rama's in seine Hauptstadt gehen ihm entgegen „alle Männer von Rang mit den Kaufleuten und allen Häuptern des Volks“ (Ramajan III). Die Handelszüge der Hebräer gingen bis nach Ophir. Mohammed drückt nur die Ansicht seines Volks aus, wenn er Sure II spricht: „Gott hat den Verkauf erlaubt, doch den Wucher verboten“, und Saadi sagt den Persern: „Drei Dinge können ohne drei Dinge nicht bestehen: der Staat nicht ohne Gerechtigkeit, die Wissenschaft nicht ohne freien Meinungsaustausch, das Vermögen nicht ohne Handel.“

Als ein sehr entschiedener Charakterzug im Verkehrsleben

der Alten tritt uns entgegen, daß bei ihnen der persönliche Verkehr verhältnißmäßig in bei weitem umfassenderm Maße stattfand als zu spätern Zeiten. Im Anfange waren es wol die Wanderungen der nomadisirenden Stämme, welche hierbei Einfluß übten. Aber auch aus der historischen Zeit wissen wir von langjährigen Wanderzügen ganzer Völker, z. B. aus der Geschichte der Hebräer und der weitverbreiteten Völkerbewegung der übrigen semitischen Stämme Syriens ums Jahr 2000 v. Chr., ferner der pelasgischen und dorischen Stämme in Griechenland, Italien u. s. w. Zur Mäßigung der wilden Sitten und des kriegerischen Hanges trugen die beiden ersten Culturelemente: Religion und Verkehr, in einer um diese Zeiten überall anzutreffenden Gemeinschaft wirksam bei. Von dem ältesten geschichtlichen Staate Meroë an bis in die Zeiten des römischen Reichs waren hervorragende Cultusstätten zugleich die Knotenpunkte eines bedeutenden Verkehrs: so das von den Karavanenstraßen nach Aethiopien, Phönizien und Nordafrika durchzogene Aegypten und Libyen in seinen Hauptstationen: Meroë, Memphis, Theben, Ammonium (das heutige Siwah) durch den Cultus des Jupiter Ammon; Babylon, der Stapelplatz des indisch-asiatischen Handels, durch den Cultus des Baal und der Mylitta; Baktra, der wichtige Knotenpunkt der großen Karavanenzüge von Ost- und Innerasien, als Stätte der Ausbildung der altpersischen Religion; nicht minder Kerbelah bei Bagdad, welches die Schiiten fast ebenso heilig halten als Mekka; demnächst Mesched und Rum, wohin noch heute große Wallfahrten und Karavanenzüge der Perser stattfinden; Tyrus, das Emporium des Handels aller drei damals bekannten Welttheile, durch den Cultus des Melkarth und der Astarte u. s. w. Die Formen der damaligen Gottesverehrung: Pilgerschaft, persönliche Darbringung von Opfern u. s. w., verursachten einen starken Zusammenfluß

von Menschen aus vielen und oft entlegenen Gegenden, mit welchem naturgemäß ein lebhafter Verkehr und Handel verbunden sein mußte. Die Religionsstifter legten auf dieses mit der ganzen Lebensweise, den Anschauungen und Sitten des Orients in enger Verbindung stehende Verhältniß wohlweislich Gewicht: Moses durch die Vorschrift, daß die Juden sich alljährlich dreimal in Jerusalem versammeln sollten; Mohammed durch das Verlangen, daß jeder wahre Gläubige mindestens einmal in seinem Leben zu der heiligen Stadt wallfahrten müsse. Auch in Indien fanden große Wallfahrten nach heiligen Orten wie Benares, Ellora u. s. w., verbunden mit bedeutenden Handelsmärkten statt. Noch heute strömen die Hindus in Hunderttausenden zu der Messe am heiligen Ganges. Selbst im Abendlande, in dessen Ausdrucksweise das Wort Messe seit jener ritualen Formel: „Ite, missa est!“ dem Cultus und dem Verkehr gemeinsam geworden ist, waren die christlichen Kirchenmessen, mit denen ein Ablaß verbunden war und welche zu bestimmten Zeiten eine große Menschenmenge ansammelten, der Ursprung der meisten Handelsmessen.

Bei den Griechen verknüpften sich zufolge der künstlerischen Begabung des Volks musische und gymnische Spiele mit der Verehrung berühmter Heiligthümer: so die pythischen, die nemeischen, die isthmischen und die olympischen Spiele. Diese Versammlungen gestalteten sich zu regelmäßig wiederkehrenden großen Nationalfesten, zu denen mitunter das ganze reisige Griechenvolk zusammenströmte und wo sich demnach ein reger persönlicher Verkehr entwickeln mußte. Wenn bei den olympischen Spielen den Frauen der Zutritt nicht verstattet war, so gab es doch andere Feste, wie die delischen, die ephesischen u. s. w., wohin die Griechen mit Weib und Kind wallfahrten: „den Gott zu ehren mit Kindern und Frauen in seinem Bezirke“ (Homer, Hymne I auf

Apollo). Während solcher Zeit ruhten alle Feindseligkeiten und ein allgemeiner Waffenstillstand war verkündet. „Es werden", sagt Isokrates im Panegyrikos, „diejenigen mit Recht gelobt, welche die Festversammlungen gestiftet haben, wo wir an demselben Orte zusammenkommen und dann bei Darbringung gemeinschaftlicher Gebete und Opfer uns unsers gemeinsamen Herkommens erinnern, für die Zukunft wohlwollender gegeneinander gestimmt werden, die alten Gastfreundschaften erneuern und andere neue schließen." Besonders wichtig für den Verkehr war das große isthmische Fest, welches in einer für Handel und Wandel so günstigen Gegend wie der Landenge von Korinth gefeiert wurde und in den Anfang der günstigen Jahreszeit fiel. „Die Ionier wie die Libyer und die Kaufleute, die am Borysthenes (Dniepr) für korinthische Rechnung Korn bauen ließen, sie benutzten alle die isthmische Meßzeit, und kein griechisches Fest mochte ein so buntes Gewühl von Menschen zusammenführen und in gleichem Maße zur Anknüpfung weit verzweigter Geschäftsverbindungen benutzt werden" (Curtius, „Peloponnes", II, 543). Außer diesen allgemeinen Festversammlungen boten sich noch andere ursprünglich mit religiösen Anschauungen in Verbindung stehende Zusammenkünfte dar, wie die eleusinischen Mysterien, welche zweimal jährlich gehalten wurden; die Gesandtschaften der griechischen Staaten, welche in den ältern Zeiten jedes Jahr die Erstlinge des Getreides nach Athen brachten, die Dionysosfeste u. s. w.

Auch bei den Aegyptern wurden in Verbindung mit dem Cultus sechs große Nationalfeste jährlich gefeiert; von Ortschaft zu Ortschaft schlossen sich, nach Herodot's Bericht, die Einwohner dem großen Zuge zu den Nationalfesten an, wodurch ihre Zahl zuletzt bis auf mehrere Hunderttausende anwuchs. Mit allen diesen Festen waren Jahrmärkte verbunden; die dahin führenden Straßen waren mit Götter=

bildern und sonstigen Heiligthümern geschmückt; an hervorragenden Stationen, namentlich bei besuchten Brunnen und größern Lagerplätzen in der Wüste, ferner an günstigen Strandplätzen der Seeküsten waren Tempel errichtet, wo der Reisende, der Pilger und der Handelsmann aus den verschiedenen Motiven menschlichen Fühlens und Strebens ihre Opfer und Spenden darbrachten. Wenn vielfach die Cultusstätten ein Ursprung des Verkehrs waren, so kam doch andererseits die enge Verbindung von Cultus und Verkehr öfter auch dadurch zur Erscheinung, daß an Plätzen, die von der Natur zur Frequenz und zum Handel bestimmt waren, ein Heiligthum gegründet wurde, nachdem dort schon ein regerer Verkehr sich zu entwickeln begonnen hatte.

In den frühesten Zeiten Italiens hielten am Tempel der Voltumna die zwölf Völker Etruriens regelmäßige Versammlungen ab, welche zugleich Messen waren, zu denen auch von andern Völkerschaften Kaufleute heranzogen (Livius, VI, 2). Ein ähnlicher Markt mit einem Heiligthume befand sich bei dem Haine Ferona am Berge Soracte auf der Grenze des latinischen und sabinischen Gebiets. Hier kamen die Etrusker, Sabeller und Latiner zusammen. Es kam vor, daß gerade der regste Handel und Verkehr in der allernächsten Umgebung der Tempel, mitunter sogar in den Vorhöfen der Tempel selber getrieben wurde, wie unter anderm von Jerusalem bekannt ist. Als der Apostel Paulus mit Cajus und Aristarchus aus Macedonien nach Ephesus gekommen war, um den Cultus der Diana zu zerstören, erregte der Goldschmied Demetrius einen stürmischen Volksauflauf gegen die Bekehrungsversuche und es gelang ihm, dieselben scheitern zu machen, indem er dem Volke begreiflich machte, wie der große Zugang von dem Handel aufhören und der Verkehr von Ephesus dahin gerathen würde, daß er nichts mehr gelten werde.

Die wiederkehrend dem Gottesdienste gewidmeten Tage waren bei vielen Völkern zugleich für den Marktverkehr, für Gerichtsverhandlungen und Amtsgeschäfte bestimmt, weil dann die Landbewohner in die Städte kamen. Der Name des Sonntags ist in mehrern aus Asien stammenden Idiomen „Markttag", so z. B. im Ungarischen vasárnap.

Der Zusammenfluß von Menschen konnte den Priestern nur erwünscht sein; den wahren, weil sie auf diese Weise Gelegenheit zur Ausbreitung ihrer Lehre erhielten, und den weltlich gesinnten, weil die Spenden der Gläubigen den Schatz des Tempels vermehrten. Der Verkehr hinwiederum begab sich gern unter den Schirm der Religion, in den Burgfrieden der Cultusstätten, weil in jener Zeit Rechtsschutz, Sicherheit des internationalen Handels und Aufrechthalung der Verträge hauptsächlich, in den theokratischen Staaten sogar ausschließlich, auf den religiösen Verhältnissen beruhten. So wurden denn die meisten Angelegenheiten damals in der That in choro et foro verhandelt. Spuren aus jener Zeit sind in den Ländern des Mittelmeerbeckens bis auf den heutigen Tag zurückgeblieben. Das Klima begünstigt nicht nur dieses Vagiren, sondern fordert dazu in gewissem Maße sogar heraus; und der frühe Eintritt wie die schnelle Beendigung der Ernte gewähren die nöthige Zeit.

Auch für den wissenschaftlichen und künstlerischen Verkehr des Alterthums waren die wiederkehrenden öffentlichen Versammlungen von weittragender Bedeutung. Dort wurden die Geschichtsbücher des Herodot, die Dramen des Aeschylos und Sophokles, die Gedichte Pindar's und die Lieder Anakreon's vorgelesen und drangen, in anregender Unterhaltung besprochen und ausgelegt, aus den olympischen Sphären der Geisterheroen

die mit lebendem Wort horchende Völker entzückt

in die weitesten Kreise. Die Ausbildung des Chorgesanges

wurde durch die festlichen Zusammenkünfte veranlaßt, und aus den Chören ging das Drama hervor. Im Orient erhielten die sinnigen Märchen auf ähnliche Weise die ausgedehnteste Verbreitung. Auf der schon lange vor Mohammed genannten großen Messe 'Okâd'h zu Mekka fanden poetische Wettkämpfe der orientalischen Dichter (wie in Athen beim Dionysosfeste) statt und die unter dem Namen „Moallakât" berühmten sieben arabischen Gedichte, die hellstrahlenden Plejaden am poetischen Himmel der Araber, wie Hartmann, ihr erster Ueberseter, sie nennt, waren auf jener Messe preisgekrönt, mit goldenen Buchstaben auf Byssus geschrieben und in der Kaaba zu Mekka aufgehängt. Auch die Suren des Koran waren lange bevor sie gesammelt wurden, durch die mündliche Ueberlieferung bei dem damaligen lebhaften persönlichen Verkehr in den Schichten des Volks verbreitet. Ebenso wurden bei den Israeliten die Bücher der Propheten und Schriftgelehrten öffentlich vor dem Volke gelesen.*) Der frische Eindruck bei einer großen Menge steigerte sich mitunter zu mächtiger Wirkung, und die Fürsten und Würdenträger ließen sich nicht selten die Vorleser kommen, um ebenfalls den Inhalt der Bücher, welche Eindruck gemacht hatten, zu vernehmen. In Rom war es noch in der Kaiserzeit vielfach Gebrauch, daß die Autoren ihre Schriften auf den Marktplätzen oder in den Thermen vorlasen.

*) Du aber lies das Buch, darein du des Herrn Reden aus meinem Munde geschrieben hast, vor dem Volke im Hause des Herrn am Fastentage; und sollst sie auch lesen vor den Ohren des ganzen Juda, die aus ihren Städten hereinkommen (Jeremias 36, 6). In Baruch 1, 3 fg. heißt es: „Und Baruch las dies Buch vor Jechanja, dem Sohne Jojakim's, dem Könige Judas und vor den Ohren alles Volkes, das dazukam. Und vor den Ohren der Fürsten und der Könige Söhne und Aeltesten und vor allem Volk, beides klein und groß, das da wohnete zu Babel am Wasser Sud."

Mehrere der ältesten Schriften (Herodot, die verschiedenen Periplus u. s. w.) verdanken dem Verkehre und dem Reisen ihre wichtigsten Abschnitte, nicht selten ihre Entstehung. Marinus und Ptolemäus legen vielfach die Reisen zum Grunde, welche durch die Unternehmungen des macedonischen Kaufmanns Titianus zur Zeit des Seleucus Nicator von Mesopotamien aus nach Indien und der Hauptstadt der Serer (China: Peking) veranlaßt wurden.

Wie der Cultus und die Literatur, so standen auch die politischen Einrichtungen mit dem Verkehrsleben in einem eigenthümlichen Zusammenhange. An den Einfluß der regelmäßigen Festversammlungen auf das nationale Leben ist bereits erinnert. Das mündliche und öffentliche Verfahren in den Amts-

---

In manchen Beziehungen wurde bei den Alten die mündliche Ueberlieferung dem schriftlichen Verkehr geflissentlich vorangesetzt. Eine Rhetra des Lykurg verbot sogar, geschriebenes Gesetz in Lacedämon zu haben, weil die Gesetze durch mündliche Ueberlieferung am besten in die Sitten eindringen. Aus ähnlichem Grunde hatten bekanntlich die Pythagoräer ihre Lehren nicht in Bücher niedergelegt. Isokrates sagt im Areopagitikos, 16: „Diejenigen aber, welche ihren Staat gut verwalten, müssen nicht die Hallen mit geschriebenen Gesetzen anfüllen, sondern das Recht im Herzen haben, denn nicht durch die Beschlüsse, sondern durch die Gewohnheiten werden die Staaten gut eingerichtet." Numa Pompilius ließ die von ihm verfaßten heiligen Bücher, deren Inhalt er den Priestern eingeprägt, mit seiner irdischen Hülle begraben, in der Meinung, daß die todten Buchstaben wenig nützen. Die Sage wäre in diesem Falle noch beweisender als das Factum, da sie eine gangbar gewesene Vorstellung bekunden würde. Von den Druiden in Gallien berichtet Cäsar, Buch VI, Kap. 14: „Sie halten es nicht für recht, solche Dinge (ihrer Disciplin) niederzuschreiben, damit nicht ihre Jünger, wenn sie sich auf das Geschriebene verlassen können, weniger Sorgfalt auf die Stärkung ihres Gedächtnisses verwenden; denn den meisten Menschen begegnet, daß sie im Vertrauen auf die Schrift das Auswendiglernen und das Gedächtniß vernachlässigen."

und Gerichtshandlungen der alten Republiken war auf einen lebhaften persönlichen Verkehr begründet. Wer erinnert sich nicht des bewegten Lebens, das auf der Pnyx und auf der Agora am Keramikus zu Athen herrschte, wo die öffentliche Rede die wichtigsten Staatsangelegenheiten leitete, Themistokles jene große Wendung in der Politik Athens bewirkte; Perikles von der Rednerbühne herab, nach dem Ausdrucke des Aristophanes, donnerte und blitzte, und Demosthenes vor Tausenden von Zuhörern die griechische Welt bewegte, wo die fremden Gesandtschaften empfangen, den einheimischen Staatsmännern die höchste Ehrenauszeichnung: der goldene Kranz decretirt und — jenes Volksgericht gehalten wurde, das nur zu oft die Verbannung großer Männer im Gefolge hatte. Das atheniensische Volk bewegte sich fast fortwährend in der Oeffentlichkeit, namentlich nachdem seit Perikles' Zeiten für die Anwesenheit bei den Gerichtsverhandlungen und im Theater eine Geldvergütung geleistet wurde. Bei diesem fortgesetzten persönlichen Verkehr lernten sich alle kennen (von Alcibiades wird erzählt, er habe jeden mit Namen anreden können), alle Nachrichten wurden schnell verbreitet und die wichtigern machten durch den lebhaften Fremdenverkehr im Piräus alsbald die Runde durch Griechenland. Von den atheniensischen Handwerkern und Kaufleuten sagt Aristoteles: „Ueberdies läuft diese ganze Menschenklasse, weil sie sich ohnehin immer auf dem Markte und in den Straßen bewegt, gern den Versammlungen nach", und Isokrates hebt in der Lobrede hervor: „Unsere Stadt aber ist für die, welche dahin kommen, allezeit eine Festversammlung." Dazu kam das öffentliche Lehren in den Akademien und Kunstschulen; und wie in Athen so gestaltete sich das Leben in entsprechendem Maße auch in Korinth, Sicyon, Milet, Agrigent und andern Städten griechischen Stammes. Noch als lange nach dem politischen Sturze

Griechenlands der Apostel Paulus nach Athen kam, merkte er an, wie „alle Athener, auch die Ausländer und Gäste, auf nichts anderes gerichtet waren, denn etwas Neues zu sagen oder zu hören“ (Apostelgeschichte 17, 21). In Syrakus, dessen Umfang, größer als Athen, auf 4½ Meilen angegeben wird, wie das immense Ruinenfeld auch noch heute darthut, war die Achradina, der dicht am Meere gelegene Theil der Stadt, das Centrum des Verkehrslebens. Von einer verhältnißmäßig so kleinen Stadt wie Sparta wissen wir, daß an den gewöhnlichen Markttagen dort circa 4000 Bürger versammelt und 40 Beamte in den Hallen in Thätigkeit waren. Alles öffentlich! In Rom hielten die verschiedenen Gattungen von Comitien, in welchen, solange ihre Wirksamkeit sich auf Gesetzgebung, oberste Gerichtsbarkeit und Magistratswahl erstreckte, eine bedeutende Fülle politischen Lebens concentrirt war, eine nach Hunderttausenden zählende Menge von Bürgern in Bewegung und diese bildeten, wenn sie innerhalb der Septen auf den weiten, von Tempeln, Basiliken, Mausoleen, Portiken, Theatern, Triumphbögen, Denksäulen umgebenen Räumen des Campus Martius sich vereinigten, nicht nur die in Tribus gegliederte Masse, für den Mechanismus der vorzunehmenden Acte bestimmt: sondern sie brachten durch den persönlichen vielfachen Verkehr, die allseitigen Bekanntschaften, Besprechungen u. s. w., die sich an diese Versammlungen knüpften und die unter anderm auch die Verbindung zwischen Stadt und Land stets frisch erhielten, einen wesentlichen Theil des gesammten öffentlichen und privaten Lebens zur Erscheinung. Nach Erledigung der politischen Acte begann der commerzielle Verkehr. Aber auch abgesehen von den Centuriat-Comitien war das alltägliche öffentliche Leben in Rom, wie es sich auf dem Forum Romanum und später auf den Foren Julius Cäsar's, Nerva's und Trajan's darstellte, außerordentlich bewegt. Noch heute,

wenn man diese aufeinanderfolgende Reihe der herrlichsten Plätze, die weiten Trümmer vom Titusbogen bis zur Trajanssäule durchschreitend, sich im Geiste wieder erbaut und sie belebt mit den classischen Erinnerungen, die seit der Jugend unauslöschlich in unserer Seele haften, vermag man eine Anschauung von dem Leben zu gewinnen, das hier einst herrschte. Hier auf dem großen Forum die Mahlstätten der Patricier und Plebejer, an die bewegtesten Gegensätze erinnernd; die Basilika Konstantin's mit ihren ungeheuern Hallen, deren Schwung und Weite noch nach mehr als tausend Jahren als Muster für das Gewölbe der Peterskirche diente und in welcher das Volk sich heute mit Pferderennen vergnügt — welche belebte Gerichtsverhandlungen und Versammlungen hat sie in ihrem Schatten gesehen! Die Schola Xantha, in deren offenen Räumen die geschäftigen Hände der vielen Schreiber und Notare zur Anfertigung von Protokollen, Kaufacten, Testamenten, Schuldbriefen u. s. w. sich regten; die Rostra, an welcher Tausende den Worten der Helden und Staatsmänner, der Gesetzgeber und — der Agitatoren lauschten, nicht um zuzuhorchen, sondern um zu entscheiden und zu handeln; die Tempel, in welchen die Senatoren ihre Sitzungen hielten, die Beamten des Archivs und Staatsschatzes arbeiteten; die Via Sacra, auf der die Triumphatoren hier über die denkwürdigsten Stätten Roms von unzähliger Menschenmenge begleitet auf das Capitol zogen; dann die ragenden Kaiserpaläste unmittelbar vom Forum den Palatin hinansteigend, mitten in das Volksleben gestellt; und andererseits die dichtgedrängten Markt- und Gewerbebuden, welche das große Forum umgaben, sowie im Hintergrunde die gebirgsartigen Massen der Titusthermen und des Colosseums, wohin oft eine zahllose Menge strömte! Ueberall das regste und ein wichtiges Leben auf diesem denkwürdigen Platze, bis der Sonnenuntergang den Schluß aller Geschäfte und Verhand-

lungen, aber nicht die Ruhe der Geister herbeiführte, welche ein „Quirites! crastino die adeste: aut moriar, aut perferam legem!“ oder ein anderer gewichtiger Zuruf der Tribunen in Aufregung erhielt. Mit dem Frühesten begann dann das Leben wieder auf dem Forum: aus allen Straßen rückten bei wichtigen Angelegenheiten die Haupttheilnehmer mit ihren Clienten heran, einzelne mit einem Gefolge von 3—4000 Personen, wie wir unter andern von Tiberius Gracchus wissen. Und wie die Bewegung die Kraft verstärkt, so erhöhte der Verkehr den Gemeinsinn.

Platner und Bunsen berechnen die Einwohnerzahl des Roms der Kaiserzeit nach dem Ancyrischen Denkmal sehr vorsichtig auf 2 Millionen. Nach der Sitte des Südens wurde und wird ein großer Theil des Geschäfts- und Gewerbebetriebs, selbst der Familienangelegenheiten auf die Straßen und Plätze verlegt. Wer das Getriebe auf der Calle de Sevilla und der Puerta del Sol in Madrid, auf der Calle de Sierpe in Sevilla, auf der Calzajoli in Florenz und insbesondere auf dem Toledo und der Chiaga in Neapel, selbst schon auf dem Markusplatze in Venedig zu beobachten Gelegenheit gehabt hat: dem werden alle diese Städte viel volkreicher vorgekommen sein, als sie es in der That sind. Das heutige Rom, zurückgehalten in seinen Lebensäußerungen durch die unglückliche Regierung, macht dagegen einen äußerst tristen Eindruck. Im alten Rom war es anders: auf seinen Straßen und Plätzen, auch denen, die nicht dem politischen, sondern nur dem Gewerbsleben bestimmt waren, wie dem Forum boarium (Rindermarkt), olitorium (Gemüse), piscatorium (die heutige Straße Peschiera), Forum cupedinis (Gebäck), dann an dem Emporium bei der Tiber, dem Velabrum mit seiner noch heute stehenden Börsenhalle (Janus qnadrifrons), ferner auf der Velia und besonders in

der Subura herrschte ein ungeheueres Treiben. Für viele Straßen war es aus Rücksicht auf die Menge der Fußgänger verboten, sich eines Wagens zu bedienen; nur den Vestalinnen war dies Privilegium gewährt. Nach Cäsar's Polizeiordnung für die Hauptstadt durften Wagen sonst nur zur Nachtzeit frei circuliren. Juvenal in der dritten Satire V. 235 fg., und Horaz im zweiten Briefe an Julius Florus schildern sehr anschaulich das römische Straßenleben:

..... Uns hemmt, wenn wir eilen, die Woge
Vor uns, die Lenden zerdrückt das Volk, das in mächtigem Zuge
Nachfolgt.

Aus Raumrücksicht citire ich nur diesen kurzen Passus, empfehle aber denen, die sich für den Gegenstand interessiren möchten, die beiden merkwürdigen Stellen zum Nachlesen. In der neunten Satire, V. 4, erwähnt Juvenal der Gassenplätze, „Stationes", wo das Volk auf den Straßen namentlich abends in größern Gruppen beisammenstand und allerhand besprach. Dies kann man noch heute überall auch in den kleinen Städten Italiens, Spaniens u. s. w. sehen. Die höchst interessante Inschrift an der Straßenwand der ausgegrabenen Apotheke in Pompeji: „Otiosis locus hic non est, discede morator!" beweist ebenfalls jene Volkssitte. Dieser allgemeine Hang zum öffentlichen Leben muß in Verbindung mit der Größe der alten Römerstadt (von welcher Neapel, Florenz und das heutige Rom zusammengenommen nur etwa die Hälfte ausmachen)*), eine erstaunliche Verkehrsbewegung

*) In der Mediceischen Bibliothek im Laurentianerkloster zu Florenz gerieth mir beim Forschen nach Quellen über die Straßenzüge des römischen Reiches eine alte Handschrift aus dem 10. Jahrhundert in die Hände, ein „Codex vere insignis", wie der Katalog sagt, „et dignus qui ab aliquo antiquitatis cultore diligenter conferatur ac perpendatur, optime servatus". Er

hervorgerufen haben. Die Art der öffentlichen Schaustellungen in den Amphitheatern, den Circus und den Theatern, sowie die großartigen Anstalten in den Thermen, „den alles umfassenden Herbergen des römischen Volkslebens“, wie Bunsen sie nennt, deren mächtige Trümmer im Umfange mancher mittlern Stadt uns heute noch in Erstaunen setzen, begünstigten den Erguß dieses rührigen, alle Schichten der Gesellschaft durchdringenden Lebens. Die Thermen des Antonin hatten 1600, die des Diocletian, in welchen unter einer Menge anderer Gebäude heute der Bahnhof von Rom steht — ein Erdschwalbennest an einem Felsen, 3000 Badestellen; der Circus Maximus faßte nach Dionys 150000 Zuschauer, später nach der Erweiterung durch Cäsar über 300000; das Colosseum mit Raum für 87000 Zuschauer*)

---

enthielt eine kosmographische Skizze, dann ein Itinerarium des ganzen Römerreichs in der Art der unter dem Namen Antonin's genugsam bekannten, und am Schlusse eine specielle Beschreibung des alten Roms nach seinen 14 Regionen (der spätern Kaiserzeit). Danach waren in Rom: 46602 insulae (Wohnhäuser), 1797 domus (Paläste), 28 öffentliche Bibliotheken, 291 Fruchtspeicher, 956 Bäder, 1352 Teiche und Brunnen, 254 Mühlen, 2300 Kneipen und Herbergen, 405 lupanaria (was würde wol der Syllabus hierzu sagen!), 11 Marktplätze, 10 Basiliken, 10 Thermen, 19 Wasserleitungen, 6 Obelisken, 2 Capitole, 2 Circus, 2 Amphitheater, 4 Ludi, 5 Naumachien, 11 Nymphäen, 2 Schlachthäuser, 144 latrinae publicae, 22 equi magni, 80 goldene Götterbilder, 64 von Elfenbein, 34 Marmorbogen, 37 Thore, 329 Stadtquartiere, 324 Tempel, 10 prätorianische, 4 urbane Cohorten und 700 Straßenbeamte. Bischof Hildebert von Tours, welcher Rom 1106 sah, schrieb in seiner Elegie über die noch in den Trümmern herrliche Stadt die schönen Verse:

Cura hominum potuit tantam componere Romam
Quantam non potuit solvere cura Deûm.

*) Welchen unbeschreiblichen Eindruck eine solche amphitheatralisch gruppirte Menschenmenge in lebhaftester Unterhaltung begriffen

enthielt allein so viele Marmorstatuen, als unsere größten Theater Zuschauer fassen; das Theater des Marcus Scaurus mit seinen 360 Säulen und 3000 Statuen, in dessen geschwärzten kolossalen Arcaden des Erdgeschosses heute der betäubende Lärm der vielen Schmiedewerkstätten erschallt, gleich Hammerschlägen aus cyklopischen Höhlen, faßte nach Plinius 80000 Zuschauer. Das Theater war wie die circensischen Spiele und die Kämpfe der Arena gewissermaßen auch ein dem öffentlichen und politischen Leben angehöriges Institut, sozusagen das Feuilleton der Tribüne. In Athen mußten die 30 Tyrannen sich gefallen lassen, aufs Theater gebracht zu werden, und sogar der allmächtige Demos selbst. Bei allen diesen Schaustellungen fanden zugleich commerzielle und sociale Zwecke ihre Berücksichtigung, wie sich aus der Vereinigung einer solchen Menschenmenge auf einem Raume und aus dem Herzuströmen des Volks vom Lande und von benachbarten Städten sehr leicht erklärt. Von den Schauspielen Cäsar's erzählt Sueton, wie zu denselben „von überall her eine solche Menschenmasse zusammengeströmt sei, daß ein großer Theil der fremden Gäste auf den Plätzen und Straßen in Zelten ihr Quartier nehmen mußte“.

---

hervorrufen mußte, davon kann man sich einen kleinen Begriff in der Arena der Corrida de toros in Madrid machen; sie faßt nur 9500 Zuschauer und ist ganz elend gebaut; die Wirkung auf den zum ersten mal Hineintretenden, wenn die Plätze, wie fast immer, alle besetzt sind, ist fast überwältigend. Goethe trifft auch hier den Nagel auf den Kopf, wenn er beim Anblick der Arena von Verona sagte: „So ein Amphitheater ist recht gemacht, dem Volke mit sich selbst zu imponiren. Wenn es sich so beisammen sah, mußte es über sich selbst erstaunen;.... ein vielköpfiges Thier zu einem edeln Körper vereinigt.“ Dies Organisiren der Massen lag überhaupt im Genius der Römer: auf politischem wie artistischem Gebiet.

In den Provinzialstädten bestanden ganz ähnliche Verhältnisse. Eins der Theater in Syrakus, ganz in den Felsen gehauen und noch heute erhalten, faßte über 30000 Personen; selbst Städte wie Arles und Nîmes hatten ihre Amphitheater für 25000, ihre Theater für 16000 Personen. Capua, vor seinem Misgeschick nächst Rom die größte Stadt Italiens, auf deren Hauptstraße: der Seplasia, mit langen Reihen schönster Läden, sich ein sehr reges Verkehrsleben durch den Umsatz der unerschöpflichen Producte des glücklichen Campanien (der heutigen Terra di Lavoro, dem Entzücken der Reisenden) entfaltete, hatte eine noch jetzt in ihren gewaltigen Resten erhaltene Arena für circa 100000 Personen, und selbst Provinzialstädte wie Puteoli, Pompeji u. s. w. besaßen dergleichen Anstalten für circa 20000 Zuschauer. Tacitus (Ann., IV, 63) berichtet, daß beim Einsturz des Amphitheaters bei Fidenä allein 50000 Menschen verunglückten; ferner, daß bei den Seeschlachtspielen des Claudius auf dem Fucinersee, an dessen Emissarius nach Sueton 30000 Arbeiter elf Jahre lang gearbeitet hatten, 19000 Kämpfer mitwirkten (Ann., XII, 56), während zu Augustus' Zeiten in den Naumachien u. s. w. 60 Schiffe und 2000 Streiter in Thätigkeit waren. Bei Cäsar's Triumphalbanket waren auf dem Forum 22000 Tische für 198000 Bürger angerichtet. In Konstantinopel bildete das Augusteum mit seiner prachtvollen Curia die Bühne des öffentlichen Lebens, und selbst von Städten wie Sirmium im heutigen Slawonien wird des ungemein regen Forumverkehrs gedacht. Von dem reichen Verkehr des üppigen Antiochia spricht Herodian in beredten Ausdrücken.

Die großen Unternehmungen, Bauten von Wasserleitungen, Straßen, Häfen, Flotten hielten ebenfalls eine zahlreiche Volksmenge in Bewegung. Die Anlegung der marcischen Wasserleitung wurde z. B. 3000 Baumeistern in

Entreprise gegeben, von denen jeder durch seine Sklavenschar die betreffende Arbeit besorgen ließ. Diese Sklaven mietheten sie sich hinwiederum von den großen Sklavenhändlern, welche auf den Sklavenmärkten, namentlich zu Panticapäum und Dioskurias, ihren Bedarf ergänzten. Strabo nennt diese beiden Orte die Versammlungsplätze der Völker; in Panticapäum sah man nach ihm über 70 Völkerschaften. Die römischen Kapitalisten sendeten ganze Sklavenheerden in ihre Plantagen auf Sicilien, zu ihren großen Viehzüchtereien in Dalmatien, ihren Bergwerken in Spanien u. s. w. In den Silberbergwerken bei Neukarthagena waren allein 40000 Arbeiter beschäftigt. Die großen Gesellschaften, an welche der Staat für einzelne Provinzen die Steuern verpachtete, besorgten die erste Receptur der Steuern ebenfalls durch eine beträchtliche Anzahl umherziehender Sklaven.

Die ganze Art und Form des Handels der Alten begünstigte den persönlichen Verkehr, ja war oft an ihn gebunden. Die Eigenthümlichkeiten des alten Handels bestanden kurz in Folgendem. Der Handel war nur Waarenhandel; es fiel also der in unsern Tagen so bedeutende Zweig des Geld- und Wechselhandels fort. Papiergeld, Staatspapiere, Actien und sonstige Effecten gab es nicht. Das von Leder gefertigte Münzzeichen der Karthaginienser, von welchem einige Berichte auf uns gekommen sind, ist zur Klasse der idealen Circulationsmittel im heutigen Sinne nicht zu rechnen. Die Bankiers in Tyrus, Milet, Athen, Rom, Alexandria u. s. w. waren lediglich Geldwechsler und Pfandverleiher. Ein Bank- und namentlich das Wechselwesen in unserm Sinne ist ohne Posteinrichtung auch nicht gut ausführbar. Der Handel war nicht universell. Große Theile der Erde waren noch unbekannt. Von dem verbleibenden Handelsgebiete boten eine ganze Anzahl Länder ziemlich gleichartige klimatische und Boden-Verhältnisse dar. Hierdurch wurde der Kreis der

auszutauschenden Producte eingeschränkt. In den Handelsberichten und Waarenverzeichnissen der alten Zeit kehrt im wesentlichen eine beschränkte Anzahl Handelsartikel wieder. Vor allem aber war der Handel Eigenhandel. Commissionsgeschäfte, Consignationen von Waaren und Geschäfte auf Lieferung kamen nicht vor. Für dergleichen Einrichtungen war die Theilung der Arbeit nicht genug vorgeschritten; auch hierbei fehlten in den einzelnen Staaten die öffentlichen Verkehrsanstalten und deren Zusammenhang durch internationale Verträge. Ueberdies würde das Consigniren, ohne Belegen mit Wechseln, nicht recht in Schwung gekommen sein. Der Producent beziehungsweise Fabrikant war zugleich der Verkäufer seiner Erzeugnisse und Waaren, mit denen er sich persönlich auf die Märkte begab. Noch heute findet im Orient, namentlich in Persien und Mittelasien, das Nämliche statt. In China und Bokhara, sagt Vámbéry, der beste Zeuge für diese von ihm mit größter persönlicher Aufopferung durchforschten Verhältnisse, ist der Fabrikant der gewebten Stoffe zugleich der Schneider. Einer Wallfahrtskaravane sich anschließend, setzt er dabei zugleich seine Waare ab und macht Einkäufe von Rohstoffen. Eine Uebertragung der Geschäfte auf andere, eine Besorgung durch Vermittelung war nicht üblich, geschweige organisirt; daher denn z. B. im alten Rom, wie Niebuhr berichtet, wenn die Armee aufgeboten ward, nicht selten alle Läden und Buden geschlossen, alle Rechtsgeschäfte eingestellt, der Ablauf aller Fristen gehemmt, kurz der ganze Handel so gut wie aufgehoben wurde. Auch der Importeur und der Retailer waren in den ältern Zeiten in der Regel eine und dieselbe Person. Einen großen Vorrath zu kaufen und ihn dann an einzelne Wiederverkäufer schnell und sicher abzusetzen, dazu gehören schon weiter gediehene Anbauverhältnisse, ein verbreitetes Krämerwesen u. s. w. Man war gewohnt, mit dem Einkauf

der Gegenstände bis zur nächsten Messe zu warten, ähnlich wie es bei manchen Artikeln noch bis zum Anfange dieses Jahrhunderts in Europa geschah. Doch gab es zu Aristoteles' Zeit schon eine Art Kramhandel, da er die drei Hauptarten des Handels in Landhandel, Seehandel und Kramhandel unterscheidet. In den ältesten Zeiten bedingte schon die Art des Handels als Tauschhandel einen unmittelbaren persönlichen Verkehr der Betheiligten, und auch nachdem bereits das Geld eingeführt war, machte doch die Form des Geldverkehrs, der Mangel an entsprechenden Crediteinrichtungen und das barbarische Schuldrecht meist die persönliche sofortige Abwickelung erforderlich oder doch sehr wünschenswerth. Waren dennoch Schuldforderungen entstanden, so mußte der Gläubiger, wie wir sogar von römischen Senatoren wissen, sich nicht selten selber auf den Weg machen, sie einzutreiben, weit nach Jerusalem und Babylon; und das Schuldeneinkassiren kürzt den Weg nicht ab, wie Nathan der Weise meint. Mit dem Producenten und Händler bildete häufig sogar der Frachtführer Eine Person. Dies kam namentlich im Seehandel vor: der Producent u. s. w. war zugleich Eigenthümer des Schiffs, auf welchem er sich mit seinen Waaren nach dem fremden Markte begab. Das bei den Ausgrabungen in Ostia aufgefundene, jetzt im Zimmer der antiken Gemälde in der Vaticanischen Bibliothek befindliche wohlerhaltene Abbild eines Getreideschiffs zeigt uns die Person des Kaufmanns inmitten des Schiffsvolks. Nach dem ältesten bekannten Handelsvertrage, welcher zwischen Rom und Karthago ein Jahr nach der Verbannung der Tarquinier abgeschlossen wurde (Polybius), mußten die Ladungen römischer Schiffe bei ihrer Landung in karthagischen Häfen öffentlich versteigert werden. Dies bedingte persönliche Gegenwart des Kaufherrn und veranlaßte Zusammenkünfte von Menschen; wo ein Schiff landete, eröffnete sich

gleich ein Markt. Beim Landhandel waren die Transportwerkzeuge zwar auch mitunter Eigenthum des Kaufmanns, indessen beschäftigten sich doch auch ganze Stämme, insbesondere in der Libyschen, Arabischen und Mesopotamischen Wüste mit der Zucht der Lastthiere und der Ausführung der Transporte. Handelsgesellschaften, Rhederei, Versicherungswesen, Probenversendungen, Preisverzeichnisse u. s. w. gab es nicht. Um sich über die Conjuncturen ferner Märkte zu informiren, mußte der Kaufmann sich persönlich dorthin begeben, ganz wie im Mittelalter vor Herstellung der ersten regelmäßigen Posten die deutschen Kaufleute wegen desselben Zweckes in Person nach Antwerpen, Brüssel, Amsterdam, Augsburg u. s. w. reisten. Früher mußte man sich persönlich kennen lernen, ehe man in directe Handelsbeziehungen trat. Wie viele Millionen und aber Millionen Menschen stehen heute von Land zu Land, von Welttheil zu Welttheil miteinander in Verbindung und machen die promptesten und größten Geschäfte, ohne sich nur ein einziges mal im Leben zu sehen, während sie über Oceane und Wüsten hinweg wie die besten Bekannten verkehren. Schon der Umstand, daß entferntere Völker ihre Sprachen nicht verstanden, bedingte beim Handel persönliche Zusammenkunft. So berichtet Herodot (IV, 196) von einem sogenannten stummen Handel der Karchedonier mit einem libyschen Volke, an dessen Gebietsgrenze die Karthager, sobald sie mit der Karavane angekommen waren, die Handelsartikel auf der Erde ausbreiteten, während die Libyer nach Betrachtung der Waaren eine entsprechende Menge Goldes danebenlegten. Neuere Reisende haben an der entgegengesetzten Küste Afrikas, im Südosten, ein ganz ähnliches Verfahren beim Handel einzelner Stämme angetroffen und die Glaubwürdigkeit der herodotischen Nachrichten auch in diesem Punkte bestätigt. Von den Scythen, die mit ihren Karavanen zu den Agrip=

paern hinter dem Ural zogen, erzählt Herodot, daß sie ihre Geschäfte durch Dolmetscher in sieben Sprachen treiben.

Endlich war der Handel der Alten vorzugsweise Landhandel. Einen eigentlichen Seehandel im heutigen Verstande, einen Verkehr mit überseeischen Plätzen u. s. w. besaßen sie nur in beschränktem Maße. Diese Eigenschaft als Landhandel äußerte weitgreifenden Einfluß auf das Verkehrsleben. Die Karavanen waren nicht nur Waarentransporte etwa in dem Sinne eines Convoi von Frachtwagen unserer Zeit oder eines Güterzugs: sondern sie bildeten zugleich eins der wichtigsten, ja für die größesten Gebietsstrecken oft das einzige regelmäßige Communicationsmittel des gesammten damaligen Privatverkehrs. Ihren unermeßlichen Einfluß in dieser Beziehung kann man sich noch heute bei Ankunft der Karavanen aus Innerafrika in Tunis oder beim Aufbruch der persischen Karavanen auf dem Giaur Meidan, dem großen Platze in Trapezunt, oder bei der Sammlung der Pilgerkaravanen in Kairo auf das lebendigste vergegenwärtigen. Familienbeziehungen, Handelsinteressen, religiöse Verhältnisse, politische und sittliche Zustände, vor allem ein durch die ausgebreitetsten persönlichen Bekanntschaften getragenes Verkehrsleben treten uns aus dem bewegten, farbenreichen Bilde der Karavanen entgegen. Alle kennen einander oder werden sofort bekannt, handeln, besorgen die Bestellungen, Correspondenzen, sprechen von den Einzelheiten der ungeheuer langen Route und von den entlegensten Städten mit solcher Anschaulichkeit, als ob das alles unmittelbar vor den Thoren läge. Man schmeckt da so recht die frische, klare Quelle vieler der trefflichen Berichte des Vaters der Geschichte. Gibt der Tscherwadar oder der Kervanbaschi das Zeichen zum Aufbruche und ertönt die Glocke des Leitthiers, so beginnt in dem alten unwandelbaren Tempo des Karavanenmarsches die Bewegung von oft mehrern Hunderten

Kamelen und Maulthieren und mehrern Tausenden von Menschen, meist zu regelmäßigen Zeiten und längs der uralten weißgestreiften Pfade. Eilboten kommen der Karavane nach und entgegen, oder werden auch von ihr entsendet. Mit den begegnenden Karavanen werden alle Nachrichten von Wichtigkeit ausgetauscht; überall erschallt das „Inschallah" der Derwische; es wird gesegnet und speculirt, zu Gebeten und frommen Waschungen geschritten, gekauft und getauscht, wo unterwegs sich Gelegenheit findet, wie schon nach unsern ältesten Ueberlieferungen jene Midianiterkaravane unterwegs den Joseph kaufte. Die Hauptzüge halten stets bestimmte Stationen ein, auf denen ihre Ankunft lange vorher bekannt ist und wo sich gleich nach ihrem Eintreffen in den Karavanserais und den Menzils, auf den Meidans und in den Bazaren das regste Verkehrsleben entwickelt. Wie man heute am Tschadsee, in Asben, Bilma und Kano genau weiß, wann die Salz- und Natronkaravanen kommen und gehen, in Damaskus, Aleppo und Bagdad, wie es mit dem Turnus der Pilgerkaravane steht, in Orenburg, wann die Karavanen aus Khiwa, Bokhara und Taschkend eintreffen; und wie in Herat regelmäßig die Kreuzungen und Anschlüsse der Karavanen von Persien, der Bucharei, Indien und Afghanistan innegehalten werden: so war es auch im Alterthum in allen diesen Gegenden. Wir wissen aus den genauen, oft stationsweisen Beschreibungen der Karavanenstraßen bei Herodot, Strabo, Ptolemäus u. s. w. sowie aus den auf diese Quellen gegründeten verdienstvollen Arbeiten der neuern Gelehrten, namentlich Heeren's, Mannert's, Hofmann's, Spruner's u. a., daß ein weitverzweigtes Netz von Karavanenstraßen mit bestimmten Stationen die Alte Welt durchzog. So gingen in Afrika die Hauptadern von Memphis und Theben am Nil aus: a) südlich nach dem uralten Culturstaat Meroë und weiter nach Aethiopien zum

Anschluß an die Schiffahrt dieses Landes mit Arabien und Indien; b) westlich durch die Libysche Wüste über Ammonium und das Garamantenland Herodot's (IV, 183) nach Karthago, mit wichtigen Abzweigungen unterwegs in Garama: der einen nördlich nach Leptis, der andern südlich zum Tschadsee (noch jetzt die große Karavanenstraße ins Sudan); dann von Karthago südlich durch die Sahara bis in die Gegend des Niger; c) nördlich von Memphis nach Kanaan, Tyrus und Sidon; diese beiden Städte waren Hauptemporien des asiatischen Handels: eine classische Schilderung davon verdanken wir dem Propheten Ezechiel (Kap. 22). Es gingen von hier Karavanenstraßen nach Mekka und Saba im Glücklichen Arabien, dem Lande der Myrrhen, des Weihrauchs, des Balsams und der Narden, wo man nach Strabo Zimmt und Cassia brennt, auch das Larimnon, das wohlriechendste Rauchwerk (die Sure CVI des Koran erwähnt der beiden Karavanen der Koreischiten, die regelmäßig im Winter von Mekka nach Yemen, im Sommer von Mekka nach Syrien ziehen); ferner durch das Steinige Arabien nach Gherra am Persischen Meerbusen, einem bedeutenden Emporium des indischen Handels, wo die Thüren, Wände und Decken mit Gold und Edelsteinen verziert waren. Der Knotenpunkt dieser arabischen Karavanenstraßen war Petra, dessen Wichtigkeit weder den Phöniziern und Hebräern, noch später den Römern entging; von hier führte auch in nördlicher Richtung eine Karavanenstraße über Palmyra und Thapsakus nach Trapezus, sodaß das Schwarze Meer mit dem Erythräischen in Verbindung gesetzt war. Von Tyrus aus führte östlich eine Karavanenstraße über Palmyra nach Babylon, wo die Vereinigung mit der großen Karavanenstraße aus Kleinasien (Ephesus, Sardes) und Mesopotamien, das Euphrat- und Tigrisgebiet umfassend, stattfand. Von Babylon, der Haupt-

station des innerasiatischen Handels, gingen die Karavanen bis an den Indus zur Verbindung mit den indischen Handelszügen und bis nach Baktra (dem Hauptpunkte des ostasiatischen Handels, „der Mutter der Städte“, wie sie die Asiaten nennen, in Erinnerung an den ersten Fargard des Zendavesta: „Die vierte Gegend, die ich, der ich Ormuzd bin, zum Segen schuf, war das reine Bakhi [Baktra] der großen Fahnen“) zur Verbindung mit den chinesischen Karavanen aus dem Seidenlande Serica. Noch heute ist der „steinerne Thurm“ oder „Thron Salomo's“, wie ihn die Asiaten nennen, im Paß des Belur im Gebirge Casgar dieselbe Station für die nach China ziehenden Karavanen wie vor 2—3000 Jahren. Auch auf dem Oxus kamen die indischen und mittelasiatischen Waaren bis zum Kaspischen Meere und von dort mittels der Karavanen (Strabo meint sogar unter streckenweiser Benutzung des Cyrus, d. i. Kur) weiter nach Norden, auf die Züge treffend, welche von der für den griechisch-scythischen Handel so wichtigen Seestadt Olbia an der Mündung des Borysthenes in den Pontus Euxinus nach dem Kaspischen See und dem Ural entsandt wurden. So umfaßte eine Verbindung regelmäßiger Handelszüge die ungeheuern Entfernungen von dem heutigen Timbuktu bis Peking und vom Ganges bis zum Schwarzen Meere. Es ist nicht zu unterschätzen, in welchem Maße diese Karavanenzüge die regelmäßigen Staatstransportanstalten späterer Zeiten ersetzten. Ihre Langsamkeit (täglich 4—5 geographische Meilen; wenigstens alle 10 Tage einen Rasttag) wurde durch die Sicherheit und durch den Umstand zum Theil aufgewogen, daß sie durch vermittelnde Seitenverbindungen an den wichtigern Plätzen meist den Verkehr der ganzen umliegenden Gebiete der von ihnen durchzogenen Gegenden in den Bereich ihrer Communication zogen. Wenn Sachen und Nachrichten vom Nil bis zum Niger in 140

Tagen, von Byzanz nach Ekbatana in 40 Tagen, von Tyrus nach Saba in 70 Tagen sicher befördert wurden, so war das schon immer ein Vortheil für den Verkehr. Das Ineinandergreifen der Karavanenzüge (die Nachbarn erhalten jedesmal die Waaren und übergeben sie wieder den Nachbarn, Strabo, XVI) und der Umstand, daß sie in Gegenden kamen, woselbst anderartige regelmäßige Transportanstalten gar nicht angelegt werden konnten, machte sie nicht selten zu dem vorzugsweise, ja ausschließlich benutzten Communicationsmittel in weiten Gebieten der Alten Welt. Wenn man heute in Täbriz, der ersten bedeutenden persischen Stadt, auf welche der zu Lande kommende Europäer gewöhnlich stößt, die wenigen und mangelhaften Posttschaparen-Ritte wahrnimmt, dagegen erfährt, daß die Karavanen directe Verbindungen von Täbriz über Erzerum nach Trapezunt, über Eriwan nach Tiflis, über Ardebil nach Astara, über Kaswin nach Rescht, über Mijana nach Teheran, über Hamadan nach Isfahan, über Kirmanschah nach Bagdad, über Urmia nach Mosul und über Dilman nach Van herstellen, mithin nach allen Himmelsgegenden und sämmtlichen wichtigern Orten des Gebiets: so kann man sich noch jetzt eine lebendige Vorstellung von den Zuständen des Verkehrslebens im Alterthume machen. In Indien, wo viele schiffbare Flüsse und Kanäle sowie vortreffliche Landstraßen durch bevölkerte Gegenden führten, und wo man sich vornehmlich der Schiffe, Wagen und Elefanten zum Transport bediente, waren die Karavanen weniger gebräuchlich, und ähnliche Ursachen führten im Abendlande zu der gleichen Erscheinung.

Im eigentlichen Karavanengebiete wurden der Oxus, der Nil, und der Euphrat und Tigris zur Flußschiffahrt benutzt, jedoch mit Ausnahme des Nils nur in untergeordnetem Maße. Die Stromregulirungen, Kanalbauten, Schleu-

senwerke u. s. w., welche die Alten ausführten, waren vorwiegend auf die Zwecke der Bodencultur gerichtet. Der von Neko entworfene, von den Ptolemäern vollendete Schifffahrtskanal vom Nil zum Rothen Meere war nur in beschränktem Maße in Benutzung und ging später ganz ein. Der Schiffe der Armenier auf dem Euphrat und Tigris, welche namentlich Wein, gedörrtes Obst und armenische Pferde nach Babylon brachten, geschieht bei den alten Schriftstellern gelegentlich Erwähnung und es wird bemerkt, daß die Schiffer sie in dem holzarmen Babylon zerlegt, das Holz verkauft und den Weg heim zu Fuße gemacht hätten — ganz so wie es heute noch an mehrern Strömen, z. B. an der Weichsel, der Donau u. s. w. geschieht.

Im Abendlande war die Binnenschiffahrt weit ausgebreiteter. Nach Strabo wurde der Baetis (Guadalquivir) bis Hispalis (Sevilla) mit bedeutenden Lastschiffen, dann weiter hinauf bis Corduba mit Flußkähnen befahren. Auch auf dem Anas (Guadiana) schiffte man, jedoch nicht mit so großen Fahrzeugen und nicht eine so lange Strecke. Mehrere Kanäle in Hispanien wurden zur Schiffahrt benutzt. Die bedeutende Schiffahrt auf dem Tagus unter Benutzung der Ebbe und Flut, wie es noch heute bei Lissabon geschieht, beschreibt Strabo, III, 3, sehr anschaulich. Von dem Muliades (Mondego, an welchem Coimbra liegt) sagt er, man könne nur eine kleine Strecke aufwärts schiffen, dagegen seien der Durius (Duero) und der Minius 800 Stadien (20 Meilen) schiffbar. Auch der Ebro wurde für Handelsfahrzeuge benutzt. Von Gallien heißt es: „Das ganze Land ist von Flüssen durchströmt und es haben diese einen so geschickten Lauf, daß die Waaren leicht aus einem Meere in das andere gebracht werden können, sodaß man sie nur eine kleine Strecke zu Lande weiter zu schaffen braucht.“ Es ist Thatsache, daß die Waaren von Massilia den Rho=

danus aufwärts (unter Benutzung des von Marius behufs Herbeischaffung seiner Armeebedürfnisse im Cimbrerkriege angelegten und später der Stadt geschenkten Kanals [fossae Marianae]), dann durch den Arar (Saône), dann zu Lande bis an die Sequana (Seine) und von hier über den Ocean nach Britannien geschafft wurden et vice versa. Dies war lange Zeit die Handelsstraße mit Britannien (von der Militär- und Poststraße wird unten die Rede sein), und sie konnte bei günstigen Umständen in 30 Tagen zurückgelegt werden. Lutetia (Paris) hatte wichtigen Stapel- und Speditionsverkehr; es wird seines splendidissimum corpus nautarum gedacht; dann seiner großen Arena (im heutigen Garten des Luxembourg), wo zu Gratian's Zeiten einmal 100 Löwen zugleich erschienen. Auch brachte man die Waaren vom Rhodanus in den Liger (Loire) zu den Avernern et vice versa. War die Fahrt stromaufwärts unter Umständen zu schwierig, so geschah die Fortschaffung per Achse. Auf die letztere Art erreichte man z. B. von dem Haupthafen Narbo aus die Garumna und Burdigala (Bordeaux). Ferner wurden die Waaren von der Rhône in den Doubs und dann an den Rhein[2]) gebracht, wo eine lebhafte Schiffahrt stattfand. Auch der Handelsfahrzeuge auf der Ems und Elbe wird wiederholt gedacht. Die Verbindung des Pogebiets mit der Donau war in der Weise eingerichtet, daß der Waarenzug von Aquileja über die Julischen Alpen per Achse bis Nauportus (Laibach) ging; von hier auf dem Flusse Laibach in die Save bis Siscia (Sissek) und von dort in die Donau. Strabo beschreibt den Sklaven-, Vieh-, Häute-, Oel- und Weinhandel mit den Illyriern und Pannoniern auf dieser Route ausführlich und wundert sich über die hölzernen Fässer, die größer als ein Haus seien [d. h. ein italienisches]. Was würde er am Rhein sagen! — Der

Borysthenes (Dniepr) wurde 600 Stadien hinauf beschifft, was für den Handel der pontischen Griechen aus Olbia mit den scythischen und sarmatischen Völkerschaften und für die Ausfuhr des Getreides, der Wolle und der zum Schiffbau bei den Alten so gesuchten pontischen Fichten von Wichtigkeit war. Der Phasis, bis zur Festung Sarapana 20 Meilen schiffbar, vermittelte den Verkehr mit den Colchiern. In vier Tagen fuhr man von dort per Achse zum Kur und mittels dieses in das Kaspische Meer und an den Oxus, der hier die Ader für den Verkehr mit Baktrien und Indien bildete. Die Schiffahrt auf der Tiber war besonders wegen der Verproviantirung Roms mit Getreide und der politischen Bedeutung der Getreidespenden von Wichtigkeit. Anfangs nicht ohne Schwierigkeit, wie die in Erzählungen und Abbildungen (namentlich Reliefs) auf uns gekommene Ueberlieferung andeutet, daß eine Vestalin ein festgefahrenes Schiff mittels ihres Gürtels flott gezogen habe, wurde sie später durch die großartigen Hafenanlagen zu Ostia und Rom und durch die Stromregulirungen der Kaiser, namentlich Claudius, sehr erleichtert. Die Ausgrabungen, welche gegenwärtig in Rom zwischen dem Aventin und dem Monte-Testaccio hinter der Marmorata an der Stelle, wo man das alte Emporium vermuthet, vorgenommen werden, haben bereits überraschende Resultate ergeben, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich vom Forum boarium durch die ganze Via Salara bis zum Monte-Testaccio das Schifferviertel mit Magazinen, Niederlagen, Arsenalen, Zollstätten, Werften, Kais[3]) und allen Anstalten erstreckte, welche der Seeverkehr der Gebieterin der Welt erheischte. Außer dem Tiberhafen war derjenige von Puteoli zwischen dem Pausilippo bei Neapel und dem Misenischen Vorgebirge, namentlich seit Agrippa's Bauten in seiner Nähe (wozu die hier gefundene, den Bau

im Wasser erleichternde Erde von Puteoli benutzt wurde), am besuchtesten. Hier verkehrten vorzüglich die Schiffe in weiter Fahrt. Es kamen hierher die Waaren aus Indien und dem Orient durch directe Verbindung mit Alexandria und Byzanz. Der vortreffliche Hafen, seine herrliche Lage, das belebte Puteoli mit den schönen Straßenverbindungen in das Innere, die Nachbarschaft der viel verbrauchenden gleich hinterm Misenischen Vorgebirge liegenden Kriegsflotte, die Anwesenheit der hochgestelltesten Römer, welche hier an der lieblichen, von den gefeiertsten Dichtern besungenen Bucht von Bajä in der angenehmen Nachbarschaft des Lucrinischen Sees und des die edle Gabe desselben ergänzenden Falerner Berges monatelang verweilten mit ihrem großen Troß von Dienern und Bedürfnissen — alles mußte dazu beitragen, hier ein besonders reges Verkehrsleben hervorzurufen. Und dies erklärt, warum für jene Schiffahrt nicht das geographisch und maritim passendere Brundusium gewählt wurde (wie dies heute geschehen ist).

Sehr förderlich für den Schiffahrtverkehr war das bei den Alten übliche System der Anlegung von Colonien und Pflanzstädten. Ohne hier auf die Unterscheidung von Ackerbaucolonien, Industrie- und Handelscolonien, Militärcolonien u. s. w. einzugehen, sei nur daran erinnert, daß immerhin zwischen der Mutterstadt und diesen Colonien, mochten nun religiöse Beweggründe oder politische Ursachen, commerzielle Zwecke oder Rücksichten der Verbesserung der materiellen Existenz den Anstoß zur Bildung der Colonie gegeben haben, mannichfache Beziehungen bestehen blieben, deren Unterhaltung, ja deren Ausbildung in der Natur der Dinge lag. Es ist ein richtiger Takt der Sprache, daß dies Verhältniß mit Ausdrücken bezeichnet wird, die dem Familienleben der Menschen entlehnt sind. Indem diese Tochterstädte an dem Gestade des Meeres, an der Mündung

der Ströme und an Stellen mit guten Häfen oder wenigstens sichern Rheden angelegt wurden, mußten sie ebensowol zur Belebung der Seeschiffahrt als zur Förderung des Binnenverkehrs auf den fluvialen Straßen beitragen. Die Stadt Milet allein gründete um circa 800 v. Chr. 75 — 80 Colonien an den Ufern des Pontus Euxinus, welches früher sehr verrufene Meer von den Milesiern zuerst in den Kreis des geregelten Verkehrs gezogen wurde, ferner an der Propontis (Marmarameer) und dem Mäotischen See (Asowsches Meer) bis zum Tanais (Don). Sinope und andere noch heute lebende Städte verdanken ihr Dasein den Schiffsexpeditionen der Stadt Milet, welche andererseits durch diese Unternehmungen auch ihre eigene Größe begründete, deren Erinnerung noch nach Zerstörung der Stadt durch die Perser beim ganzen Hellenenvolke in dem Sprichwort fortlebte: „Einst wol waren mächtig die Milesier.“ Mit Milet machte Tyrus sich um die Anlage von Colonien, namentlich an der iberischen Küste (Tartessus, Gades), in Nordafrika (Utika, die beiden Leptis, Karthago, Cyrene u. s. w.) und auf den Inseln des Archipels verdient. Von Karthago wurden dann weitere Colonien in Spanien und bis Westafrika vorgeschoben. Mit der Expedition unter dem Admiral Hanno an die libysche Küste wurden allein 30000 Colonisten von Karthago entsandt. Die Griechen colonisirten unter andern Sicilien und Unteritalien (Großgriechenland) und die Küste der Provence (Massilia).

Außer den directen Verkehrsbeziehungen zwischen dem Mutterlande und den Colonien, sowie der letztern untereinander, bildete sich auch mit Hülfe dieser Anlagen der Verkehr mit den hinterliegenden Gebieten zweckmäßiger aus. Früher fuhr der Kaufmann an der Küste einher und landete an verschiedenen Stellen, je nachdem die Gelegenheit zum Verkauf seiner Waaren beziehentlich zum Eintausch der

Landesproducte sich darbot. Dieses zeitraubende, kostspielige und unbequeme Verfahren, welches überdies seinen Zweck nicht immer erreichte, und insbesondere auch die so wichtige Erlangung geeigneter Rückfrachten gar zu sehr dem Zufall unterwarf, wich mit der Thätigkeit der Colonien meist einem rationellen System, indem die Colonien sich zu Marktstätten für die Umgegend, zu Stapelplätzen des Handels mit dem Hinterlande und zu Stationen für den Reiseverkehr gestalteten. Es kam vor, daß fremde Handelsleute sich eine Reihe von Jahren in einem Orte aufhielten, der für die Conjuncturen günstig war und woselbst sie dann dauernde Einrichtungen für ihren Waarenverkehr, Niederlassungen u. s. w. begründeten. Die Niederlassung der Phönizier in Memphis, welches in Aegypten eine Zeit lang den Knotenpunkt des Verkehrs mit Libyen und Aethiopien bildete und woselbst die Phönizier ein ganzes Stadtviertel mit ihren Bazars, Comptoirs u. s. w. innehatten, ferner die Niederlassung der Griechen in Naukratis an den Nilmündungen und der Karthager in Syrakus erinnern an die Einrichtungen, welche die deutsche Hansa in entfernten Plätzen begründete, ihr Comptoir zu Bergen, den Stahlhof in London, das Osterlinger Haus in Antwerpen, die Niederlassung in Großnowgorod u. s. w. Von diesen vorgeschobenen Posten aus wurde ein lebhafter Correspondenz-, Reise- und Waarenverkehr mit dem Stammlande, der Basis der ganzen Operationen, unterhalten.

Aber auch nach einer andern Richtung hin war das System der Pflanzstädte und das damit zum Theil in Verbindung stehende Bundesgenossenschaftswesen von Einfluß auf die Schiffahrt. Wir wissen, daß der Mutterstaat regelmäßig Geschwader zu entsenden pflegte, um von den schutzbefohlenen Landschaften die Tribute und Steuern einzutreiben, die erhobenen Zollgefälle einzuziehen, unter Um=

ständen die Angelegenheiten wegen Einsetzung der Magistrate, der Aufsicht auf die Tempel u. s. w. an Ort und Stelle zu regeln, aus den öffentlichen Waldungen Holz zum Schiffbau und aus den Staatsbergwerken und Salinen die gewonnenen Producte zu holen u. s. w. Diesen Geschwadern schlossen sich die Kauffahrer gern an, indem die Orlogsschiffe für sie ein Convoi bildeten. Ein Anschließen der Handelsleute mit den Kauffahrteischiffen an die Expeditionen der Staatsregierung fand selbst bei den zu einem Kriegszuge auslaufenden Flotten statt, wie wir unter anderm aus den Beschreibungen der Expedition der Athener gegen Sicilien im Peloponnesischen Kriege ersehen. Auch bildeten nicht selten die denselben Curs steuernden Handelsschiffe eine Vereinigung (Admiralschaft) zum Schutz gegen die Seeräuber, die das Mittelmeer heimsuchten und von denen Thucydides, I, 5, ganz erbaulich bemerkt: „daß sie durch den Seeraub meist ihren Unterhalt gewonnen hätten, ohne daß dies Gewerbe noch für eine Schande angesehen worden wäre, vielmehr hätte es einigen Ruhm gebracht.“ Ein Zeichen der Zustände nach dem Verfall der griechischen und karthagischen Seemacht ist es, daß es den Römern nur mit großer Machtanstrengung gelang, die Seeräuberflotte zu vernichten, die bis auf 1000 Segel angewachsen war. Wenn das Geschäft so blühte, muß der Verkehr nicht so gering gewesen sein.

Zu dem regelmäßigen Schiffahrtsverkehr gehörten noch die jährlich wiederkehrenden Fahrten der Staats-Getreideflotten, namentlich von Athen und Rom und später Byzanz. Die Beschaffung dieses nothwendigen Lebensmittels war Staatssache. Das Becken des Schwarzen Meeres war schon damals das große Entrepot für den Getreidehandel. Wiederum war es eine milesische Colonie: Olbia an der Mündung des Borysthenes (Dniepr) in der Gegend des

heutigen Cherson, welcher hier die hauptsächlichste Vermittelung zufiel. Athen hatte durch Verträge in dieser Gegend die Lieferungen sichergestellt, seine wohlbemannte und armirte Getreideflotte kam alljährlich in den Pontus Euxinus; ihre pünktliche Rückkehr in den Piräus wurde mit Spannung erwartet; wegen ihrer Sicherstellung waren verschiedene Anstalten getroffen und unter andern auch die Befestigungen auf dem Vorgebirge Sunium (Cap Koloni) angelegt. Das Ausbleiben der Flotte hätte eine Revolution im Gefolge haben können. Rom hatte später auf dem Schwarzen Meere eine Flotte, deren Bemannung 3000 Köpfe zählte. Seine Hauptkornkammern waren indeß die Provinzen Aegypten und Afrika. Die Classis Africana und die Classis Alexandrina transportirten die Millionen und aber Millionen Scheffel Getreide nach der Tiber. Rom verbrauchte täglich circa 41000 Scheffel. Diesen Vorrath hatte Septimius Severus auf sieben Jahre gesammelt in den Speichern am Emporium.

Für den Depeschendienst zur See und zur Ausführung eiliger Aufträge der Regierungen, Entsendungen von Gesandtschaften u. s. w. waren besondere Staatsschiffe bestimmt, welche vermöge ihrer Bauart und Ausrüstung zu schnellern Fahrten geeignet waren als die Triremen oder die Frachtschiffe. Bei den Athenern wird namentlich des salaminischen Staatsschiffs für dergleichen Zwecke erwähnt; es lag im Piräus nebst einem Reserveschiffe derselben Beschaffenheit und Bestimmung stets segelfertig. Als Alcibiades von dem Commando der sicilischen Expedition abberufen werden sollte, wurde das salaminische Schiff mit den Depeschen nach Syrakus geschickt. Das heilige Schiff, Theoris genannt, ging alle Jahre mit einer Procession regelmäßig nach der Insel Delos, um dem Apoll ein Opferfest zu feiern. Der Jagd- und Späherschiffe wird in den Beschreibungen

der Seekriege der Griechen, Karthager und Römer vielfach erwähnt. Auch sie dienten für die Depeschenbeförderung, und namentlich waren die auf der Insel Rhodus erfundenen Jachten für diesen Zweck in Anwendung. Für den Dienst des Cursus publicus im Römischen Reiche waren derartige Schiffe in den Häfen an den wichtigern Seerouten bereit: im Hafen von Ostia zur Ueberfahrt nach Karthago, Sardinien und Corsica; im Hafen von Rhegium (Reggio) zur Ueberfahrt nach Messana auf Sicilien; im lilybäischen Hafen auf Sicilien zur Ueberfahrt nach Afrika (Karthago); im Hafen von Brundusium zur Ueberfahrt nach Illyrien, Macedonien, Epirus, Griechenland u. s. w.; im Hellespont und im Bosporus zur Ueberfahrt nach Asien; bei Gades zur Ueberfahrt über die Meerenge des Hercules nach Tingis in Afrika und im Portus Gessoriacum (Boulogne) zur Ueberfahrt nach Britannien. Sie wurden unter dem Begriffe der fugaces oder cursorias naves, zum Unterschiede von den onerarias naves (Lastschiffen), zusammengefaßt und führten auch die Benennung catascopus oder catascopium.

Entdeckungs- oder sonstige größere Expeditionen für Verkehrszwecke wurden nur in beschränkterm Maße von den Regierungen veranstaltet. Es gehören hierher die auf Veranstaltung des Königs Neko von Aegypten durch phönizische Seefahrer bewirkte Umschiffung Afrikas, die Expeditionen der karthagischen Admirale Himilko nach der Nordsee und Hanno nach der Westküste Afrikas, die von Darius Hystaspis veranlaßte Reise des Skylax nach Indien, die Entdeckungsreise des Eudoxus aus Kyzikos vom Rothen Meere aus nach Indien, veranstaltet durch den König Ptolemäus Euergetes II., die Entdeckungsreisen, welche Kaiser Augustus nach Arabien und Kaiser Claudius nach Indien machen ließ; auch kann zum Theil hierher die Expedition gerechnet werden,

welche der macedonische Admiral Nearch auf Befehl Alexander's von dem Indus durch den Persischen Meerbusen bis zum Euphrat und Tigris ausführte. Große Resultate wurden durch diese Expeditionen ebenso wenig erzielt, als es einem der einzelnen Seefahrer, welche weitere Reisen unternahmen und von denen zum Theil Periplus bekannt sind, wie Apellas aus Cyrene, Pytheas aus Massilia und andern gelang, die Sphäre des den Alten bekannten Theils der Erde wesentlich zu erweitern. Die Unbekanntschaft mit dem Kompaß, dessen Anwendung zuerst im 11. Jahrhundert zur Orientirung bei Landreisen erfolgte, sowie die Schwierigkeiten, welche sich bei der Unbekanntschaft mit mehrern unserer wichtigsten Nahrungsmittel u. s. w., einer gehörigen Verproviantirung entgegensetzten, zogen hier dem Unternehmungsgeiste eine Schranke. Strabo meint, daß wie viele sich auch auf den Ocean hinausgewagt, sie immer nur Wasser und nirgends Land angetroffen hätten, sodaß am Ende alle aus Mangel an Lebensmitteln und wegen Rathlosigkeit zur Umkehr wären genöthigt worden.

Der eigentliche Schiffahrtsverkehr blieb daher auf das Mittelmeer, das Schwarze und Hyrkanische (Kaspische) Meer, die Fahrten längs der europäischen Küste des Atlantischen Oceans nach den Zinninseln u. s. w., sowie auf die Fahrten im Rothen Meere, im Persischen Meerbusen und von beiden aus nach Indien und Aethiopien beschränkt. Der Schiffahrtsverkehr des Glücklichen Arabiens und Aethiopiens mit Indien und Taprobane (Ceylon) scheint seit uralten Zeiten zu commerziellen Zwecken mit ziemlicher Regelmäßigkeit betrieben worden zu sein. Diese Schiffahrt wurde durch die halbjährlich wechselnden Windströmungen wesentlich erleichtert. Auf denselben Wasserstraßen, wo heute von Suez und Aden her nach Bombay, Kalkutta, Point de Galle, auf Ceylon u. s. w. die Dampfer der Peninsular and

Oriental Steamship Navigation Company sowie der französischen Linie sich bewegen, segelten die Rohrschiffe aus Mohrenland, deren schon das Alte Testament erwähnt, und die Bambusschiffe aus Indien, von welchen Diodor berichtet, daß sie wegen des Rohrs, aus dem sie gefertigt seien, der Fäulniß lange Widerstand leisten (II, 17). Schon in dem ältesten Theile unserer Heiligen Schrift, dem Buche Hiob, wird des ophirischen Goldes und des Topases aus Mohrenland gedacht, und es ist anzunehmen, daß die Beförderung dieser Artikel, bevor sie in das Land Uz gelangt waren, zweckmäßig nur zu Schiffe stattfinden konnte.

Auf dem ebenerwähnten Seewege standen auch die Aegypter mit den Indiern durch Vermittelung der Araber, dieser großen Spediteure und Zwischenhändler des Alterthums, in Verkehr. Die Araber bewiesen nicht nur im Karavanenhandel große Rührigkeit, sie waren auch gewissermaßen als die Phönizier des südlichen Meeres anzusehen. Im Koran, welcher, wenn auch viel später geschrieben, doch auf die Gebräuche und Anschauungen, wie sie sich als Product früherer Zeiten gebildet hatten, ein beachtenswerthes Licht wirft, wird der Schiffahrt sehr oft erwähnt. So z. B. Sure XVII: „Euer Herr ist es, der zu euerm Vortheil Schiffe über das Meer fahren läßt, daß ihr aus seiner Fülle durch die Handlung euch bereichern sollt.“ Ebenso Sure XXXV und viele andere. Eine große Anzahl der Bilder und Gleichnisse des Koran sind aus der Schiffahrt hergenommen. Die bei den meisten seefahrenden Völkern noch heute gebräuchliche Benennung des Feldherrn zur See stammt aus dem Arabischen. Während die Schiffahrt der Griechen, Etrusker u. s. w. hauptsächlich oder fast ausschließlich nur innere Schiffahrt und Colonialschiffahrt war, trieben die Araber, Phönizier und Karthager auch äußere Schiffahrt. Die Phönizier nahmen an der Schiffahrt nach Indien beziehungsweise

Aethiopien vom Rothen Meere aus, sowie wahrscheinlich vermittels Colonien auch vom Persischen Meerbusen aus Antheil. Auch die Hebräer betheiligten sich, veranlaßt durch den unternehmenden Geist König Salomo's, eine Zeit lang an der Schiffahrt mit Ophir, dem Lande des Goldes und des Elfenbeins, der Perlen, Edelsteine und Gewürze, und hatten zu diesem Behufe zwei Häfen: Ezeongeber und Elath am Aelanitischen Busen des Rothen Meeres (dem östlichen Zipfel desselben) erworben. Diese periodischen Handelsfahrten nach Ophir pflegten stets drei Jahre zu dauern. Da die Hin- und Rückfahrt, sei es nach und von Indien, sei es nach und von den äthiopischen Ländern an der Südostküste Afrikas bei weitem nicht so lange währen konnte, so wird vermuthet, daß die phönizischen und hebräischen Kaufleute sich äthiopischen Karavanen oder indischen Handelszügen anschlossen und erst nach Beendigung dieser Unternehmungen an die See zurückkehrten. Später nahmen auch die Aegypter an dieser gewinnbringenden Schiffahrt Antheil. Vor den Zeiten Psammetich's und Amasis' wurde in Aegypten nur die Schiffahrt auf dem Nil und den wegen der Ueberschwemmungen angelegten Kanälen getrieben; die See hielten die Aegypter für unrein und schlossen ihr Land von derselben ab, um nicht mit Fremden in Berührung zu kommen. Jene Könige aber überwanden das Vorurtheil, und die Aegypter erschienen demnächst ebenfalls unter den seefahrenden Nationen. Die Haupthäfen für den Verkehr von Aegypten nach Indien et vice versa befanden sich südlich an der Westseite des Rothen Meeres. Es waren Myos-Hormos und das von Ptolemäus Philadelphus angelegte Berenice. Der Zug der Schiffahrt ging von Alexandria den Nil hinauf bis nach Koptos; die günstigen Winde erleichterten nach Plinius die Fahrt stromaufwärts dergestalt, daß dieselbe in zwölf

Tagen zurückgelegt werden konnte. Von Koptos gingen zwei Straßen nach Myos-Hormos und nach Berenice. Die Handelszüge brachten 11—12 Tage auf der Straße bis zum Rothen Meere zu. Von Berenice aus fand dann die Verbindung zur See mit Arabien und Indien statt. Später, zur Zeit der römischen Herrschaft in Aegypten, scheint der Hafen von Myos-Hormos bevorzugt worden zu sein. Die Römer, welche sonst wenig Sinn für die Schiffahrt hatten, brachten diesen Verkehr sehr in Flor. Ein Bild davon gibt uns Strabo (II, 4): „Als Gallus Statthalter von Aegypten war, reiste ich in seiner Gesellschaft bis nach Syene und an die äthiopische Grenze und erfuhr daselbst, daß 120 Schiffe von Myos-Hormos nach Indien absegelten.[4]) Früher zur Zeit der ptolemäischen Könige hatten immer nur wenige den Muth, die Schiffahrt zu treiben und indische Waaren herbeizuführen.“ Schon zu Plinius' Zeit gingen jährlich 50000 große Sestertien (2⅓ Mill. Thlr.) aus Rom nach Indien.

Die ptolemäischen Könige hatten für die Schiffahrt Aegyptens auf dem Mittelmeere erfolgreicher gewirkt, nachdem es ihnen gelungen war, den Libanon an sich zu bringen und gutes Schiffsbauholz zu erlangen, woran in Aegypten gänzlicher Mangel war. Es wird ein lebhafter ägyptischer Schiffsverkehr nach dem westlichen Theile des Mittelmeeres und nach Libyen erwähnt; die Insel Cythera (Cerigo) wird als die Relaisstation der ägyptisch-libyschen Schiffe bezeichnet (bei Thucydides). Der Schiffahrtsverkehr mit Nordafrika, an dessen Küste eine Reihe so großer Städte und blühender Landschaften lag, galt im Alterthume stets als besonders wichtig. Strabo erwähnt (III, 7) bei der Beschreibung Spaniens, daß von dort her nach den römischen Häfen Ostia und Dikäarchia (Puteoli) große Lastschiffe kämen, und setzt hinzu: „Ihre Anzahl beträgt nicht viel weniger als die der

libyschen.“ Alexandria blühte mächtig empor und sah zu den Zeiten Ptolemäus Euergetes III. bisweilen gegen 1000 Wimpel in seinen beiden Häfen. Es wird als besonderer Vorzug erwähnt, der große Hafen von Alexandria sei so tief, daß gleich an der Treppe das größte Schiff anlegen könne. Hier waren der große Markt und die Waaren- und Schiffslager. „Sehr merkwürdig ist die Menge derjenigen, die von Alexandria auf dem Kanale nach Kanopus Lustfahrten machen. Den ganzen Tag und die ganze Nacht ist er voll von Männern und Weibern, die auf den kleinen Schiffen unter Flötenspiel und Tanz die größte Ausgelassenheit zeigen“ (Strabo, XVII). Ein echt südliches, noch heute passendes Bild! Nachdem die größten Seehandelsplätze der alten Zeit: Tyrus, Milet, Korinth, Karthago, Athen mit seinem 400 Schiffe fassenden, von Tempeln, dem hippodromischen Markte, Hallen, Arsenalen u. s. w. umgebenen Piräus, seinem Phalereus und Munychius, deren jeder 50 Schiffe fassen konnte, Syrakus, Kroton, Sybaris u. s. w., durch die Kriege zerstört worden waren, auch Massilia im Bürgerkriege gelitten hatte, gingen die Hauptrollen in dem Schiffahrtsverkehre auf Alexandria und Rhodos über. Das Inselvolk der Rhodier war in allen bedeutendern Häfen mit seiner Flagge vertreten. Die rhodischen Schiffe galten als besonders seetüchtig und gute Segler. Die Anlage der Häfen von Rhodos, ihre Docks, Werfte, Magazine und Arsenale, Straßen und Mauern sowie ihre Hafenordnung werden als unübertrefflich geschildert. In Rhodos bildete sich das erste systematische Seerecht aus, das seiner Zweckmäßigkeit halber von andern, namentlich von Rom, recipirt wurde und von welchem sich noch ein Fragment in der Lex Rhodia de jactu erhalten hat.

Von den bekanntern Inseln betheiligten sich an dem damaligen Schiffahrtsverkehr außer Rhodos, obwol nicht in so

universeller Weise, noch Sicilien, Cypern, frühzeitig von den Phöniziern wegen des trefflichen Schiffsbauholzes, welches die Cedern-, Pinien- und Eichenwälder der Insel lieferten, sowie wegen des Reichthums an Erzen, besonders an Kupfer, colonisirt; Kreta (Candia), welches unter König Minos der Ueberlieferung zufolge die Seeherrschaft in dem ganzen Revier ausgeübt hatte, und bis in die spätern Zeiten geübte Seeleute lieferte; Korcyra (Korfu), schon aus der heroischen Zeit bekannt als Sitz der „schiffahrtskundigen Phäaken" Homer's und ihres Königs Alkinoos, erlangte im Adriatischen und Jonischen Meere ein großes Uebergewicht; hieraus entstand der Kampf mit den concurrirenden Korinthern, in welchem die erste geschichtlich bekannte Seeschlacht 664 v. Chr. geschlagen wurde; die Insel Cythere (Cerigo) war, wie schon erwähnt, eine wichtige Schiffahrtsstation, daher sie auch als von politischer Wichtigkeit im Peloponnesischen Kriege eine Rolle spielte; der Schiffe von Tenedos und Samos, der Weinschiffe von Chios und der Marmorschiffe von Aegina erwähnt Aristoteles; auch Lesbos (Mytilene) trieb ansehnliche Schiffahrt; Melos (Milo), welches allein von den Inseln des Archipels sich den Persern nicht unterwarf, sandte seine Schiffe nach Salamis, um mit der griechischen Flotte gegen die Perser zu kämpfen; für den Kauffahrteischiffahrtsverkehr war die Insel durch ihre Südfrüchte und Mineralien, namentlich den Schwefel, von Bedeutung. So gaben auch die Inseln Thasos durch ihre Goldbergwerke, Paros durch ihren berühmten Marmor, Naxos durch Mineralien, besonders Smirgel, Aethalia (Elba) durch ihr vortreffliches Eisen zu einem Schiffahrtsverkehr Anlaß.

Die Handelsmarine stellte in Kriegszeiten den Troß der Schlachtflotten, welcher die Vorräthe an Proviant, Schiffs- und Kriegsbedarf, Pferden, Lastthieren, Belagerungswerkzeugen u. s. w. führte. Die Zahl dieser Lastschiffe, welche

im Gefolge der Kriegsschiffe segelten, überstieg die Anzahl der letztern oft bedeutend. Wir haben Nachrichten über Expeditionen der griechischen und karthagischen Kriegsflotten, bei denen ein Troß von 500 bis zu 1500 Lastschiffen den Orlogsschiffen in drei- bis vierfach größerer Zahl als diese folgte. Die 1207 Dreiruder des Xerxes beim Zuge gegen Griechenland waren von 3000 Transport- u. s. w. Fahrzeugen begleitet.*)

Ueber die Schnelligkeit der Segelschiffe der Alten können wir uns eine ziemlich genaue Vorstellung durch Vergleichung mehrerer hierauf bezüglicher Nachrichten zuverlässiger alter Schriftsteller machen.**)

---

*) Die Expedition gegen Troja zählte nach Homer 1200 Scheffe, von denen die größten, die böotischen, mit 120 Mann, die kleinsten, diejenigen des Philoktetes, mit 60 Mann besetzt waren. Die Schiffe waren ohne Verdeck nach Art der Raubschiffe gebaut. Athen hatte beim Ausbruche des Peloponnesischen Kriegs 300 Kriegsschiffe zum Aussegeln fertig und operationsfähig, 100 andere waren im Bau oder in der Ausrüstung begriffen. In der Schlacht bei Salamis betrug die Flottenstärke der Griechen 471 Schiffe, der Perser etwa viermal soviel. Die Flotte Karthagos gibt Polybius auf 2—300 Schiffe an. Einmal, in der Riesenschlacht bei Eknomos im ersten Punischen Kriege 256 v. Chr., zählte die Schlachtflotte der Karthager 350 Schiffe mit 150000 Kriegern und Seeleuten; die Römer führten 300 Fünfruder in diese Schlacht, jeder mit 300 Seeleuten beziehungsweise Ruderknechten bemannt, dazu 40000 Soldaten. Im ersten Punischen Kriege hatten die Römer im Laufe von 24 Jahren 700 Kriegsschiffe, die Karthager 500 verloren. In der Schlacht bei Actium hatte Octavianus 260, nach andern Angaben 400, und Antonius 170—200 Schiffe zum Kampfe in der Linie.

**) Thucydides bei der Beschreibung des Reichs der Odryser erwähnt (II, 97), daß dasselbe sich von der Stadt Abdera bis an den Pontus Euxinus, da wo dieser mit dem Ister zusammenstößt, erstrecke. „Diese Gegend läßt sich, wenn man den kürzesten Weg

Faßt man die desfallsigen Angaben zusammen, so ergibt sich im Durchschnitt eine Geschwindigkeit von 1,4 geographischen

---

nimmt und den Wind immer im Rücken hat, mit einem Lastschiffe in vier Tagen und ebenso viel Nächten durchfahren." Die Entfernung von dem thrazischen Abdera, welches in der Nähe der Mündung des Nestos (heut Karasu Yenidje) in das Aegäische Meer, gegenüber der Insel Thasos lag, bis zu den Mündungen der Donau beträgt zur See mit dem Umwege, zu welchem der thrazische Chersonnes nöthigt, 128 geographische Meilen. Es ergibt sich also eine Geschwindigkeit von 1⅓ Meile per Stunde. Bei der Schilderung der Einnahme von Amphipolis, wohin Thucydides, welcher das bei der Insel Thasos liegende athenienſische Geschwader befehligte, zur Hülfe eilte, erwähnt er, daß die Fahrt von Thasos nach Amphipolis (Empoli) in einer halben Tagereise zur See zurückgelegt wurde. Dies ergibt für die athenienſischen Kriegsschiffe eine Schnelligkeit von 1⅔ Meilen per Stunde. Für die Fahrt um die Insel Sicilien (120 Meilen) gibt Thucydides acht Tagereisen zur See, Ephorus fünf Tage und fünf Nächte als erforderlich an; beide Angaben weichen nicht weit voneinander ab und ergeben eine Geschwindigkeit von circa 1⅙ Meilen per Stunde. Eine Schiffs-Tag- und Nachtreise ist nach Skylax und Marinus dem Tyrer = 1000 Stadien, d. i. 25 Meilen. Ptolemäus reducirt dergleichen Fahrten an unbekannten Küsten auf 500 Stadien. Marcianus Heraclius gibt sie nach Beschaffenheit des Windes auf 5—900 an. Nach Strabo (X, 4) wurden zur Ueberfahrt von Cyrene nach Cap Criu Metopon auf Kreta (nach Eratosthenes 2000 Stadien, nach unsern Karten 50 Meilen, was genau übereinstimmt) zwei Tage und Nächte gebraucht; vom Cap Sammonium an der Nordostspitze Kretas nach Aegypten (80 Meilen) drei Tage und Nächte. Hieraus ergibt sich eine Geschwindigkeit von 1¹/₁₂ Meilen. Von den Kaletiern an der Mündung der Seine bis nach Britannien hinüber hält Strabo (IV, 1) etwas weniger als eine Tagfahrt erforderlich, mithin stellt sich eine Geschwindigkeit von 1⅔ Meilen heraus. Von Phasis nach Sinope (78 Meilen) brauchte man nach seiner Angabe 72 Stunden, was 1¹/₁₂ Meile per Stunde ergibt. Diodor bemerkt, daß man zu Schiffe die

Meilen oder 5,6 Knoten per Stunde, und dies stimmt mit den verschiedenen Nachrichten bei Herodot (I, 203, II, 11, IV, 86 fg.) im wesentlichen überein.*)

Breite des Arabischen Meeres in 24 Stunden zurücklege, was einer Geschwindigkeit von circa 1½ Meilen per Stunde gleichkommt. Zu den Zeiten des Kaiserreichs wurde die Fahrt von Alexandria nach Puteoli in neun Tagen und Nächten, folglich mit einer Geschwindigkeit von 1²/₉ Meilen zurückgelegt und das Adriatische Meer bis an den innersten Winkel in sechs Tagereisen durchschifft (Strabo, VII), was 1⅔ Meilen per Stunde ergibt.

*) Unsere schnellsten Postdampfer legen gegenwärtig durchschnittlich 14 Knoten per Stunde zurück; bei längern Reisen 10—12 Knoten (2½—3 Meilen). Die Reise um Afrika würden sie incl. Aufenthalt für Kohlen- und Wassereinnahme in 2⅓ Monaten zurücklegen. Wenn die Phönizier bis ins dritte Jahr gebrauchten, so erklärt sich diese auch für die damaligen Verhältnisse ungemein lange Zeit aus der Nothwendigkeit des Säens und Erntens wegen der Verproviantirung. Nicht um einen unberechtigten Vergleich anzustellen, sondern des sich daran knüpfenden Interesses wegen, sei hier erinnert, daß bei den zur Zeit bestehenden Verbindungen die Reise um die Erde in 3¼ Monaten zurückgelegt werden kann. Von London über Calais per Bahn bis Marseille und von dort per Dampfer bis Alexandria: 8 Tage; von Alexandria nach Suez per Bahn und von dort durchs Rothe Meer per Dampfer nach Aden: 7 Tage; von Aden bis Point de Galle auf Ceylon: 11 Tage; von Point de Galle nach Sidney in Australien: 24 Tage; von Sidney immer per Postdampfer nach Neuseeland: 7 Tage. So sind wir in 57 Tagen bei unsern Gegenfüßlern angelangt und haben die Hälfte der Reise um die Erde vollendet. Zwischen Neuseeland und Panama unterhält seit Juni 1866 die von der britischen Regierung subventionirte Panama-New-Zealand and Australian Royal Mail Company mittels großer Postdampfer zweimal monatlich einen regelmäßigen Traject in 28 Tagen; über den Isthmus von Panama führt uns die Eisenbahn in 4 Stunden nach Aspinwall, und von dort der Postdampfer in 5 Tagen über Jamaica nach Sanct-Thomas, wo das Postdampfschiff nach Eng-

Die Schiffsgelegenheiten wurden im Alterthume in ausgedehntester Weise zum Reisen benutzt, wie sich dies aus der Küstenentwickelung im Mittelmeerbecken und der Inselformation hinlänglich erklärt. Eigentliche Passagierschiffe in unserm Sinne gab es nicht, wenn man von den Seefähren absieht. Es waren Markt- und Handelsschiffe, deren die Reisenden sich bedienten. Daher war diese Art zu reisen auch außerordentlich billig. Zu Platon's Zeiten zahlte man nach Böckh für eine Reise von Aegypten oder dem Schwarzen Meere nach Athen höchstens 2 Drachmen (15 Sgr.) für eine ganze Familie nebst Gepäck. Die Fahrt von der Insel Aegina nach dem Piräus kostete damals 2 Obolen (2½ Sgr.), zu Lucian's Zeiten das Doppelte. Von einem bei Demosthenes gegen Phorm. erwähnten Fahrzeug wird bemerkt, daß es außer Ladung, Sklaven und Schiffsmannschaft 300 Passagiere an Bord hatte. Auf dem Schiffe, mit welchem der Apostel Paulus von Alexandria nach Puteoli fuhr, befanden sich 276 Seelen.

Es ist eine ganz irrige Meinung, den Reiseverkehr im Alterthume gering anzuschlagen. Von vielen berühmten Männern wissen wir schon aus der ältesten Zeit, daß sie ganz bedeutende Reisen unternahmen, sei es im Interesse ihrer eigenen Ausbildung, oder der Wissenschaft, insbe-

---

land sich anschließt und in 15 Tagen die Ueberfahrt nach Southampton vollendet, von wo uns der Expreßzug in 2 Stunden 20 Minuten nach London zurückbringt. Auf dieser zweiten Hälfte der Fahrt haben wir 49 Tage gebraucht und die Reise um die Erde somit in 106 Tagen vollendet. Auf der Tour London — Alexandria — Ceylon — Hongkong — Yokohama — San-Francisco — Panama — Aspinwall — Sanct-Thomas — London, wo wir ebenfalls Postdampfer zur Benutzung finden, würden zur Reise um die Erde zwei Tage mehr erforderlich sein. Nach Beendigung der Pacificbahn wird die ganze Fahrt circa 80 Tage erfordern.

sondere der Philosophie und Gesetzgebungskunde, oder zu geographischen und commerziellen Zwecken oder aus Anlaß politischer Missionen. Denn in vielen Fällen, wo es sich um internationale oder interfederale Beziehungen handelte, wurde die Communication mittels Noten und Depeschen vielfach durch die persönliche Erledigung ersetzt. Der Gebrauch dauernder diplomatischer Vertretungen bestand nicht; daher die häufige Entsendung Specialbevollmächtigter, die sich oft mit großem Gefolge von Secretären, Dolmetschern, Dienern u. s. w. auf die Reise begaben. Dazu kamen die Missionen zur Befragung berühmter Orakel, die Reisen der Statthalter in ihre Provinzen, der controlirenden Beamten, später der Bischöfe und Presbyter zu den Concilien u. s. w. Die verschiedenen Bündnisse (Amphiktyonien, Ionische Dodekapolis, Achäischer Bund u. s. w.) hielten durch Abgeordnete ihre regelmäßigen Zusammenkünfte ab, und wie innerhalb des Staats die Volksversammlung, so war außerhalb desselben die Conferenz das eigentliche Geschäftsorgan. Ganz abgesehen von dem Handelsverkehr waren die Landstraßen und Schiffe von Reisenden sehr frequentirt. Die tiefeingeschnittenen Wagengleise selbst auf den harten Basaltpflastern der Römerstraßen auch in den von Rom weit entfernten Gegenden legen noch heute Zeugniß von dieser Regsamkeit des Verkehrs ab. Der Privatmann mußte reisen, um seine Rechtsgeschäfte am fremden Orte persönlich zu besorgen, solange die Wahrnehmung durch einen Anwalt noch nicht existirte. Selbst römische Senatoren begaben sich auf die Reise, um Schuldforderungen persönlich einzukassiren. Sophisten und Improvisatoren, Lehrer der Beredsamkeit, Schauspieler und — was bei jenen unterhaltungsbedürftigen und durchweg abergläubischen Völkern des Alterthums sehr in Betracht kam — Gaukler, Zauberer und Wahrsager durchstreiften Land und Meer nach allen Richtungen. Noch heute findet man im

Orient ähnliche Zustände. „Ganz Mittelasien", sagt Vámbéry, „ist noch heute von Derwischen, Hadschis, Pilgern und Bettlern durchzogen." Nach Tiflis kommen jährlich etwa 10000 wandernde Perser, und von der Einwohnerschaft Teherans gehen etwa 40000 jährlich auf Reisen. Die Athener charakterisirt Thucydides als reiselustig. Auch die Italiker besuchten in großer Anzahl die Provinzen. Als Mithridates von Ephesus aus an seine Statthalter den Befehl ergehen ließ, die in ihren Bezirken sich aufhaltenden Italiker an Einem Tage zu tödten, wurden über 100000 Italiker umgebracht. Cicero, „Pro lege Manilia", erwähnt, wie die Zahl der römischen Bürger in Kleinasien so groß und ihr Verkehr so wichtig sei, daß schon der Schutz desselben den Krieg motivire.

Ehe der Wagen allgemeiner in Gebrauch kam, wurden die Reisen zu Lande entweder zu Fuß, indem die Sklaven das Gepäck trugen, oder reitend zurückgelegt. Die Haupterfordernisse waren, wie wir unter anderm aus Plautus Mercator wissen, Schwert, Mantel und Flasche (mit Oel zum Salben). Für die Frauen kam, wenn sie nicht ebenfalls der Reitthiere sich bedienten, die Sänfte, später erst der Wagen in Benutzung. Die römische, auch von Männern benutzte, von hohen Liburnern (Juvenal) getragene Sänfte hatte verschließbare Fenster und war zum Schlummern, Lesen und Schreiben bequem eingerichtet. Augustus, welcher wegen seines schwächlichen Körpers nach Sueton meist in der Sänfte reiste, bediente sich in der Stadt und deren Umgebung häufig einer offenen, damit jeder sich ihm nahen und Anliegen vorbringen konnte. Severus begab sich, da er schon hoch bejahrt war, nach Herodian in einer Sänfte zum Feldzuge nach Britannien. Verres durchreiste seine Provinz (Sicilien) in einer von acht Männern getragenen Sänfte, deren Kissen mit Rosenblätttern aus Malta gestopft waren. Die Mythe

der Griechen schrieb die Erfindung des Wagens dem attischen Könige Erichthonios zu, dem Sprößling des Vulcan aus dem bekannten Abenteuer mit der Minerva. Lahm geworden durch den Vorgang bei seiner Conception, habe er zu seinem Gebrauche den Wagen erfunden, wofür er unter die Sternbilder versetzt worden sei. Die Benutzung des Wagens zum Reisen wurde jedoch erst in den Zeiten des römischen Kaiserreichs allgemeiner. Cato und Flaccus besteuerten die Wagen in Rom, um diesen Luxus zu bannen. Anfangs nur Streitwagen oder Rennwagen, wurde das neue Vehikel zum Fahren nur den Göttern beigelegt. Hieraus leitete sich dann seine Verwendung bei gottesdienstlichen Feierlichkeiten, bei Triumphzügen u. s. w. ab. Bekanntlich waren die ältesten Wagen alle zweiräderig, wie noch heute die meisten Fuhrwerke, denen man auf den Landstraßen des Südens begegnet. Die Räder hatten keine Speichen und waren fest mit der Achse verbunden, ganz wie noch heutzutage die Landwagen in Portugal mit ihrem famosen Chiado, jenem Gequietsche der sich mitdrehenden Achse, welches einem die schönen Straßen von Lissabon verleiden kann, das der Portugiese aber zur Aufmunterung der Zugochsen für unentbehrlich hält. *) Nachdem man die zwei andern Räder hinzugefügt hatte, welche Verbesserung den Phrygiern zugeschrieben wird, ward der Wagen, namentlich seitdem die Römer dem Straßenbau so erfolgreiche Pflege hatten angedeihen lassen, in größerm Maße als Transportmittel und erst hierauf zum Reisen angewendet. Jedoch wurde noch bis ins Mittelalter die Benutzung eines Reisewagens als etwas für einen Mann

---

*) Merkwürdig war es mir, in einem der selinuntischen Reliefs — nächst den mykenischen Löwen den ältesten Denkmälern der griechischen Plastik — im Museum zu Palermo einen Wagen genau von der ebenbeschriebenen Art dargestellt zu finden.

nicht recht Passendes angesehen. Wer den Orient und die iberische und afrikanische Küste des Mittelmeeres bereist, dem wird es sicherlich auffallen, in welch überwiegendem Maße dort noch heute auf fast allen Reisen von dem Reiten Gebrauch gemacht wird. In Stambul stehen an den Straßenecken statt unserer Droschken und Fiaker gesattelte und gezäumte Pferde für den Verkehr in der Stadt bereit. In den persischen Städten werden alle Visiten geritten. Das Fahren steht den Frauen zu. Bei den orientalischen Großen war es schon im Alterthum Sitte, ihre Frauen in einem verhüllten Prachtwagen ausfahren zu lassen. Herodot sagt bei Beschreibung des persischen Kriegszugs (VII, 84): „Auch führten die Perser Reisewagen mit und darin ihre Kebsweiber sammt zahlreicher Dienerschaft.“ In einem solchen Wagen entzog sich der verbannte Themistokles auf der Flucht aus Mysien in das Perserreich seinen Verfolgern, indem seine vertrauten Begleiter ihn für ein griechisches Mädchen aus Ionien ausgaben, welches an des Königs Hof gebracht werden sollte. Die römischen Feldherren und Staatsmänner bedienten sich, wenn sie genöthigt waren, weite Reisen schnell zurückzulegen, schon lange Zeit vor Errichtung des Cursus publicus der Wagen mit unterlegten Pferden. So reiste Sempronius Gracchus bei einer Gesandtschaft von Amphissa in Lokris nach Pella in Macedonien per dispositos equos 43 deutsche Meilen; er traf bei dem allerdings sehr schwierigen Terrain am dritten Tage in Pella ein. Cäsar, wenn er sich summa cum celeritate, wie er oft selbst genug sagt, zu seiner Armee begab, z. B. von Illyrien nach Gallien, legte in seinem leichten zweiräderigen Cabriolet (Cisium) durchschnittlich etwa 25 deutsche Meilen täglich und mitunter mehr zurück. Mit der Rheda, einem vierräderigen für mehr Gepäck eingerichteten Wagen fahrend, legte Cäsar nach Sueton täglich

100000 römische Schritte, d. i. 20 geographische Meilen zurück.[5]) Von Mithradates, dem Könige von Pontus, wird berichtet, daß er mit gewechselten Pferden bis zu 25 Meilen in Einem Tage zurückzulegen vermochte. Wenngleich unsere Schnellposten, die in wohlangebauten Gegenden fahren, eine um 50 Proc. erhöhte Geschwindigkeit entfalten, so ist doch für eine von ein und derselben Person hintereinander ausgeführte weitere Reise jene Schnelligkeit als eine ganz außerordentliche anzusehen. Bei dem zunehmenden Luxus reisten die vornehmen Römer mit einem großen Troß von Sklaven für Küche, Keller, Kapelle, und mit einem ganzen Apparat von Hausrath. Horaz (Satiren, Buch I, 6) spöttelt über den Prätor Tullius, der blos um von Rom nach Tibur (Tivoli) zu ziehen, fünf Sklaven hinter sich hat, „lasanum portantes, oenophorumque". Von Nero wird berichtet, daß er zuweilen mit einem Troß von 1000 Wagen reiste. Von Claudius erzählt Sueton, wie in dessen Reisewagen unter andern Bequemlichkeiten auch ein Bretspiel so angebracht gewesen sei, daß während der Fahrt gespielt werden konnte.

Zum Reiten bei längern Reisen bediente man sich des Maulthiers, des Esels und des Kamels, sowie zum Sachentransport außerdem der Lastochsen. Seltener wurde für diese Zwecke das kostspielige, in Beziehung auf den Unterhalt anspruchsvollere und auf den gebirgigen Pfaden nicht so gut verwendbare Pferd benutzt, welches in mehrern Gegenden überhaupt nur zur Erzeugung von Maulthieren gehalten wurde. Nicht, daß bei den Alten die Pferdezucht etwa wäre vernachlässigt worden. Von den ältesten Völkern waren es besonders die Araber und Perser, welche sich mit Vorliebe der Pferdezucht widmeten, und das Roß spielt in ihren Dichtungen wie in ihrem Paradiese eine hervorragende Rolle. Doch erzählt Herodot bei Beschreibung des Heeres des Xerxes: „Die Araber tummelten alle ihre Kamele, die

an Schnelle den Pferden nichts nachgaben." Berühmt waren die nisäischen Pferde von der Puszta zu Herat (Nisäa), von denen die weißgeborenen in den Marstall des Königs von Persien kamen. Die Perser ließen sich Tribute zum Theil in Pferden entrichten; so lieferte Medien ihnen von seiner kleinen muthigen Rasse jährlich 3000 Stück und 4000 Maulthiere, Kappadocien 1500 Pferde und 2000 Maulesel, Cilicien 360 weiße Pferde. Der Statthalter von Babylon hatte 800 Springhengste und 16000 Stuten (Herodot, I, 120). Die ausgedehnteste Maulthierzucht fand jedoch in Armenien statt, welche Provinz jährlich einen Tribut von 20000 Stück lieferte. In Griechenland hatten die reichern Bürger als Ritter, Hippeis, die Verpflichtung, Pferde zu halten, um im Felde sowie bei den öffentlichen feierlichen Aufzügen beritten zu sein. Wir haben aus der classischen Zeit zwei interessante Schriften von Xenophon über die Reitkunst und die Pflege des Pferdes sowie über die Führung der Reiterei (die von ihm citirte Schrift des Simon über die Reitkunst ist nur in kleinen Bruchstücken auf uns gekommen). Die vornehmen Athener trieben in Rennpferden einen großen Luxus. Bei den Wettrennen im Hippodrom am Ilissus oder im Hain bei Olympia zu glänzen, war ein großer Sporn für diese Art des Ehrgeizes. Alcibiades trat in Olympia einmal mit sieben Rennwagen in die Schranken, und als drei seiner Gespanne Preise errangen, besang ihn Euripides: „Schön ist, o Klinias' Sohn, das Siegen; das Schönste, was der Griechen keinem je gelang, Sieg mit dem ersten Gespann und zweiten und dritten erringen." Die heitere Stadt Sicyon, berühmt durch ihre Kunstschule, den Liebreiz ihrer Frauen und die anmuthige Pracht ihrer Blumen und Kränze, zeichnete sich auch durch schöne Pferde aus; insbesondere waren die Schimmel von Sicyon (Horaz spricht Ode VII vom „edle Rosse zie-

henden Argos") sehr beliebt. Im syrischen Reiche traf namentlich Seleucus Nikator Anstalten für eine ausgedehnte Pferdezucht; in der großen Stuterei, welche bei Apamea auf den schönen Fluren am Orontes angelegt war, wurden 30000 Stuten und 300 Hengste gehalten. Berühmt waren auch die parthischen Stuten, Strabo stellt ihnen die lusitanischen zur Seite, welche der Mythe nach durch den Westwind trächtig wurden. Hauptsächlich wurden die Pferde nach Obigem für den Krieg, für die feierlichen Aufzüge bei religiösen Festen und Staatsactionen und für die Rennbahn gebraucht. Bei weitern Reisen war schon der Umstand erschwerend, daß man im Alterthume zwar Zügel und Sporn, aber nicht unsere Sättel und Steigbügel kannte. Man ritt entweder auf bloßem Pferde oder bediente sich einer Reitdecke, eines Kissens oder des untergelegten Mantels. Das Besteigen des Pferdes war ein Aufschwingen und um dabei festen Halt zu gewinnen, wurde die Mähne besonders gepflegt; daher waren auch die thrazischen Pferde mit starken Mähnen beliebt. Die Perser stiegen in der Weise auf, daß der Fuß in die hohle Hand eines Sklaven gestellt wurde. An den Seiten der wohlangelegten Heerstraßen der Römer waren in kurzen Entfernungen viereckige Steine zur Erleichterung des Auf- und Absteigens vom Pferde aufgestellt. Man sieht sie noch heute an vielen alten Römerstraßen. Von den Germanen erzählt Cäsar (Bell. gall., IV, 2), daß sich beim Reiten der Reitdecken zu bedienen in ihren Augen für die größte Schmach und Erbärmlichkeit gelte; deshalb wagen sie es, wenn ihrer auch noch so wenige sind, die größte Schar Deckenreiter anzugreifen. Auch die berühmten numidischen Reiter fochten auf ungesattelten Pferden mit einem Binsenstrick als Zügel. Erst im 4. Jahrhundert n. Chr. kamen Sattel und Steigbügel in Gebrauch. Aus einer Verordnung im Theodosianischen Codex ersehen wir, daß das

Gewicht von Zaum und Sattel bei den Pferden im Dienste des Cursus publicus nicht über 60 Pfund betragen durfte. Auch die Kostspieligkeit der Pferde bei den Griechen erschwerte, wie schon bemerkt, ihre allgemeine Anwendung zu Reisen. Böckh („Staatshaushalt der Athener") gibt den Preis eines Pferdes zu 3—12 Minen = 75—300 Thlr. an, was in Rücksicht auf den damaligen Werth des Geldes als enorm theuer zu erachten ist. Ein gutes Maulthier kostete kaum den dritten Theil dieser Summe. Es gab Zeiten, wo die Conjuncturen so standen, daß eine Sklavin billiger zu kaufen war als ein Pferd. Wenn das Pferd daher zum Reiten im Privatverkehr nicht so viel benutzt wurde als das Maulthier, so kam es dagegen bei dem Postdienste der Regierungen vorzugsweise in Anwendung. In Indien wurde der Elefant nicht nur zum Kriege und zu Festaufzügen, sondern auch von den Vornehmen im gewöhnlichern Verkehre benutzt. Im Ramajan III heißt es: „Sonst hörte man in der Stadt stets ein großes Geräusch von Männern und Weibern, gleich streitenden Heeren. Die Vornehmern gingen und kamen auf Wagen, auf Elefanten und auf Pferden."

Gasthäuser in unserm Sinne gab es in den ältern Zeiten nicht. Im Orient boten auf den großen Verkehrsstraßen die Karavanserais ein Unterkommen dar, das allerdings nur in Obdach und Wasser bestand, während alle andern Geräthschaften und Bedürfnisse auf der Reise mitgeführt werden mußten. Im übrigen nahm man aber meisthin die Gastfreundschaft in Anspruch, deren ausgedehnteste Gewährung tief in die Sitte eingedrungen, durch religiöse Satzungen geheiligt und zum Theil selbst durch bürgerliche Gesetze geregelt war. Das Gastrecht wurde nicht nur von Privatpersonen, sondern auch von ganzen Städten auf öffentliche Kosten, sei es gegen einzelne oder auch eine Gesammtheit von Reisenden, Schiffahrt- oder Handeltrei-

benden, welche Angehörige der befreundeten Nation waren, geübt. Die Ausgleichung fand man in der Reciprocität. Man gab sich untereinander Täfelchen (tesserae), welche eine desfallsige Versicherung enthielten. Diese Ausdehnung des Gastrechts sowie ferner die Einfachheit des damaligen Haushalts und der geringe Werth der Zeit trugen in hohem Maße zur Erleichterung des Reisenden bei. Die persönlichen Bekanntschaften waren sehr ausgebreitet, und die Verbindungen unter den Seestädten, namentlich auch wegen der Colonien, keineswegs selten und regellos.

Fast immer befanden sich verhältnißmäßig sehr viele Leute unterwegs, die näher bekannt wurden (mit jemand länger gereist zu sein, wird im Orient als halbe Verwandtschaft angesehen), und ihre Anzahl bildete eine Kette, durch welche sich die Nachrichten wie ein elektrischer Strom fortpflanzten. Das Gerücht, über dessen große Wirkung die nach dem Orient kommenden Europäer in Verwunderung gerathen, eilt den Briefen voraus.*) In einigen Ländern war es Gesetz, daß wer etwas auf den Staat Bezügliches durch Gerüchte von den Nachbarn erfuhr, dies sofort der Obrigkeit melden mußte. Cäsar berichtet aus Gallien (Buch IV, 5), daß dort die Sitte herrsche, Reisende auch gegen ihren Willen anzuhalten und nach allem zu fragen,

---

*) Cicero schreibt 693 d. St. an Atticus: „Daß meinem geliebten Bruder Quintus die Provinz Asien zugefallen ist, hast Du vernommen, denn ich zweifle nicht, daß das Gerücht Dir das schneller gemeldet hat (aus Rom nach Athen), als ein Brief von einem von uns es hätte thun können.“ Und 694 schreibt er an eben diesen Bruder Quintus: „Zwar zweifle ich nicht, es werden viele Nachrichten, ja schon das allgemeine Gerücht wol schneller sein als dieser Brief, und Du werdest von andern es früher vernehmen, daß meine Sehnsucht und Dein Amt (als Prätor in Asien) noch ein drittes Jahr werden dauern müssen.“

was sie über diese oder jene Sache gehört oder erfahren haben (quod quisque eorum de quaque re audierit aut cognoverit). „Ebenso drängt sich dort das Volk in den Städten um die wandernden Handelsleute; woher sie kommen und was sie erfahren haben, müssen sie dann erzählen.“ Ferner VII, 3: „So oft etwas Wichtiges und Außerordentliches vorfällt, geben sie sich davon mit Geschrei durch Stadt und Land ein Zeichen (clamore per agros regionesque significant); der Reihe nach theilen es die Nächsten den Nächsten mit, denn was zu Genabum am frühen Morgen vorging, hörten die Averner schon mit Anfang der Nacht, obgleich ihre Entfernung 160 Millien (circa 30 geographische Meilen) beträgt.“ Wie sehr die hierdurch erzielte schnelle Nachrichtenbeförderung dem römischen Feldherrn auffiel, erhellt auch aus Buch V, 53 l. c.: „Unterdessen kam die Nachricht von Cäsar so unglaublich schnell (incredibili celeritate) zu Labienus, daß schon vor Mitternacht das Geschrei vor dessen Lager gehört wurde, durch welches ihm die Römer diesen Sieg und ihre Freude darüber bekannt machen wollten.“ Cäsar, welcher dem Legaten Quintus Cicero gegen die Nervier zu Hülfe geeilt war, befand sich vom Standquartiere seines Unterfeldherrn Labienus 60 Millien (12 geographische Meilen) und war erst 3 Uhr nachmittags bei Cicero eingetroffen. Die Nachricht hatte in der Stunde etwa zwei Meilen zurückgelegt, was mit der Schnelligkeit in dem oben citirten Falle ungefähr übereinkommt.

Diese mündliche Ueberlieferung ergänzte zum Theil die allerdings empfindlichen Mängel, welche der Fernmittheilung (Briefschreiben, Telegraphiren) im Alterthume beiwohnten. Zuerst dienten hierfür Flamme und Rauch. Die schnellste Nachricht vom Falle Trojas soll durch Fanale nach Griechenland gekommen sein. Appulejus erzählt von den Persern, daß sie ausgestellte Posten gehabt hätten, welche

durch Fackeln die Signale bis zur Residenz des Königs hin übertragen hätten. Nach Herodot (IX, 3) meldete der persische Feldherr Mardonius dem noch in Sardes befindlichen Könige die Nachricht von der Besetzung des verlassenen Athen durch Feuerzeichen. Ferner VII, 182: „Davon (von dem Seetreffen bei Sciathus und dessen Ausgang) bekamen nun die Hellenen, welche bei Artemisium lagen, Kunde durch Feuerzeichen aus Sciathus.“ So auch Thucydides, III, 80: „Gegen die Nacht wurden die Peloponnesier durch Feuerzeichen benachrichtigt, daß 60 athenische Schiffe von Leukas im Anzuge seien“, und VIII, 102: „Die Athener, welche sich mit 18 Schiffen bei Sestos befanden, als ihnen die Feuerwächter die Zeichen gaben, daß die Peloponnesier im Anzuge seien.“ Von den desfallsigen Communicationen der Macedonier erwähnt Curtius: „Observabatur ignis noctu, fumus interdiu“, und Cäsar ließ seinen bedrängten Legaten durch weithin sichtbaren Rauch den Anmarsch der zur Hülfe anrückenden Legionen verkünden. Aus dem Periplus des Hanno ersehen wir an mehrern Stellen, daß auch bei den afrikanischen Völkern ein ähnlicher Gebrauch bestand. Für die Communication der Seeschiffe wurden schon von den Alten bei Tage Flaggensignale angewendet. In der Seeschlacht bei Cyzicus machten auf ein Flaggensignal des Admirals (Alcibiades) sämmtliche Dreiruder ein plötzliches und entscheidendes Manöver. Ebenso in der Schlacht bei Mytilene auf ein vom Admiral (Konon) gegebenes Signal mit der purpurnen Flagge.[6]) Die Perser entwickelten diese Nachrichtenvermittelung weiter durch ihre Rufposten. Diodorus Siculus (Bibl., XIX, 17) berichtet darüber: „In Persis dürfen wir die sinnreiche Einrichtung der Rufposten nicht unerwähnt lassen. Dieses Land nämlich, welches eine Reihe von Thälern bildet, hatte hohe Warten in großer Zahl, auf denen Leute aus der Umgegend, welche

die stärksten Stimmen hatten, aufgestellt waren. Die Plätze waren in solcher Entfernung voneinander, daß man rufen hörte. Diejenigen also, welche den Auftrag zuerst empfingen, theilten ihn durch Zuruf den nächsten mit, dann diese wieder andern, und so wurde die Weisung bis an die Grenze jeder Statthalterschaft kundgemacht." Goldenes Zeitalter ohne Briefgeheimniß! Ob die in Persien noch heute vorhandenen künstlichen Hügel und Thurmruinen, deren Anzahl jedem dort Reisenden auffällt, hiermit in Zusammenhang stehen? [7]) Mittels jener Einrichtung gelangte eine Nachricht innerhalb 24 Stunden 30 Tagereisen weit (etwa 100 Meilen), mithin in jeder Viertelstunde eine Meile. Eine Probe zeigt die Richtigkeit, nur darf die Nachricht nicht zu lang sein. Vielleicht bediente man sich auch schon einer Art Sprachrohr, denn wenn auch das jetzt unter diesem Namen bekannte Instrument erst 1670 von dem Engländer Morland erfunden sein soll, so ist doch wol anzunehmen, daß schon das instinctmäßige Anlegen der Hände an den Mund zur Verstärkung des Schalls, wie man es die Muezzin auf den Minarets thun sieht (wo das Verstehen doch lange nicht solche Noth hat), die Menschen frühzeitig auf eine unserm Sprachrohre ähnliche Vorkehrung geführt haben mag.

Die Unvollkommenheiten der erwähnten Communicationsmittel setzen den unermeßlichen Vortheil noch mehr ins Licht, welchen die Erfindung der Schrift für den Verkehr herbeiführen mußte. Es läßt sich begreifen, daß diese herrliche Errungenschaft des Geistes den Alten im Lichte eines Wunders, eines unmittelbaren Geschenks der Gottheit erschien. [8]) Aber wie viel Schritte waren noch zurückzulegen, ehe der Brief entstand: das Schiff des Geistes auf dem Ocean der Entfernungen. Zuerst das Schreiben auf Fellen, Baumrinde, Holz, Stein, Metallplatten, Palmblättern bis endlich zum Papyrus [9]); das Einritzen der Schrift, bis man die

abfärbenden Materialien kennen lernte (ein Entwickelungsgang, der sich in unsern Tagen beim Telegraphen wiederholt hat); die Ersetzung der schweren Griffel durch den Calamus der noch heute im Orient üblich, u. s. w. Sodann die Art der Verwendung der Schrift, welche erst nach längerer Zeit für Mittheilungen in die Ferne gebraucht wurde und im Anfange hauptsächlich nur zu Urkunden, Gesetzen, Denkmälern, Registern, Verträgen, überall unter Befleißigung löblichster Kürze, worauf das schwerfällige Material den heilsamsten Einfluß übte, in Anwendung kam.[10]) Wie es mit Briefen aussah, erfahren wir aus der Ilias (VI, 168): Es wurden dazu zwei Holztafeln verwendet, welche man je auf einer Seite beschrieb, dann mit den beiden beschriebenen Seiten zusammenlegte, und um das Ganze eine an den Enden versiegelte Schnur schlang. Aehnlich ist die Beschreibung in Hesekiel 37, V. 15: „Und des Herrn Wort geschahe zu mir und sprach: Du Menschenkind nimm dir ein Holz und schreibe darauf.... Und nimm noch ein Holz und schreibe darauf.... Und thue eins zum andern zusammen, daß Ein Holz werde in deiner Hand." Das Holz wurde zur Erleichterung des Einritzens der Schrift mit Wachs überzogen. Herodot schildert (VII, 239) sehr anschaulich, wie der in Susa an Xerxes' Hofe lebende Grieche Demaratus es anfing, die Lacedämonier von dem Feldzugsplane des Xerxes in Kenntniß zu setzen: „Er nahm eine zweifaltige Schreibtafel, schabte davon das Wachs ab und schrieb das Verhalten des Königs in das Holz; danach goß er das Wachs wiederum darüber, sodaß es die Schrift bedeckte und die leere Tafel unterwegs bei den Wachen keinen Anstand finde." In Lacedämon entdeckte Gorgo, Kleomenes' Tochter und Leonidas' Frau, daß die Schrift unter dem Wachs war. In Rom machten sich die Vornehmen auf mit Wachs überzogenen Elfenbeintäfelchen briefliche Mittheilungen.

Die Consuln, Prätoren u. s. w. zeigten ihren Bekannten mittels solcher Diptycha, in denen mitunter auch ihr Porträt eingezeichnet war, ihren Amtsantritt an. Die zierlichsten Schreibtäfelchen (in Elfenbein, Buchsbaumholz, reich mit Gold und Purpur verziert), die Vitellianer, welche von den Dichtern, namentlich dem übermüthigen Martial, öfter genannt werden, dienten zu Liebesbriefchen. Die Berichte an den Senat wurden von den Heerführern u. s. w. auf einem großen Querbogen in Folio abgefaßt, sodaß nur eine Seite beschrieben war. Cäsar war der erste, der solchen Berichten die Form eines blätterweisen Tagebuchs gab. Commodus' Schreibtafel aus Lindenbast beschreibt Herodian, I, 17, bei Schilderung der Proscriptionen.

Bezüglich der Beförderung der Privatbriefe war es Gebrauch, den Reisenden, Handelsleuten, Schiffern u. s. w. die Besorgung zu übertragen, ganz so wie es noch heute im Orient, Afrika u. s. w. geschieht. „In Kano", erzählt Dr. Barth von seiner Reise im Sudan, „hatte man, nachdem mein Aufbruch bekannt geworden, die schöne Gelegenheit, mit Freunden in Kukaua zu correspondiren, nicht vorübergehen lassen wollen. Zu solchem Postbotendienst ist in diesen Ländern jeder Reisende verpflichtet, und ich beförderte auf meiner Rückreise nach Fesan im Sommer 1854 die Briefe der ganzen fremden Kaufmannschaft in Kukaua." Man bildet daraus gewöhnlich ein Packet, welches in Baumwollzeug oder Leder eingenäht wird. Freilich ist die Beförderung den Launen des Zufalls wie den Gefahren der Reise preisgegeben. War die Gegend indeß wohl angebaut und eine gute Straße vorhanden, so correspondirte man im Alterthum auf diese Weise recht lebhaft.*)

*) Cicero schreibt im Jahre 705 d. St., wo er sich längere Zeit auf seiner Besitzung bei Formiä an der Appischen Straße

Waren indeß diese günstigen Vorbedingungen nicht vorhanden, so traten die Schwierigkeiten hervor.*) Am 12. Mai 694 erhielt Cicero in Rom einen Brief, den Atticus am 13. Febr. aus Athen abgesendet hatte, von welchem Factum er spricht, als ob es nichts Ungewöhnliches sei. Der Brief hatte also drei Monate gebraucht, während heute ein Brief bis zu unsern Gegenfüßlern auf Neuseeland kaum zwei Drittel der Zeit gebraucht, als damals ein Brief von Athen nach Rom. Am 19. Aug. 696 schreibt Cicero aus Thessalonich an Atticus: „Am 13. Sextilis (August) erhielt ich vier Briefe von Dir auf einmal.“ Mit der Sicherheit war es auch nicht immer am besten

---

aufhielt, an Atticus, der damals in Rom war: „Ohne Zweifel wird es Dir, mein Pomponius, allmählich lästig, alle Tage einen Brief von mir zu erhalten. Abgeschmackt wäre es freilich, wenn ich Dir absichtlich Boten mit inhaltlosen Briefen zuschickte; allein wenn Leute, besonders Bekannte unsers Hauses, ohnehin abgehen, so kann ich sie nicht reisen lassen, ohne ihnen Schriftliches an Dich mitzugeben.“

*) „Wegen Zusendung meiner Briefe“ — schreibt Cicero 686 an Atticus, der damals auf seinen Besitzungen in Epirus verweilte — „führst Du immer Klage, aber ohne Grund; denn nie noch bin ich von unserer Pomponia in Kenntniß gesetzt worden, daß sich Leute finden, denen ich einen Brief an Dich mitgeben könnte; überdies traf es sich auch nicht, daß ich jemand bekam, der nach Epirus reiste.“ Und im Jahre 693 an denselben: „Jetzt habe ich drei Briefe von Dir in Händen; den einen brachte mir Marcus Cornelius, den Du ihm zu Tres Tabernä übergeben hattest; den andern stellte mir Dein Gastfreund von Canusium zu; den dritten hast Du, wie Du mir meldest, an Bord Deines Schnellseglers geschrieben, als schon der Anker gelichtet war. So sehr aber diese Briefe mich zur Erwiderung anspornten, so habe ich es doch so lange anstehen lassen müssen, weil ich keinen zuverlässigen Ueberbringer aufzutreiben weiß. Denn wie wenige unter vielen finden sich, denen man einen Brief von Bedeutung anvertrauen kann.“

bestellt. „Ich werde weder Briefe von meiner Hand noch unter meinem Siegel an Dich absenden“ — schreibt Cicero 695 an Atticus — „sobald ein Schreiben von der Art ist, daß ich es nicht in fremden Händen wissen möchte.“ Und ein anderes mal: „Später, wenn ich einen zuverlässigen Boten habe, werde ich Dir alles ausführlicher und deutlicher schreiben, oder wenn ich nur Andeutungen gebe, wirst Du mich doch verstehen. Schreibe ich Dir Briefe der Art, so will ich mir darin den Namen Lälius, Dir den Namen Furius geben. Das übrige wird in räthselartigen Winken geschrieben sein.“ Freilich waren es gerade gefährliche Zeiten und Cicero, damals im Exil, zu noch größerer Vorsicht genöthigt, als ihm ohnehin eigen war.[11])

Wenn die gelegentliche Briefbeförderung nicht ausreichte oder passend war, so pflegte man wol eigene Briefboten zu senden. Die Liburner (aus der Gegend zwischen Istrien und Dalmatien), ein kräftiger, gewandter Menschenschlag, waren als Boten sehr beliebt (Juvenal). Auch dieser Dienst war eine der vielen Verrichtungen, welche bekunden, wie sehr die Sklaverei mit der ganzen Oekonomie des Lebens im Alterthum verbunden war und als Ersatzmittel für viele unserer Einrichtungen unvermeidlich schien. Ein solcher Expresser nahm auch gelegentlich die Briefe und Packete anderer Personen als seines Herrn mit. In der Regel waren dieses aber bei den ausgebreiteten Familienverbindungen Verwandte oder Bekannte des den Boten absendenden Patriciers. Auch hier gibt uns die ciceronische Correspondenz interessante Aufschlüsse.*) Dem Volke stand eine derartige Einrichtung nicht zur Verfügung.

---

*) Im Jahre 696 schreibt Cicero von Dyrrhachium an seine Gattin Terentia in Rom: „Trage Sorge für Deine Gesundheit und schicke Briefboten an mich, um mich wissen zu lassen, was

Durch solche Boten unterhielten auch die Kunstschulen und Gelehrtenanstalten, die Obersten der Judenschulen, die Logen und Filiale der größern religiös-politischen Sekten und Orden, wie der Essäer, Pharisäer, Sadducäer, Ebioniten, Neuplatoniker, insbesondere auch die christlichen Gemeinden ihre Verbindung untereinander. Den Brief an die Römer sandte der Apostel Paulus von Korinth durch Phöbe, die im Dienste war der Gemeinde zu Kenchrea; den Brief an die Kolosser durch den Tychicus und Onesimus: „Und wenn die Epistel bei euch gelesen ist, so schaffet, daß sie auch in der Gemeinde zu Laocidea gelesen werde, und daß ihr die von Laodicea lest" (also eine Art Currende). Wir wissen, daß z. B. die christlichen Gemeinden in Kappadocien mit denen von Karthago und Hippo correspondirten.

In wichtigen Angelegenheiten ergriff man das Auskunftsmittel, zwei oder mehrere Ausfertigungen eines und desselben Briefes herzustellen und diese durch verschiedene Gelegenheiten und womöglich auch auf verschiedenen Wegen

---

vorgeht und wie es euch ergeht." Und 687 an Atticus nach Athen: „Als ich in Tusculanum war, kam ein Sklave von Rom, von Deiner Schwester gesandt, und brachte mir einen von Dir dorthin adressirten Brief an mich, nebst der Meldung, es werde der Briefbote, der zu Dir reise, noch an dem gleichen Tage nachmittags abgehen." Daß indeß auch diese Beförderungsmethode nicht von absoluter Sicherheit war, geht aus einem Briefe vom Jahre 695 an Atticus hervor: „Eben erwartete ich einen Brief von Dir, als mir gemeldet wird, die Sklaven seien von Rom angekommen. Ich lasse sie gleich kommen und frage, ob sie einen Brief von Dir mitbringen. Nein, heißt es. Was sagst Du? fiel ich ein: nichts von Pomponius? Durch meine Stimme und meinen Blick erschreckt, gestanden sie, sie hätten einen von Dir mitbekommen, ihn aber unterwegs verloren. Du kannst Dir denken, wie mich das verdroß."

abzusenden. Ferner hatte die Erfahrung als zweckmäßig herausgestellt, in dem nächstfolgenden Briefe den Inhalt des vorhergegangenen — falls der Empfang desselben vom Adressaten inzwischen nicht bestätigt worden war — kurz zusammengefaßt zu wiederholen. Uebrigens war das Eintreffen eines Briefes immerhin eine Art Ereigniß, und zwar nicht blos bei den Liebenden, in welcher Hinsicht sich gegen das Alterthum wol wenig geändert haben wird. Der Inhalt wurde vielfach in den nahe stehenden Kreisen besprochen und der Brief circulirte bei den Verwandten und vertrautern Freunden. Da dies dem Briefschreiber bekannt war, so richtete er, wenn es anging, den Inhalt des Briefes gleich für einen größern Leserkreis ein, und daraus dürfte sich ja wol die Einführung der Briefform als einer didaktischen Methode in die Wissenschaft und Publicistik erklären.*)

Die Staaten als solche, d. h. die Regierungen, hatten schon frühzeitig für ihre Zwecke bestimmte Anstalten zur Herstellung gesicherter und schneller Verbindungen errichtet. Sie waren nothwendig, sobald die staatliche Gestaltung so weit gediehen war, daß der Regent die wandernden Hoflager wie das ambulirende Richten und Regieren aufgegeben und sich eine feste Residenz gewählt hatte. Zugleich war hiermit die Entstehung einer Provinzialeintheilung und

*) Eine solche Art genereller Briefe, auch blos im Privatverkehr, kommen noch heute in gewissen Gegenden vor; ich entsinne mich, vor kurzem in dem Berichte eines Missionars aus China gelesen zu haben, daß wenn beispielsweise ein in der kaiserlich chinesischen Armee stehender Soldat an seine Mutter im entfernten Heimatsorte schreibt, der Brief für alle dort lebenden Mütter der unter dem Drachen befindlichen jungen Helden des Dorfes vollkommen paßt und auch von ihnen allen der Reihe nach gelesen wird. Hierbei mag nun allerdings die ideographische Schrift der Chinesen einen wesentlichen Antheil haben.

gegliederten Verwaltung in der Regel verbunden. Die Entwickelung der hierauf bezüglichen Verkehrseinrichtungen war nun folgende:

Zuerst wurden die im Dienste des Herrschers stehenden Boten von der Hauptstadt aus mit den Befehlen an die obersten Verwaltungschefs, die Truppenbefehlshaber u. s. w. in den Provinzen direct abgesandt und brachten die Berichte zurück. Da auf diese Art öfter der Fall vorkommen mußte, daß zwei oder mehrere Boten streckenweise dieselbe Straße zurückzulegen hatten, überdies auch an den Orten, welche die Sitze der Statthalter waren, nach dem Eintreffen der Depeschen aus der Hauptstadt vom Statthalteramte aus andere Boten mit den Weisungen für die nachgeordneten Behörden in den kleinern Städten weiter zu senden waren, so kam man sehr bald auf den Gedanken der Errichtung von Stationen und des stationsweisen Transports mittels Wechsels des Beförderungsmittels, wodurch zugleich eine erhebliche Beschleunigung erzielt wurde. Solche Botenanstalten besaßen die Regierungen in Indien, China, Aegypten, Assyrien, Persien u. s. w., und dieselben hatten sich in ähnlicher Weise entwickelt, wie nachmals im Mittelalter die Kanzleiboten-Anstalten der Könige von Frankreich, England, Spanien, der einzelnen Fürsten in Deutschland u. s. w., über deren Einrichtung archivalisches Material vorliegt.

In Indien waren an den Endpunkten der ziemlich kurzen Stationen Hütten errichtet. Sobald ein Bote bei einer solchen Hütte ankam, empfing der schon bereit stehende andere das Schreiben, um damit bis zur folgenden Station zu laufen. Jeder war mit einer Schelle versehen, auf deren Laut alle Begegnenden ausweichen mußten und womit der Bote zugleich seine Ankunft auf der Station ankündigte. Bei wichtigern Depeschen oder gefährlichen Passagen gingen zwei Boten zur Erhöhung der Sicherheit. Zum Uebersetzen

über Gewässer bedienten sie sich, wo keine Brücken oder Fähren vorhanden waren, einer Art Schwimmgürtels. Aus den Zügen Alexander's des Großen und des Seleukos Nikator wissen wir, daß Indien gut unterhaltene Staatsstraßen besaß.*) Alle 10 Stadien ($^1/_4$ geographische Meile) war eine Säule gesetzt, welche die etwaigen Nebenwege sowie die Entfernungen anzeigte. Besondere Beamte standen dem Verkehrs- und Straßenwesen vor. Die Verwaltung in den Provinzen hatte, wie sich aus den Gesetzen des Menu ergibt, eine förmliche Gliederung, und es war daher ein geordneter Depeschendienst erforderlich. Von Aegypten erzählen die alten Geschichtschreiber, daß nach Vorschrift des Gesetzes jeder König früh aufgestanden sei und zuerst die eingegangenen Briefe gelesen habe. Die Priester hielten auf Beobachtung dieses Gesetzes. Der schriftliche Verkehr war überhaupt bei den Aegyptern, diesen Pedanten des Alterthums, bei manchen Veranlassungen, bei denen andere Völker des mündlichen Verfahrens sich bedienten, in Anwendung. Wenn man von ihrem Civilproceßverfahren liest, wie Diodor es beschrieben (I, 75—76), so glaubt man eine Gerichtsordnung aus dem vorigen Jahrhundert vor sich zu haben. Die ganze Priesterkaste, bei welcher fester Verband und Einmüthigkeit des Handelns die Grundlage des mächtigen Einflusses bildeten, stand in regelmäßiger Verbindung. Polybius klagt, mit dem Schreiben hätten die Betrügereien zugenommen. Dies erinnert an Shakspeare's „Die Worte sind zu Hundsföttern geworden, seit es Verschreibungen gibt".

Bei den Assyrern wird schon von den Zeiten der Semi-

---

*) Auf der alten, im Dogenpalaste befindlichen Karte des Camaldulensermönchs Fra Santa-Maura hat er bei Indien geschrieben: „Ha le sue strade amene e commode p. tutti che fanno qst' camin'.

ramis bei Erzählung der Vorbereitungen, welche diese Königin zu ihrem großen Zuge nach Indien traf, der Boten erwähnt, welche ihre Briefe und Befehle beförderten. In Bezug auf Babylonien heißt es im Alten Testament: „Nebukadnezar sandte von Ninive Botschaften zu allen, die da wohnten in Cilicien, Damaskus und auf dem Libanon, Karmel und in Kedar; auch zu denen in Galiläa und auf dem großen Felde Esdrelom; und zu allen, die da waren in Samaria, und jenseit des Jordans bis gen Jerusalem; auch in das ganze Land Gesem bis an das Gebirge des Mohrenlandes" (Judith 1). S. auch Daniel 3, 2.

Bei den Hebräern wurden während der Regierung der Könige die Schreiben derselben und die Berichte der Obersten und Aeltesten ebenfalls durch besoldete königliche Boten befördert, die bei der Leibwache einrangirt waren. „Und die Läufer gingen hin mit den Briefen von der Hand des Königs (Hiskia, 728—699 v. Chr.) und seiner Obersten durch ganz Israel und Juda." — „Und die Läufer gingen von einer Stadt zur andern im Lande Ephraim und Manasse und bis gen Sebulon" (2 Chronika 30, 6 und 10). „Auch zu derselben Zeit waren viele der Obersten in Juda, deren Briefe gingen zu Tobia und von Tobia zu ihnen. So sandte denn Tobia Briefe mich abzuschrecken" (Nehemia 6, 17 und 19). Ja sogar aus dem 10. Jahrhundert v. Chr. besitzen wir eine desfallsige Nachricht im ersten Buch der Könige, Kap. 21, V. 8: „Und sie schrieb Briefe" (die Königin Isebel, Gemahlin Ahab's, 918—890 v. Chr.) „unter Ahab's Namen und versiegelte sie unter seinem Pitschier und sandte sie zu den Aeltesten und Obersten."

Den nächsten Fortschritt nach der Zerlegung in Stationen bildete die Anwendung des Pferdes für den Kurierdienst. Die erste desfallsige Einrichtung ging der gewöhnlichen Annahme nach von Cyrus aus, und die ausführlichste Mittheilung darüber

macht Xenophon in der „Kyropädie", Buch 8: „Noch eine andere, bei der Größe des Reichs sehr nützliche Erfindung von ihm haben wir bemerkt, mittels welcher er den Zustand auch der entferntesten Theile des Reichs schnell erfahren konnte. Nachdem er nämlich untersucht hatte, wieviel Weges ein Pferd, das geritten wird, im Tage zurückzulegen vermöge, so legte er in solcher Entfernung Stallungen an und stellte Pferde darein und Leute, welche sie besorgten. An jeden dieser Plätze setzte er einen Mann, der tauglich war, die überbrachten Briefe in Empfang zu nehmen, zu übergeben und die ermüdeten Pferde und Menschen aufzunehmen und frische abzusenden. Bisweilen soll dieser Verkehr selbst bei Nacht nicht stillstehen, sondern auf die Tagpost eine Nachtpost folgen. Bei dieser Einrichtung sollen einige schneller als Kraniche den Weg zurücklegen. Wenn auch dies nicht wahr ist, so ist wenigstens unleugbar, daß dies die schnellste Art ist, wie Menschen zu Lande reisen. Und es ist etwas Gutes, wenn man von allem schnell Nachricht bekommt und möglichst schnell Vorkehrungen treffen kann." Wenn auch diese Stelle in dem politischen Roman des berühmten Zöglings des Sokrates der Kritik nicht ganz unzugänglich ist, namentlich was die Ermittelungen über die Leistungsfähigkeit der Pferde betrifft, die Cyrus zu dem Zwecke der Stationserrichtung angestellt haben soll: so ist doch anzunehmen, daß seine Angabe im wesentlichen Richtiges enthält, zumal Xenophon durch seinen längern Aufenthalt am Hofe des jüngern Cyrus und durch seine Züge in Persien am besten in der Lage war, zuverlässige Nachrichten dort einzuziehen, und seine Angaben mit denen des Herodot über denselben Gegenstand (VIII, 98) übereinstimmen. Eine Vorbedingung waren gute Straßen. Die Perser verwendeten hierauf, ähnlich den Römern, bedeutende Mittel. Herodot hat uns von einer ihrer großen Heerstraßen eine treff-

liche Beschreibung hinterlassen. Sie war zur Verbindung von Sardes, der reichen Residenz in Lydien, wo sich damals das üppige Leben Kleinasiens concentrirte, mit der Hauptstadt Susa bestimmt und durchschnitt das Gebiet vom Mittelmeere zum Persischen Meerbusen.[12]) Die ganze Straße von Sardes bis Susa maß circa 450 Parasangen (13500 Stadien, 337 Meilen). Sie macht allerdings einen bedeutenden Umweg von circa 50 Meilen; allein derselbe war nöthig gewesen, um die Arabische und Mesopotamische Wüste zu vermeiden. Für die Karavanen war dies eine Tour von circa 90—100 Tagereisen. Die Postkuriere der persischen Könige legten dieselbe dagegen in acht Tagen zurück. In Verbindung mit diesem Curse stand die in Arrian's „Anabasis" erwähnte königliche Heerstraße von Susa über den Tigris nach Babylon. Sie war 80 Parasangen = 60 geographischen Meilen lang mit 20 Stationen; die Karavanen brauchten 20 Tagereisen; die königlichen Postkuriere legten den Weg in 1½ Tagen zurück. Die dritte von der Residenz Susa auslaufende große Heer- und Poststraße nach dem Innern Asiens in östlicher Richtung ging mit der Mittelmeerstraße auf der Strecke von Susa bis Celenä circa 50 geographische Meilen zusammen, wendete sich in Celenä östlich nach Ekbatana, der alten medischen Hauptstadt, 35 Meilen, führte von da auf weitern 50 Meilen bis zu dem berühmten Felsenpaß der Kaspischen Thore, ohne welchen diese Gegend, wie Fra Santa-Maura in seiner merkwürdigen Karte sagt: inexpugnabile wäre, und von diesem Paß bis Hecatompylos an der Grenze von Parthien und Hyrkanien, dann über Nisäa nach Baktra (Balk) 213 Meilen und von da über den Oxus bis Kyropolis am Jaxartes 65 Meilen. Diese Straße war mithin 413 geographische Meilen lang und muß demnach circa 133 Stationen gezählt haben. Bis Hecatompylos war sie vollständig ausgebaut, von da ab scheint der

Karavanenweg benutzt worden zu sein. Persepolis, die Hauptstadt der eigentlichen Persis, war mit Susa durch eine 70 Meilen lange, zum Theil sehr cultivirte Ländereien durchschneidende Postroute und mit Ekbatana durch eine 105 Meilen lange Route über Aspadana in Verbindung, ungefähr die heutige Route von Schiras über Ispahan nach Hamadan. Die Heere Alexander's des Großen und später seiner Feldherren benutzten diese Straßen zum Theil auf ihren Zügen. Von Persepolis scheint dann noch ein Curs in östlicher Richtung, etwa parallel mit der vorerwähnten baktrischen Straße, bis an das Gebirge Paropamisus (Hindukusch) bestanden zu haben, wo er in Ortospana den bei den Alten oft genannten baktrischen Kreuzweg (Indien) traf. Die Kuriere hießen bei den Persern Astandä oder Angaren. Die Griechen entlehnten die letztere Bezeichnung von den Persern und überlieferten dieselbe ihrerseits wiederum an die Römer, sodaß noch bis ins Mittelalter das Kurierwesen im Lateinischen mit Angaria bezeichnet wurde. Die Astandä oder Angarii hatten vermöge ihres Amtes die Befugniß, unterwegs im Falle der Noth eines jeden Pferde, Wagen, Boot u. s. w. und selbst Leute zu requiriren, um die schleunige Fortschaffung der Staatsdepeschen sicherzustellen. Der Chef der ganzen Anstalt war ein hoher, dem königlichen Hofe nahe stehender Staatsbeamter. Darius Codomannus, Persiens letzter König, bekleidete vor seiner Thronbesteigung jenes hohe Amt.

Daß die ganze Einrichtung in Verbindung mit den Straßenzügen zugleich zur Hebung des Anbaues im Lande beitrug, ist augenscheinlich. Zunächst bildete der bei der Stationsanlage gegrabene Brunnen einen Hauptanziehungspunkt für die Reisenden in den wüsten Gegenden; die Umgebung der Station wurde beackert und bepflanzt, um Unterhalt und Annehmlichkeit zu gewinnen; es entstanden

Wirthschaften und Werkstätten und jene kleinen Erwerbszweige, welche die Reisebewegung hervorzurufen pflegt. War ein fließendes Wasser und eine Fährstelle in der Nähe, zugleich mit einem geeigneten Weideplatz, oder bildete die Station einen Knotenpunkt für zwei Straßen, so trat neues Leben hinzu; es entwickelte sich mit den zu längerm Aufenthalt veranlaßten Reisezügen anfänglich ein occasioneller Tauschverkehr, der nach und nach eine regelmäßige Gestalt annahm, bis der Ort eine feste Marktstätte wurde. Nun zog die Regierung Einnahmen daraus, das Bedürfniß der Handhabung der Gerichtsbarkeit machte sich fühlbar, ein Truppencommando wurde hingelegt, für den Cultus Sorge getroffen, und so entstand nach und nach eine Stadt. Die geometrischen Messungen von Land und Straße, schon früher bekannt und in einzelnen Fällen vorgenommen, wurden durch die Errichtung der königlichen Kuriercurse offenbar befördert.

Einen Begriff von den Leistungen der persischen Staatsanstalt gibt uns unter anderm das Alte Testament in Buch Esther 8, 9 fg.: „Da wurden gerufen des Königs Schreiber und wurde geschrieben, wie Mardochai gebot, zu den Juden und zu den Fürsten, Landpflegern und Hauptleuten in den Ländern von Indien an bis an Mohrenland, nämlich 127 Länder, einem jeglichen Lande nach seinen Schriften und in seiner Sprache. Und es ward geschrieben in des Königs Ahasveros (Xerxes) Namen und mit des Königs Ringe versiegelt. Und er sandte die Briefe durch die reitenden Boten auf jungen Maulthieren. Und die reitenden Boten ritten aus schnell und eilend nach dem Wort des Königs und das Gebot ward zu Schloß Susan angeschlagen.“ (Vgl. auch Esther 3, 12, 13 und 15.) Und Daniel 6, 25: „Da ließ der König Darius schreiben allen Völkern, Leuten und Zungen.“

Noch heute bietet die Post-Tschapars-Einrichtung in

Persien nach den Schilderungen von Brugsch, Pollak, Blau, Koch und Vámbéry manche Aehnlichkeit mit den alten Zuständen, nur daß seit Schah Abbas die Straßen im Verfall sind. Dr. Blau sagt: „Die persische Regierung hat die Maxime, keine Straße zu bauen, damit der Feind nicht ins Land kommt.“ Das erinnert an die Weigerung spanischer Gemeinden, die Straßen mit Bäumen zu bepflanzen, weil diese den Räubern zur Deckung dienen könnten. Die größern Handelshäuser, fremden Gesandten, vornehmen Perser halten ihre eigenen Kuriere (Gholâm), wie die alten Römer. Die schnellsten Läufer (piadeh Kassid) erreichen die halbe Schnelligkeit eines Postkuriers. Sie werden durch den Gürtel und eine feste Bandage um die Unterschenkel in ihrem Laufe unterstützt.

Wenn die Perser die ersten waren, von denen die Kuriereinrichtung auf das Abendland übertragen worden, so scheint doch in China die Verwendung des Pferdes zum Postdienst wol ebenso frühzeitig als in Persien, vielleicht noch früher, stattgefunden zu haben. Hierauf läßt die schon in alten Zeiten sehr vorgeschrittene Organisation der Verwaltung des weitläufigen Reichs und das Vorhandensein trefflich angelegter und gut unterhaltener Straßen schließen. Und da sich bis auf unsere Zeit seit einer langen Reihe von Jahrhunderten nicht viel Neues im Himmlischen Reiche zugetragen hat, so wird nicht ohne Grund anzunehmen sein, daß die Einrichtung, welche Marco Polo im 13. Jahrhundert dort vorfand, ziemlich so hoch hinaufreicht als die chinesische Cultur.*)

---

*) „Auf denen Landstraßen“ — heißt es in einer alten charakteristischen Uebersetzung von Marco Polo's Reisebeschreibung — „von der Stadt Cambala (Peking) sind Herbergen mit wunderschönen Palästen erbaut, allda des Großkönigs Kundschafter und Boten

Wiewol den Griechen auch frühzeitig die Buchstabenschrift und das Briefschreiben von Asien aus überliefert wurde, so haben sie die Einrichtung einer bestimmten Staatsverkehrsanstalt den asiatischen Monarchien doch nicht nachgeahmt. Es findet sich nirgends, weder bei den Geschichtschreibern und sonstigen Schriftstellern noch in den Reden und in den Gesetzgebungen, eine Nachricht darüber, und ebenso wenig in der monumentalen Hinterlassenschaft eine Spur davon. Die Gründe dürften darin zu suchen sein, daß Griechenland nicht ausgedehnt genug war, um unter den damaligen Verhältnissen die Nothwendigkeit einer solchen Anstalt empfinden zu lassen, sowie daß andererseits vorzugsweise die monarchische Verfassung in jenen Zeiten die Kraft

---

einkehren. Solche Herbergen nennet man Janli, das ist Pferde-Qvartier, weil allda 3 oder 400 Post-Pferde [?] allemahl fertig stehen, und auf die königliche Couriers warten, welche nachdem sie von hier abgereiset und ausgeritten nach 25 Meilen (5 deutsche) andere Herbergen antreffen, so denen ersten nicht ungleich, und solches gehet continuirlich also fort, bis an die letzten Gräntzen des Reichs, also daß durch das gantze Königreich bei die 10000 königliche Herbergen gefunden werden, und 200000 Pferde [?], so auf des Königs Läufer und Zeitungs-Bringer warten, bestellet sind. Ja man findet dergleichen königliche Posthäuser auch an wilden und wüsten Oertern, wo sonst keine menschliche Wohnung sich antreffen läst, welche 30 oder 40 Italiänische Meilen von einander entfernt. Denen Pferden wird ihr Futter, auch denen Wärtern und Stallknechten ihr Unterhalt gereichet von denen nächst dabey liegenden Städten, ausgenommen die Herbergen in denen Wüsteneyen, welche ihre Nothdurfft von dem Königlichen Hofe aus empfangen." Wenn auch manches in dieser Schilderung sich als orientalische Hyperbel darstellen mag und die Reiseberichte Marco Polo's bekanntermaßen davon nicht überall frei sind, so dürfte doch aus Obigem erhellen, daß die Kuriereinrichtung in China eine gewisse Stufe der Ausbildung erreicht hatte.

und Autorität besaß, ein so weitläuftiges Institut einheitlich zu leiten und gehörig zu discipliniren. Die griechischen Monarchien des heroischen Zeitalters waren zu unbedeutend. Die Erschütterungen der Wanderzüge hatten überdies keine einheitlichen Entwickelungen aufkommen lassen. Später kamen die häufigen Fehden und unerquicklichen Nergeleien der kleinen Republiken, der Peloponnesische Krieg u. s. w., bis die Schlacht bei Chäronea der griechischen Unabhängigkeit ein Ende machte. Dem Straßenbau widmeten die Griechen auch eben nicht besondere Aufmerksamkeit. „Drei Dinge", sagt Strabo, „haben die Griechen vernachlässigt, die von den Römern mit den größten Kosten und der mühsamsten Arbeit unternommen wurden: den Bau der Kloaken, der Wasserleitungen und der Heerstraßen." Bis zu Hadrian's Zeiten gab es noch keine bequeme Handelsstraße zwischen dem Peloponnes und dem Norden Griechenlands. Nur ein Saumpfad führte an den skironischen Klippen entlang. Erst der römische Kaiser schuf unter Ueberwindung der nicht unbedeutenden Terrainschwierigkeiten eine bequeme Verkehrsstraße. Zum Theil ersetzte allerdings die sehr belebte Schifffahrt bei ihnen vielleicht die Landcommunicationen, wie es noch heute z. B. in Dalmatien, Norwegen, Chili, dem Sundaarchipel u. s. w. thatsächlich geschieht und in England bis zu den Zeiten der Königin Elisabeth der Fall war. Hierzu kam noch der Umstand, daß bei dem regen persönlichen Verkehr und der ganzen Anlage der öffentlichen Verhältnisse viele Angelegenheiten der Regierungen durch Gesandtschaften und Commissare abgewickelt wurden. Zur Beförderung der geschriebenen Depeschen bediente man sich der ημεροδρομων, welches Wort schon den Begriff der Sache anzeigt (Tagläufer). Hemerodromos vocant Graeci ingens die uno cursu emetientes spatium (Livius, XXXI, 24). Diese Hemerodromen waren mitunter von erstaun=

licher Geschwindigkeit, und die alten Schriftsteller erwähnen einzelner bei Namen. Phidippides, ein Läufer ejus generis qui hemerodromi vocantur (Corn. Nep. Miltiad., 4), ein Botenläufer von Gewerbe, sagt Herodot (VI, 105), legte den Weg von Athen nach Lacedämon, 1200 Stadien = 30 geographischen Meilen, in zwei Tagen zurück. Philonides brauchte von Elis nach Sicyon 480 Stadien 9 Stunden. Nach der Schlacht von Salamis wurde der Platäer Euchidas nach Delphi gesandt, um, da das heilige Feuer zu Athen erloschen war, reines Feuer zu holen. Die Entfernung hin und zurück beträgt 1000 Stadien = 25 geographischen Meilen; er brauchte nur Einen Tag, aber starb infolge der Ueberanstrengung. Als der lacedämonische König Agis im Peloponnes gegen Epaminondas operirte und der letztere eine plötzliche Diversion nach Sparta unternahm, schickte Agis „kretensische Schnelläufer“ nach Sparta ab, welche der Stadt rechtzeitig die Warnung überbrachten. Von Ladas, einem vielgenannten Läufer Alexander's von Macedonien, sagte man, daß seine Spuren im Sande kaum wahrnehmbar gewesen seien. Wenn von Monumenten dieser Läufer die Rede ist, so wird es sich dabei wol um Sieger in den olympischen Spielen gehandelt haben. In Griechenland rechnete man die Tagereise für einen Fußgänger nach Herodot 150—200 Stadien, nach Marianus 172 Stadien. Die Soldaten der römischen Legionen machten mit ihrem schweren Gepäck im gewöhnlichen Marschschritt (militaris gradus) 4 geographische Meilen, bei forcirten Märschen (citatior gradus) 24 Milliarien = 4⁴⁄₅ Meilen. Soviel erhellt wol aus allem Gesagten, daß die Hemerodromen in dem durchschnittenen Terrain Griechenlands im allgemeinen besser fortkamen, als es bei Kurieren zu Pferde der Fall gewesen wäre. Die attische Landschaft ist nicht gut bereitbar, sagt Herodot. Von Lasthenes aus Theben wird ausdrücklich berichtet, daß

er die Tour von dort bis Koronea (200 Stadien = 5 geographische Meilen) in kürzerer Zeit zu Fuß zurückgelegt habe als ein schnelles Pferd. Bei geheimen Aufträgen der Regierungen an die Gesandten oder Feldherren wurde der Rollbrief σκυταλη benutzt: ein schmaler Riemen, der, um einen Stab gewickelt, so beschrieben und dann abgewickelt und dem Hemerodromen übergeben wurde. Der Empfänger wickelte den Riemen auf einen Stab von gleicher Dicke und Länge, damit die Buchstaben wieder zusammentrafen.

Alexander der Große hatte bei dem Charakter seiner Regierung nur wenig für die Verkehrseinrichtungen zu thun vermocht. Als er die Hand an das Werk der innern Ordnung legen wollte, überraschte ihn der Tod, sodaß für die weitläufigen Gebiete nicht einmal ein Nachfolger bestimmt war. In den eroberten Ländern waren die frühern persischen Anstalten im allgemeinen in Wirksamkeit geblieben. Von Antigonus, dem bei der Theilung die Gebiete von Phrygien, Lycien und Pamphilien zugefallen waren und der nach den Kämpfen gegen die Statthalter Perdikkas, Eumenes und Seleukos sich noch weitere Gebiete unterwarf, berichtet Diodor: „In dem ganzen ihm untergebenen Asien bestellte Antigonus überall Feuersignale und Briefboten, durch welche alles aufs schnellste besorgt werden konnte.“ Bei den Zügen des Eumenes erwähnt er der Depeschen-Eilboten, die auf Dromedaren reiten (wie noch zum Theil heute die Posttataren des Vicekönigs von Aegypten und die persischen Posttschapars), und setzt hinzu: „Diese Thiere laufen nämlich nicht viel weniger als 1500 Stadien ($37\frac{1}{2}$ geographische Meilen) den Tag“ (d. h. bei Relais). Dies stimmt im wesentlichen mit einer Angabe Strabo's (XV) überein, wonach die Boten, welche Alexander an Parmenio nach Ekbatana schickte, um ihn als Theilnehmer an den Anschlägen seines Sohnes Philotas hinrichten zu

lassen, den Weg von Prophtasia nach Ekbatana „auf schnell laufenden Kamelen“ in elf Tagen zurücklegten, was einer Geschwindigkeit von circa 30 Meilen per Tag gleichkommt. Im syrischen Reiche unter den Seleuciden waren ebenfalls die aus der persischen und macedonischen Zeit herrührenden Anstalten in Wirksamkeit, wie wir namentlich in Betreff der Zeiten des Antiochus Epiphanes und der Geschichte der Makkabäer wissen.

Sobald Rom aus dem kleinen Stadtstaat an der Tiber sich zu einem großen Einheitsstaat auf der Apenninischen Halbinsel entwickelt und demnächst mit der Einnahme und Annexion Siciliens jene Bahn der ausländischen Eroberungen betreten hatte, welche in einer glänzenden Geschichte zur Bildung eines Weltreichs von 110000 Quadratmeilen mit 90 Millionen Einwohnern geführt, dessen Grenzen am Euphrat und am Tyne, an den Säulen des Hercules und am Phasis lagen, mußten sich Gesetzgebung und Rechtspflege, Heerwesen und Finanzen, Verwaltungsgrundsätze und Verwaltungskunst in unvergleichlich größerm Maße ausbilden als in den Despotien Asiens oder den Republiken Griechenlands. Die Großartigkeit, mit welcher die Römer zur Verbindung der Provinzen ihres weiten Reichs behufs Unterhaltung der regelmäßigen Strömung der gouvernementalen Kraft und des administrativen Fluidums ihren Cursus publicus organisirten, ist nicht zu verkennen, wiewol auch freilich hier zu bemerken ist, daß diese Einrichtung, ungeachtet der mit ihr verbundenen kolossalen Kosten und Lasten, dem Volke als solchem direct so gut wie gar nichts nützte; dagegen indirect durch den förderlichen Einfluß auf die Ausdehnung des großartigen Netzes der Römerstraßen allerdings dem Verkehrs- und Culturleben zu statten kam.

Der Cursus publicus ist eine Schöpfung des Kaiserreichs. In den Zeiten der Republik hatten die Römer zur

Besorgung der Regierungsdepeschen u. s. w. eine Botenanstalt, ähnlich denjenigen der übrigen ältern Staaten. Die Boten heißen Viatores, Tabellarii, Cursores, Statores.*) Die Vergütung, welche sie für die Beförderung erhielten, nannte man calcearium, Schuhgeld. Die ständigen Boten des Staats wurden vorzugsweise mit dem Ausdruck viatores bezeichnet und erhielten eine bestimmte Besoldung. Dem Senat und den verschiedenen Behörden, der Quästur [13]), Aedilität u. s. w. waren dergleichen Boten zugetheilt. Zu ihren Geschäften gehörte auch, die Einladungen zu den Sitzungen zu besorgen. In der IV. Satire sagt Juvenal bei der Schilderung der Berathung Domitian's auf Burg Alba wegen des großen Buttfisches, die Senatoren wären von dem Viator gedrängt worden, sich zu beeilen: „Als

*) Cäsar (De bello africano, cap. 26) sagt: „Caesar interim quam de suo adventu dubitatio in provincia (Afrika) esset, conscriptis litteris circum provinciam, omnes civitates fecit de suo adventu certiores." Aus dem Briefe, der das Bündniß zwischen den Römern und den Israeliten zu König Ptolemäus Philopator's Zeiten bestätigt und der in 1 Makk. 15, 16 fg. mitgetheilt ist, geht ebenfalls hervor, daß die Anstalten von umfassender Art waren; es heißt darin: „Lucius, Consul zu Rom, entbietet dem Könige Ptolemäus seinen Gruß: Simon der Hohepriester und das jüdische Volk haben Boten zu uns gesandt, die Freundschaft und Bündniß zwischen uns zu erneuern u. s. w. ... Darum schreiben wir an die Könige und andere Herrschaften, daß sie nichts wider die Juden thun sollen.... Also haben wir auch geschrieben an den König Demetrius, an Attalus, an Arcta, an Arsaces; und in alle Länder, auch Lampsakus, und denen zu Sparta, gen Delus, Mindus, Sicyum, Carien, Samos, Pamphylien, Lycien, Halikarnassus, Rhodus, Phaselis, Kos, Side, Gortyna, Gnidus, Cyperus und Cyrene. Und dieser Briefe Abschrift haben wir gesandt dem Hohepriester Simon und dem jüdischen Volke."

wär' aus verschiedenen Theilen der Erde angstvoll lautend ein Brief auf eiligen Schwingen gekommen." Sie überbrachten die Befehle des Senats an die Feldherren und Statthalter in die Provinzen, denen ihr Erscheinen nicht allemal gelegen kam.*) Die Tribunen sandten die Viatores ab, um die Landbewohner zu den Tributcomitien einzuladen. Die Prätoren und Proconsuln in den Provinzen, selbst die Unterfeldherren hatten ihre eigenen Briefboten, sowol zur Unterhaltung ihrer Verbindung mit der Hauptstadt als zur Wahrnehmung der Communication zwischen den Lagern beziehungsweise Standquartieren der Legionen.**) In den Kriegsberichten der damaligen Zeit

*) Wir wissen, daß der Consul Flaminius, als er mit der Armee an der Adda stand, das ihm überbrachte Schreiben des Senats, welches ihm abzudanken befahl, erst eröffnete, nachdem er losgeschlagen und die insubrischen Gallier besiegt hatte.

**) Cicero schreibt 700 an seinen Bruder Quintus, der damals als Legat Cäsar's nach Gallien abgegangen war: „Komme ich nach Rom, so lasse ich keinen Briefboten Cäsar's hinaus, ohne ihm einen Brief an Dich mitzugeben", sowie bald darauf: „Sorge nur, daß ich weiß, wem ich die Briefe einhändigen soll, die ich künftig an Dich senden werde: ob den Briefboten Cäsar's, daß dieser sie Dir dann gleich zustellen lasse, oder denen des Labienus, denn wo jene Nervier sind (es war in den Ardennen an der Sambre, wo Quintus Cicero, im Lager von einer großen Ueberzahl der Gallier angegriffen, jenen heldenmüthigen Kampf bestand, von dem Cäsar selbst rühmend erwähnt, daß kaum der zehnte Mann der Legion ohne Wunde geblieben war) und wie weit es bis zu ihnen ist, weiß ich nicht. Noch eine Warnung muß ich Dir geben, nämlich, daß Du keinem Briefe etwas anvertrauest, was uns, wenn es unter die Leute käme, in Verlegenheit bringen könnte." Als der Zug nach Britannien erfolgt, welchen Quintus unter Cäsar mitmacht, wird der Briefwechsel schwieriger: „Eine Sorge ängstigt und drückt mich sehr, daß in Zeit von 50 Tagen nichts von Dir, nichts

wird der Dienste der Tabellarii häufig gedacht. Von den feindlichen Parteien wurde ihnen begreiflicherweise eifrig nachgestellt, und ihr Amt war in jenen rohen Zeiten um so gefährlicher, als ihnen, wenn sie ergriffen wurden, der Feind die Hand durch Abhauen des Daumens zu verstümmeln pflegte, unter Umständen auch ihre Tödtung bewirkte. Aus dem Gallischen Kriege wissen wir, daß Cäsar unter Umständen Pfeile oder Wurfspieße mit daran befestigten Nachrichtzetteln in umzingelte Städte oder Lager schleudern ließ, zu deren Entsatz er herbeigeeilt war. Im Spanischen Kriege communicirte man in ähnlicher Art mittels geschleuderter beschriebener Thonkugeln, so namentlich bei den langwierigen Kämpfen vor der Stadt Artegna (De bello hisp., 13 und 18). Auch versteckten die Tabellarii die Briefe mitunter in den Schaft der Speere.[14]) Zur Beschleunigung der Schrift und Volumenverringerung des Briefs bediente man sich der mit dem Namen der Tironischen Noten bezeichneten Abkürzungen, einer Art von Wortsiegeln (nach der in unserer Stenographie üblichen Benennung), deren Erfindung von Tiro, dem bekannten Freigelassenen und Secretär Cicero's, herrührte, nachdem schon früher der Dichter Ennius gewisse tachygraphische Hülfsmittel[15]) angegeben hatte.

Zur Beförderung der reisenden Beamten war in der Zeit der Republik eine Art Vorspannwesen angeordnet. Der Senat ertheilte zur freien Benutzung desselben in den einzelnen Fällen eine besondere Ermächtigung. Dies war mit dem Misbrauch der liberae legationes verbunden, den Cicero (De legibus, III, 8) scharf tadelt.*) Die Betreibung von Privat-

---

von Cäsar, überhaupt von dorther nicht nur keine Zeile, sondern nicht einmal ein Gerücht zu mir gekommen ist; jenes Meer und Land macht mir recht bange."

*) „Ich übergehe, wie sich diejenigen benehmen, welche bei

rechts-Angelegenheiten, namentlich Erbschafts- und Schuld-forderungs-Sachen scheint dabei der hauptsächlichste Zweck gewesen zu sein, wie Brisson („De verborum quae ad jus civile pertinent significatione", Artikel „Liber") speciell hervorhebt: „Hujusmodi legationem decerni sibi satagebant Senatores qui hereditatum aut syngrapharum persequendarum gratia in provinciam excurrere necesse habebant." Im Gegensatze hierzu wird von Cato dem Aeltern gerühmt, daß er als Prätor von Sardinien bei seinen Reisen in der Provinz von dem Vorspann nicht Gebrauch machte.

Nachdem im Bürgerkriege die Leidenschaften ausgetobt hatten und die Parteikämpfe erloschen waren, trat als das dringendste Bedürfniß die Herstellung und Befestigung der monarchischen Staatsform und Autorität sowie die Regeneration der innern Verwaltung des Reichs hervor. Unter den Anstalten, welche Kaiser Augustus zu diesem Zwecke mit Beihülfe Agrippa's traf, nimmt der Cursus publicus eine hervorragende Stelle ein. Sueton sagt von Augustus: „Et quo celerius et sub manum annunciari, cognoscique posset, quid in Provincia quaque gereretur, juvenes primo modicis intervallis per militares vias, dehinc vehicula disposuit."

---

einer Staatsmission ihre Erbschaften oder Schuldbriefe verfolgen. Dieser Fehler liegt vielleicht im Menschen. Aber ich frage, was wol schmählicher ist, als wenn sich ein Senator ohne öffentliches Geschäft, ohne amtliche Aufträge, ohne irgendeine Dienstleistung für den Staat dennoch ein Commissorium ertheilen läßt. Diese Entsendungen hätte ich als Consul aufgehoben, wenn nicht damals ein werthloser Volkstribun dazwischengetreten wäre. Aber wenigstens habe ich die Dauer vermindert und, was unendlich war, auf ein Jahr beschränkt. Allerdings bleibt, nach Aufhebung der langen Dauer, immer noch die Schädlichkeit." Auch in Lib. I, cap. 3 l. c. findet sich eine Anspielung auf diesen Misbrauch.

Der Cursus publicus, auch vereda publica, res veredaria, von den griechischen Schriftstellern δρόμος, δρόμος δημόσιος genannt, war eine Staatsverkehrsanstalt, welche die Beförderungen stationsweise, mit Wechsel der Transportmittel, zu Fuß, zu Pferd oder Wagen, sowol für Versendungen als auch für Reisen wahrzunehmen hatte. Diese Einrichtung war bestimmt für die Reisen des Kaisers und seines Hofes, der hohen Militärpersonen und sonstigen Staatsbeamten im Dienste, der Gesandten und der zur Benutzung des Cursus publicus im einzelnen Falle besonders ermächtigten Personen; ferner zur Beförderung der Depeschen, Acten, Documente und sonstigen Archivalien und der Staatsgelder, sowie zum Transport von Proviant, Armatur- und Montirungsstücken, Bauutensilien, Kunstwerken, Delicatessen für die kaiserliche Hofhaltung u. s. w.

Jeder Curs war in bestimmte Stationen (posita statio, zusammengezogen poststatio) getheilt. Sie führten den Namen mansiones und mutationes. Die mansiones waren je eine Tagereise voneinander entfernt, und eine jede solche Entfernung war in 5—8 mutationes eingetheilt. Die mansiones wurden, wenn es irgend anging, an den größern Orten errichtet. Jedenfalls traf man dort genügende Vorkehrungen zur Verpflegung und zum Nachtquartiere. Das Reisen bei Nacht wurde begreiflicherweise möglichst vermieden. Die mansiones waren zugleich darauf berechnet, daß durchmarschirende Truppenabtheilungen daselbst Nachtquartier, Proviant und Fourrage vorfanden.[16]) Die Mutationen waren in früherer Zeit weitläufiger auseinandergelegt als später. Der Pferdebestand auf jeder Station war im Durchschnitt auf circa 40 Stück, für belebtere Routen auf mehr, für minder belebte auf weniger, festgestellt. Nur eine bestimmte Zahl derselben war für die im Orte selbst beginnenden Reisen und Beförderungen verfügbar,

die übrigen mußten für den durchlaufenden Verkehr bereit gehalten werden. Kaiser Valens setzte die für den Ortsverkehr disponibel zu haltenden Pferde auf fünf für jede Station fest. Gratian und Theodosius vermehrten sie um eins. Justinian erhöhte sie auf zehn. Hiervon durfte abgewichen und die Zahl überschritten werden, wenn in dem Postpasse amtlich vermerkt war: ut aliqua de causa instantius ire jubeantur. Alljährlich waren die Stationen mit etwa dem vierten Theil des Pferdebestandes zu remontiren. Die Lex 7 im Codex Just. XII, 51 bestimmt darüber und über die Herstellung der Ställe u. s. w.: „In omnibus provinciis veredorum quarta pars reparetur. Stabula autem ut impensis publicis exstruantur, contra rationem est, quum provincialium sumtu, in quorum locis stabula constituta sunt, citius arbitremur apparanda, et utilius sit tam publico quam his, quos stercus animalium pro suo solatio (nicht übel!) habere concedimus."

Die eigentlichen Dienst- und Curspferde wurden veredi genannt (βερέδοι, von persischer Abstammung wie angarii). Ein Kurier mußte stets ein zweites Pferd nehmen, auf welches bei umfangreichen Depeschen das Felleisen geladen wurde und welches der zur Zurückbringung des Kurierpferdes mitreitende Postillon bestieg. Dieses Beipferd hieß parhippus. Die eigentlichen Packpferde für Sachen wurden agminales genannt (von agmen in der militärischen Bedeutung). Auf sehr gebirgigen Gegenden trat an Stelle des Pferdes das Maulthier. Für die agminales wurden auch Lastochsen und Maulesel verwendet. Die Ställe führten die Benennung stabula veredaria oder stabula veredorum. Auf Nebenrouten, wo der Cursus publicus nicht errichtet war, half die Pflicht der Unterthanen, Vorspann zu leisten, aus. Dieser Vorspann hieß paraveredi, später parafredi, und der ganze Dienst auf diesen Nebenrouten parangariae.

Die Fuhrwerke wurden im allgemeinen mit vehiculum bezeichnet; später fand diese Benennung nur bei kleinen Wagen Anwendung. Die eigentlichen Postreisewagen des Cursus publicus, der Schnellpostwagen, war die rheda currens oder cursualis, auf vier Rädern, zu zwei bis vier Personen, zwei= auch vierspännig. Wurden statt der Pferde Maulthiere vorgespannt, so mußte deren Zahl im Sommer acht, im Winter zehn betragen (Lex 8, §. 2; Cod. Theod., VIII, 5). Der gewöhnlichste Transportwagen war der carrus, ebenfalls vierräderig, zur Fortschaffung von Briefen, Geldern, Packeten und auch Personen bestimmt. Dies Fuhrwerk mußte auf den einzelnen Stationen am zahlreichsten vorhanden sein. Die Packwagen, Fahrpostwagen (zu Reisen, die nicht sehr eilten, sowie vorzugsweise zur Fortschaffung von Gütern) wurden mit dem Namen clabula (Diminutiv von clava, Sprosse, also eine Art Leiterwagen) bezeichnet; bei ihnen fand öfter eine Bespannung mit Rindern und Mauleseln statt. Die birota, für ähnliche Zwecke wie die clabula, war zweiräderig (binae rotae), also nach unsern Begriffen eine Art Carriole; jedoch wurde sie gewöhnlich mit zwei Pferden oder drei Maulthieren bespannt. Dies sind die Hauptgattungen der Wagen, welche man auf den Stationen des Cursus publicus gewöhnlich antraf. Andere, wie die carruca (Prachtwagen), das carpentum (Frauen= und Priesterwagen) u. s. w., fanden sich nur zufällig auf einzelnen Stationen, bildeten aber keins der vorgeschriebenen Erfordernisse des Cursus publicus. Die Belastung der Hauptwagengattungen war durch gesetzliche Bestimmungen speciell geregelt. Die rheda durfte bis zu 1000 Pfd., die clabula bis zu 1500 Pfd., der carrus bis zu 600 Pfd. und die birota bis zu 200 Pfd. beladen werden (s. die Gesetze im Theodosianischen und Justinianischen Codex). Den Pferden durfte nicht mehr als 30 Pfd.

aufgepackt werden. Kaiser Valentinian erließ im Jahre 364 eine Verordnung, welche die Maße der Wagen bestimmte.

Die Kuriere hießen veredarii, auch cursores publici. Ihre unterscheidende Bezeichnung bildeten Federn auf dem Hut — eine Erinnerung an die Schnelligkeit des Vögelflugs oder an das geflügelte Haupt des olympischen Boten. Die Kuriere des Kaisers wählte man aus der Elite der Legionen; sie bildeten unter dem Namen Equites singulares ein glänzendes, sehr bevorzugtes Corps. Oft erhielten sie verfängliche Aufträge (Herodian, III, 5; VII, 6). Sie hießen nach Lydus (III, 7) singulares, weil ihnen nur Ein Pferd auf der Poststation zustand. Die Boten auf den Nebenrouten hießen: paraveredarii; die Frachtführer und Packknechte: catabulenses; die Pferdewärter, deren jeder drei Thiere zu versehen hatte: hippocomi. Bei jeder größern Station war auch ein Thierarzt, Kurschmied: mulomedicus, und ein Wagen- und Geschirrmeister: carpentarius, angestellt. Die Vorsteher der Stationen hießen stratores, Stallmeister, oder mancipes.*)

Als ambulirende Aufsichtsbeamte über die ganze Anstalt können die Principes agentium in rebus, auch Praepositi, und besonders die Curiosi (qui curam totius publici cursus gerunt) angesehen werden. Auch findet sich die amtliche Benennung Praefecti vehiculorum (Lex 4, Cod. Theod., VIII, 5). Sie hatten fortgesetzt die Routen zu bereisen und neben ihren verschiedenen polizeilichen Obliegenheiten speciell die Stationen des Cursus publicus zu revidiren, den Zustand der Wege, Brücken und Fähren zu untersuchen, Maßregeln zur Abhülfe eingetretener Uebelstände zu treffen

*) Konstantin's des Großen Mutter, die heilige Helena, war, ehe der Cäsar Konstantius sich mit ihr vermählte, Wirthin auf einer mansion gewesen.

und an die vorgesetzte Behörde Bericht zu erstatten (Cod. Theod., lib. VI, tit. 19). Bei den obern Behörden war ein besonderer Beamte, der Regerendarius, angestellt, welcher die auf den Cursus publicus bezüglichen Geschäfte zu besorgen hatte.

Die oberste Leitung und Beaufsichtigung der ganzen Anstalt führte der Praefectus praetorio in Rom (den in Behinderungsfällen der Praefectus urbis vertrat), in Konstantinopel später der Magister officiorum. Mitunter rückte auch der Magister equitum, der Oberbefehlshaber der Reiterei, dabei mit.

Im Vergleiche zu den obenerwähnten frühern Einrichtungen in den verschiedenen Staaten des Alterthums hatten die Römer hiernach namhafte Fortschritte gemacht. Es kam ihnen hierbei ihre legislatorische Praxis und ihr Verwaltungstalent nicht minder zu statten, als die Energie und Disciplin der Militärmonarchie. Demnächst gab die umfassende Erfahrung zweckmäßige Verbesserungen an die Hand.

So bildete sich im Laufe der Zeit die schnellere Transportart für Briefe, Acten, Gelder und eilende Reisende: der Cursus vehicularis zum Unterschiede von dem Cursus clabularis, der langsamern Transportart für die Frachten und die gewöhnlichen Reisenden heraus. Zu dem Cursus vehicularis wurden hauptsächlich die rheda und der carrus verwandt, oder die Beförderung geschah reitend, daher dieser Cursus auch die Benennungen führte: Cursus per rhedas oder per veredos, velox cursus. Bei dem Cursus clabularis kam namentlich die oben beschriebene clabula in Anwendung. Ganz scharf und durchgreifend wurde dieser Unterschied allerdings nicht immer beobachtet.*) Ueber die

*) Salmasius meint, daß der Cursus vehicularis und der Cursus clabularis wie genus und species differiren. Gothofredus

Schnelligkeit des Cursus vehicularis haben wir mehrere Nachrichten. Nach Sueton hätte Kaiser Augustus eine Entfernung von 25 deutschen Meilen als Tagereise zurückgelegt; Tiberius Nero soll von Lugdunum ab 200 römische (40 deutsche) Meilen in 24 Stunden bis zu seinem kranken Bruder Drusus Germanicus gereist sein; velut uno spiritu, fast in einem Athem, setzt Valerius Maximus hinzu. Libanius aus Antiochien erwähnt eine Tour von Antiochia nach Konstantinopel (147 deutsche Meilen), zu welcher fünf bis sechs Tage erforderlich waren. Procop von Cäsarea bemerkt (Anekd. 30), daß der Cursus vehicularis das gewöhnliche Reisen an Geschwindigkeit um das Zehnfache übertroffen habe. Bei eiligen Depeschen wurden im Durchschnitt 40 Meilen per Tag zurückgelegt.*)

Dies ist das Wesentlichste über den bald vielgerühmten, bald unbillig zurückgesetzten Cursus publicus der Römer. Es zeigen sich daran zugleich die durchgreifenden Unterschiede von dem spätern, zuerst in Deutschland im Zeitalter der Reformation hergestellten Postwesen.[17]) Der Cursus publicus war nicht für jedermann benutzbar; es bestand kein regelmäßiger, fortlaufender Postengang mit vorher festgesetzten Abgangs-, Ankunfts- und Beförderungszeiten; vielmehr fand die Beförderung nur statt, wenn gerade Depeschen oder

---

in seinem monumentalen Werke über das Römische Recht bemerkt (Tom. II, lib. VIII, tit. V): „Veloci cursui diserte opponitur clabularis", also: der Cursus clabularis wird dem Schnellcurse mit klaren Worten gegenübergestellt.

*) Julian der Abtrünnige ließ aus dem Cursus vehicularis die Ochsen und Esel entfernen und den Dienst nur durch Pferde versehen. Daß Cassiodor mit der Angabe, Julian habe den Schnellcursus überhaupt ganz aufgehoben, im Irrthum ist, hat Brisson: De verborum quae ad jus civile pertinent significatione, Artikel „Cursus", schon dargethan.

Reisende vorkamen. Endlich lag der römischen Einrichtung der Gedanke völlig fern, die Leistungen der Verkehrsanstalt von denen bezahlen zu lassen, welche diese Leistungen in Anspruch nehmen, und dadurch zum wenigsten die Ausgaben für die Unterhaltung des Instituts und für eine fortschreitende Verbesserung desselben zu decken. Im Gegentheil: die Benutzung des Cursus publicus durch die Betheiligten war ganz unentgeltlich und das Volk mußte die empfindlichen Lasten tragen, welche die Unterhaltung dieser Anstalt verursachte, wofür den Provinzialen, wie wir aus der oben citirten Gesetzesstelle ersehen, zum Troste nichts anderes verblieb, als was die Pferde in den Ställen zurückließen. Während heute die Anlegung eines Postcurses von der betreffenden Gegend als eine Wohlthat angesehen wird, erregte damals die Führung des Cursus publicus durch ein bestimmtes Gebiet den Mismuth der davon Betroffenen, welche mitunter alles daran setzten, um diese Last los zu werden. So wurde auf dringendes Betreiben der Provinz Sardinien der dortige Cursus publicus im Jahre 363 von Julian Apostata aufgehoben, „damit“, wie es in dem Edict heißt, „der Wohlstand der Einwohner nicht ferner untergraben werde“. In Betreff der Provinz Afrika erkennt ein Erlaß des Kaisers Konstantius an den Statthalter Olybrius, vom Jahre 354 aus Antiochien datirt, an, daß die Beitreibung der Postpferde den Vermögenszustand vieler Unterthanen zerrütte und die Habsucht einiger anschüre (paraveredorum exactio patrimonia multorum evertit et pavit avaritiam nonnullorum).*)

---

*) Die Erlaubnißscheine des Kaisers und des Praefectus praetorio, sich des Cursus publicus zu bedienen, führten die Benennung Diploma oder in später Zeit Evectio. Sie waren auf starkem Papier oder auf Pergament ausgestellt und mit dem kaiserlichen

Außer dem Kaiser und dem Praefectus praetorio sowie dem Praefectus urbis konnten in frühern Zeiten auch alle Proconsuln, Proprätoren in den Provinzen, resp. die Vicarii, Praesides, Rectores und Duces dergleichen Ermächtigungen zur Benutzung des Cursus publicus ertheilen. Später traten hierin jedoch bei den überhandnehmenden Misbräuchen Beschränkungen ein, welche wiederum öfter wechselten. Zuweilen wurde mit diesen Pässen ein schmählicher Handel getrieben. Eine Verordnung des Kaisers Konstantius vom Jahre 326 beginnt mit den Worten: „Es ist in Erfahrung gebracht worden, daß Personen die für sich und ihre Familien erbetenen Postpässe um einen abgeschätzten Preis verkaufen", und setzt die Strafe des Exils fest sowol gegen

---

Wappen beziehungsweise dem Ministerialsiegel bedruckt. Es waren darin angegeben: die Art und Anzahl der für die betreffende Person und deren Gefolge zu gestellenden Transportmittel, die Speisen und Getränke, welche verabreicht werden sollten u. s. w. Denn auch die Verpflegung erfolgte auf Landesunkosten. Es gab jedoch auch diplomata und evectiones, die allgemeiner gehalten waren. Ein Beispiel theilt der Kirchenhistoriker Baronius in seinen Annalen mit: die auf Befehl Konstantin's des Großen einigen donatistischen Bischöfen, welche von Afrika nach Gallien zum arelatensischen Concil berufen worden waren, zu ihrer Rückreise ertheilte Evectio, betreffend die Benutzung des Cursus angarialis, wie er dort heißt, zur Reise bis zum Hafen von Arelatum (Arles): „Quoniam Lucianum Capitonem, Fidentium et Nasutium Episcopos et Nammarium Presbyterum, qui secundum coeleste praeceptum domini Constantini Maximi, Invicti, Semper Augusti, ad Gallias cum aliis ejus legis hominibus, venerant, dignitas ejus ad Lares proprios venire praecepit. Angarialem his cum annonaria competentia (!), usque ad Arelatensem portum secundum imperatum aeternitatis ejusdem Clementissimi Principis dedimus, frater, qua inde Africam navigent."

die Verkäufer als auch gegen die Käufer und die etwa betheiligten Beamten des Cursus publicus (welche die Mäkler bei solchen Geschäften gemacht zu haben scheinen). So weit war es gekommen, daß Sextus Aurelius Victor, welcher zu Zeiten dieses Kaisers lebte, in seinem Buche über Trajan, wo er dessen Streben zur Vervollkommnung des Cursus publicus hervorhebt, sagen konnte: „Diese in der That sehr nützliche Anstalt ist durch die Habsucht und Unverschämtheit der Nachkommen in eine wahre Pest für das römische Reich umgewandelt werden" (quod equidem munus satis utile in pestem orbis Romani vertit posteriorum avaritia insolentiaque). Durch ein Gesetz vom Jahre 354 (Lex 5, Cod. Theod., VIII, 5) wird den Rectores der Provinzen die Befugniß, Postpässe zu ertheilen, vollständig entzogen, nachdem durch die Misbräuche dem Cursus publicus großes Verderben zugefügt worden (quoniam cursui publico magna infertur pernicies).

Diesen Schattenseiten gegenüber ist anerkennend hervorzuheben, daß mehrere der trefflichern Kaiser dem Cursus publicus ihre Sorgfalt in der Richtung zuwandten, die Lasten zu erleichtern und den Misbräuchen Abhülfe zu schaffen. In Italien selbst, welches gegen die Provinzen meistens begünstigt wurde, begann schon Kaiser Nerva gegen Ende des 1. Jahrhunderts mit Erleichterungen. Zum Andenken daran wurde eine Münze geschlagen mit der Inschrift: vehiculatione Italiae remissa. Der Bemühungen Trajan's ward schon erwähnt. Daß er die Benutzung des Cursus publicus für andere als Staatsdienstzwecke nicht zulassen wollte, sehen wir aus einem an ihn gerichteten Schreiben Plinius' des Jüngern, welcher, als er Statthalter in Bithynien war, seiner Gattin zum Behuf einer durch einen plötzlichen Todesfall in der Familie

veranlaßten Reise einen Paß zur Benutzung des Cursus publicus ausgestellt hatte.*)

Kaiser Hadrian, der auf seinen Reisen durch das Reich die Mängel hatte kennen lernen, versuchte eine Erleichterung dadurch herbeizuführen, daß er in Stelle der Naturalleistungen für den Cursus publicus, welche zu Streitigkeiten und Unterschleifen Anlaß gaben, in einzelnen Gebietstheilen einen Geldbeitrag aufbringen und die Kosten für den Cursus publicus alsdann daselbst ex fisco bestreiten ließ. Diese Maßregel hatte unter anderm die Wirkung, daß die den Anlagen des Cursus publicus benachbarten Grundbesitzer, die Pferde- und Getreidehändler u. s. w. durch die Lieferungen für die Post einen guten Geldverdienst erlangten. Von Hadrian's Nachfolger Antoninus Pius heißt es beim Julius Capitolinus: „Quod vehicularium cursum summa diligentia sublevaverit.“ Als der nachmalige Kaiser Pertinax in seiner Eigenschaft als Legat in Syrien unter der Regierung Marc Aurel's die Benutzung des Cursus publicus, anstatt sich vom Statthalter eine evectio ausstellen zu lassen, mit Gewalt erzwungen hatte, wurde er vom Gouverneur der Provinz genöthigt, von Antiochien aus zu Fuße zu seiner Legation zu gehen. Von Alexander Severus berichtet Spartian: „Cum se vellet

---

*) „Bis zu dieser Stunde, mein Gebieter“, schreibt er dem Kaiser, „habe ich niemals, außer in Deinen Angelegenheiten, irgendjemand in irgendeiner Sache einen Postpaß ausgestellt. Diese meine fortwährende Handlungsweise hat eine plötzliche Nothwendigkeit durchbrochen. Meine Frau nämlich“ ... (nun erzählt er getreulich den Vorfall und schließt:) „Dieses habe ich Dir geschrieben, weil ich wenig dankbar gegen Dich erschienen sein würde, wenn ich unter andern von Dir empfangenen Wohlthaten diese eine verschwiegen hätte, von der ich weiß, daß ich sie Deiner Nachsicht verdanke.“

commendare hominibus vehicularium munus a privatis ad fiscum traduxit" — eine weitere Ausdehnung der Maßregeln Hadrian's. Konstantin der Große verdankte dem Cursus publicus seine Rettung aus der Gefangenschaft des Galerius; seine Flucht von Nikomedien in Asien nach Gallien bewirkte er mit Hülfe dieser Anstalt; bei seiner Ankunft auf den einzelnen Stationen ließ er bis dahin, daß er einen gehörigen Vorsprung erlangt hatte, den Pferden die Fußsehnen durchschneiden.*) Nachmals als Kaiser scheint er eine Sühne für diese Mishandlung haben gewähren zu wollen, denn er erließ im Jahre 316 ein Edict, daß die Postpferde nicht mit so sehr dicken und knorrigen Knitteln, sondern nur mit der Ruthe oder Geisel (Sklavenpeitsche) angetrieben werden sollten (non fustibus nodosis et validissimis sed virga tantum aut flagro). Und 315: „Die Stiere sollen zum Dienste des Cursus publicus nicht vom Pflügen weggenommen werden (cf. Cujacii opera, II, 987 fg.). Im Jahre 326 schärft er den Großen ein, daß sie den Cursus publicus nur modice et temperate gebrauchen sollen (Lex 3, Cod. Theod., VIII, 5). Denn zu den Würdenträgern, denen die Benutzung des Cursus publicus zustand, waren nun noch die Bischöfe gekommen, welche damals wegen der öftern Concilien, deren Entstehung in die Zeit der Ausbildung des Episkopats fiel, häufiger reisten. Bei Severus Sulpitius (sacra historia) lesen wir von „datam evectionis copiam Episcopis ad Concilium Seleucenum vocatis", und oben wurde eines ähnlichen Falles in Beziehung auf das arelatensische Concil gedacht. Ammian. Marcellinus bemerkt, daß die öftern Reisen der Bischöfe dem Cursus publicus die Kraft benähmen. Eine Reihe von Gesetzen über den Cursus

---

*) Das ist noch heute im Orient eine beliebte Manier bei den Raubanfällen auf die Karavanen.

publicus rührt auch von Kaiser Konstantius her, und Gothofredus sagt, dieselben beweisen: „quantopere quibusque rationibus cursum publicum sublevare Constantius instituerit" (Tom. II, lib. VIII, tit. V). So führt er auch von den fünf betreffenden Gesetzen des Kaisers Julian an: „ex quibus de Juliani hanc in partem charactere apparet, quamque sollicitam et enixam cursus publici curam hic Princeps egerit."*) Bisweilen wurden in besonders eiligen Fällen Truppenabtheilungen mit dem Cursus publicus befördert, und zur Beschleunigung des Marsches nicht selten Gepäckstücke, Ausrüstungsgegenstände u. s. w. auf diese Weise fortgeschafft. Wenn man sich nun die Weitläufigkeit des Reichs vorstellt und die bedeutenden Truppendislocationen vergegenwärtigt (die 22. Legion, Primigenia, welche zur Zeit

---

*) Kaiser Valentinian verfügt im Jahre 374 an den Provinzialgouverneur von Gallien, Konstantius: „Postpässe zum Transport von Montirungsstücken auch durch andere Provinzen zu ertheilen, dazu ist Deine Excellenz wohl befugt, damit kein Aufenthalt entsteht, wenn etwa der Obergouverneur nicht auf der Route, auf welcher jene Montirungsstücke befördert werden, zu treffen sein möchte. Freilich wenn der Obergouverneur gegenwärtig sein möchte, so wird er Deine Postpässe visiren oder selbst neue ausstellen. So ist es auch zu halten beim Transport von Gold und Silber, bei welchem ebenfalls Deinen Postpässen kein Hinderniß entgegengesetzt werden darf, damit das Abgesendete nach dem Bestimmungsorte gelange. Die Montirungsstücke sind bis zu dem Orte zu transportiren, wo die Truppen ihr Standquartier haben, denn wegen einer kleinen Abbiegung von der Poststraße sind die Soldaten nicht aus dem Quartier zu entfernen." Für die Gold- und Silbertransporte wurden noch specielle Vorschriften wegen Vertheilung der Ladung, sichern Geleits derselben u. s. w. gegeben (Lex 33 u. 48, Cod. Theod., VIII, 5). Für den Transport von Staatsgeldern, Armeebedürfnissen, Depeschen, Kurieren u. s. w. konnte der Cursus publicus natürlich zu jeder Zeit benutzt werden.

der Kreuzigung Christi in Jerusalem und Umgegend stand, wurde z. B. von dort nach Mainz verlegt, später nach Britannien dirigirt und von da nach Ems geschickt): so kann man sich einen Begriff von den Leistungen des Cursus publicus, aber auch von den Lasten der Provinzen machen. [18])

Wenn es für verfänglich zu erachten ist, auf Grund einzelner, die Misbräuche rügender Gesetzesstellen hin ein absprechendes Urtheil zu fällen, indem die Unvollkommenheiten und Mängel einer so mitten in die Oeffentlichkeit gestellten Anstalt zwar leicht und sämmtlich zur Sprache zu kommen pflegen, dahingegen ihre guten Dienstleistungen, denen eine mühsame Organisation und oft eine aufopfernde Pflichterfüllung zu Grunde liegen, als eine selbstverständliche Sache hingenommen werden: so scheint doch so viel sicher, daß der allmähliche Verfall des römischen Reichs auch auf die Staatsverkehrsanstalt seine auflösende Wirkung geübt hat.

Kaiser Leo (457—474) hob den Cursus clabularis im ganzen Orient und einigen andern Gegenden auf: „Cursum clabularem ab omni Orientali tractu nec non ab his civitatibus aliarum regionum, quarum instructio tui (des Statthalters Pusäus) culminis meminit, tolli amputarique decernimus" (Lex 22, Cod. Just., XII, 51). Die Editio Lugdun. (Corpus jur. gloss.) hat hier im Eingange anstatt Cursum clabularem den Ausdruck Cursum ambularem. Dies erklärt vielleicht, daß einige auf die Vermuthung gekommen sind, Kaiser Leo habe den ganzen Cursus publicus aufgehoben. So war es aber nicht, sondern es handelte sich blos um die Fahrpost, wenn dieser uns geläufige Ausdruck hier überhaupt anwendbar ist, den Cursus clabularis. Die Schnellpost, der Cursus vehicularis, war gar nicht zu entbehren, und daß er noch fortbestand, geht

aus einem im Jahre 562 zwischen dem oströmischen Kaiser und den Persern abgeschlossenen Vertrage hervor, dessen vierter Punkt die ungehinderte reciproke Benutzung der beiderseitigen Postanstalten feststellt.

In ihrer besten Entwickelung erscheint die Staatsverkehrsanstalt der Römer von der Mitte des 1. bis zum Schlusse des 3. Jahrhunderts n. Chr. Ihre Anlagen erstreckten sich vom Pictenwall bis zum Wendekreis des Krebses, von den Säulen des Hercules bis zum Kaukasus, und mit Recht konnte Aristides der Rhetor, welcher im 2. Jahrhundert lebte und auf seinen Reisen in Asien, Griechenland, Italien und Aegypten die Reichseinrichtungen aus eigener Anschauung kennen lernte, vom römischen Kaiser sagen: „Cum possit orbem totum commodissime per epistolas regere: quae mox ut scriptae sunt, velocissime, tanquam ab avibus, deferuntur." Hand in Hand mit der Anlegung des durch die Bedürfnisse der Regierung und Verwaltung hervorgerufenen, zugleich für die Verpflegung und die Marschoperationen des Heeres so wichtigen Cursus publicus ging die Ausbreitung jenes Netzes der herrlichsten Kunststraßen, mit welchem die Römer drei Welttheile durchzogen und dessen großartige Spuren noch heute oft weit in entlegenen Einöden unter Gräberrestern und Dorngestrüpp, in der Sierra-Morena, in der Eifel, in Schottland und Siebenbürgen, am Euphrat und an der großen Syrte Afrikas dem forschenden Wanderer in unvertilgbaren monumentalen Zügen die Größe des römischen Namens verkünden. Diejenigen, welche die Römer wegen ihres allerdings rücksichtslosen Vorgehens gegen einzelne Werke der hellenischen Cultur, ihrer Zerstörung griechischer Theater, Akademien, Statuen u. s. w., es fehlt nicht viel, den Hunnen und Vandalen gleichstellen, möchten doch beim Hinblick auf jene bewunderswerthen Straßenanlagen, welche für die Sicherheit,

die Cultur und den Verkehr so großer Länder von unberechenbarem Nutzen waren und die Civilisation in entlegene Gegenden trugen, ihr Urtheil wol zu mildern geneigt sein. Aber, sagt man, aus diesem Grunde bauten sie die Straßen nicht, sondern zunächst aus militärischen Rücksichten. Indeß: welcher Staat der spätern Zeiten hat sich seine Militärstraßen auch durch seine Soldaten selbst bauen lassen, wie die Römer dies thaten? Und welcher Staat hat diese Straßen demnächst so ohne weiteres dem öffentlichen freien Verkehr uneigennützig überlassen? Marius kann im Cimbernkriege wegen der Verschlämmungen der Rhône seine Armeebedürfnisse nicht schnell genug erhalten. Er schickt einige Legionen ans Werk und läßt einen schiffbaren schönen Kanal längs der Rhône graben, den er nach beendigtem Kriege den Massiliern schenkt und der eine der Hauptadern des römisch-gallisch-britannischen Handelsverkehrs wird. Und ähnlich handeln Agrippa, Drusus, Germanicus, Agricola u. s. w. in Britannien, Germanien und andern Provinzen.[19])

Eine vollständige Darstellung des gesammten Straßennetzes im römischen Reiche, soviel des Lehrreichen und Interessanten sie auch bietet, würde die Oekonomie des gegenwärtigen Aufsatzes nicht zulassen. Ich beschränke mich daher auf die größten Hauptadern und will versuchen, wenigstens in der Allgemeinheit eine thunlichste Uebersicht herzustellen. Wie bei hydrographischen Darstellungen die großen Ströme von selbst die dispositiven Normen abgeben, so lassen sich die Tausende der Römerstraßen in letzter Analyse auf folgende fünf Hauptstränge, von Rom ausgehend, zurückführen:

1) über Capua, Neapolis, Rhegium (Reggio), Ueberfahrt nach Sicilien und von da nach Karthago. Von Karthago Verzweigung in Afrika westlich bis zu den Säulen des Hercules, von wo Verbindung über Gades (Cadiz) mit

Hispanien und östlich bis Alexandria, wo Verbindung mit der Route nach Asien;

2) über Capua nach Brundusium (Brindisi), Ueberfahrt über das Adriatische Meer nach Dyrrhachium, Macedonien — von wo ein großer Zweig südlich nach Thessalien und Griechenland sich erstreckte — bis zum Thrazischen Chersones (Halbinsel Gallipoli), Ueberfahrt über den Hellespont, sodann die Verzweigungen in Asien: a) bis Armenien und den Phasis; b) bis zum Euphrat; c) über Syrien, Palästina und die Landenge von Suez nach Alexandria (wo Vereinigung mit der unter 1 erwähnten Route); sodann von Alexandria den Nil entlang bis Hierosycaminos am Wendekreis des Krebses;

3) über Ariminum (Rimini) und Aquileja nach Istrien, Illyrien, Pannonien (Ungarn), Mösien (Bulgarei), Thrazien (Rumelien) und Byzanz; von dort über den Bosporus nach Asien;

4) über Centumcellä (Civita-Vecchia), Pisa, Genua, Massilia, Narbo und die Pyrenäen nach Hispanien;

5) über Mediolanum (Mailand) und die Alpenpässe nach Gallien, Britannien und Germanien.

Zu 1. Route über Capua und Rhegium nach Afrika.

Von Rom nach Capua führt 25 geographische Meilen lang die berühmte Appische Straße, im Jahre 313 v. Chr. vom Censor Appius Cäcus erbaut. Mit Recht nannten die alten Dichter die Via Appia die Königin der Straßen. Auf dem Relief am Triumphbogen des Konstantin, welches ihre Fortsetzung vorstellt, können wir sie heute noch als ein schönes hingestrecktes Weib dargestellt erblicken. Meilenlange Strecken können wir zwischen den erhabenen Ruinen ihrer Gräber, Tempel, Villen, Denksäulen, deren Inschriften

uns noch heute die vom Erz der Geschichte tönenden Namen der Valerier, Junier, Claudier und anderer zurufen, einherwandeln — oft auf dem durch die neuern Ausgrabungen ganz bloßgelegten alten Pflaster der mächtigen, fünfeckigen, blauschwarzen Basaltquadern, so fest von Gefüge und frisch von Aussehen, als sei es erst etwa acht Tage her, daß Cäsar und Cicero hier fuhren und daß Horaz jene Reise nach Brundusium zurücklegte, von welcher er der Nachwelt in der 5. Satire des 1. Buchs eine so ansprechende Beschreibung zum Geschenk gemacht hat. Die Via Appia ist im Munde des italienischen Volks monumental geworden. Wo immer ich bei meinen Streifereien in Süditalien, weit ab von dem mir wohlbekannten Tractus der Appischen Straße, auf Reste von Römerstraßen stieß, erhielt ich auf meine Frage nach dem Namen der alten Straße vom Volke fast regelmäßig zur Antwort: „Quest' è la via Appia, Signore!" In Capua endete die eigentliche Appische Straße. Die Fortsetzung auf der hier in Rede stehenden Route führte ursprünglich durch Campanien weiter über Neapolis (mit Abzweigungen nach Puteoli und Cumä), Herculanum und Pompeji (vor dessen Herculaner Thor die alte Straße mit ihren tiefen eingeschnittenen Gleisen, den Wirthshäusern und Ställen für die Zug- und Saumthiere heute wieder vollständig bloßgelegt ist) nach Nuceria (heute Nocera an der Eisenbahn von Pompeji nach Salerno), später, nach der Katastrophe vom Jahre 73, östlich von dem Vesuv über Nola nach Nuceria und durch Lucanien bei dem einst in der blühendsten Culturgegend (biferique rosaria Paesti! Georg., IV, 119), heute in endlosem Dorngestrüpp, Distel- und Acanthuskraut gelegenen, von Malaria heimgesuchten und nur durch die unvergängliche Hoheit seiner Tempel erhabenen Päſtum vorüber (wo die alte Straße noch gut erkennbar), durch die Landschaft Bruttium (Calabrien, schon

im Alterthum wegen seiner Wälder [weißes bruttisches Pech] berühmt), nach Rhegium, wo am südwestlichsten Punkte Italiens die dem Neptun geheiligte Stylis rhegia stand, jene thurmartige Denksäule, bei welcher hier die Römerstraßen zusammenliefen (Entfernung von Rom 455 Milliarien = 91 geographischen Meilen).*) Von Rhegium in $1\frac{1}{2}$ Stunden Ueberfahrt nach Messana, in angemessener Entfernung von der uns heute so harmlos erscheinenden Scylla und Charybdis. Auf Sicilien waren alle Hauptorte durch schöne Straßen verbunden, welche gewiß jeder, der die Schwierigkeiten des Fortkommens im heutigen innern Sicilien, die langen Umwege, zu denen die verheerenden Fiumaren nöthigen, und anderes erfahren hat, schwer vermissen wird.[20]) Die Hauptroute ging von Messana über Panormus (Palermo) nach dem im Alterthum sehr frequenten Hafen von Lilybäum (51 Meilen), in der Nähe des heutigen Marsala. Von hier fand die Ueberfahrt nach Karthago in circa 24 Stunden (nach Polybius würde die Entfernung 1200 Stadien — 30 Meilen, nach Strabo 1500 Stadien betragen) statt. Die Entfernung von Rom bis Karthago auf dieser Route betrug 174 Meilen. In der günstigen Jahreszeit fuhr man daher lieber von Ostia oder Puteoli direct nach dem auf diesem Wege 80 Meilen entfernten Karthago und legte die Fahrt bei günstigem Winde in drei Tagen zurück.

*) Von Capua nach Reggio benutzte man auch die mehr landeinwärts gelegene popilische Straße, vom Prätor Popilius im Anfange des 7. Jahrhunderts der Stadt angelegt, über Forum Popilii (Polla) und Consentia am Busento (den die Gothen über Alarich's Grab leiteten). Die alte Steintafel im Wirthshause zu Pola mit der Inschrift: „Viam feci ab Regio ad Capuam. Et in ea via pontes omnes milliarios tabellarioaque posui", beweist, daß es schon damals regelmäßige Anstalten für den Postdienst gab.

Cato zeigte einst frische Feigen im Senat mit dem Bemerken vor, das Land, welches diese Früchte trüge, sei nur eine dreitägige Seefahrt von Rom entfernt. Die westliche afrikanische Hauptstraße führte von Karthago aus in einer Länge von 249 Meilen durch Numidien und Mauretanien über Hippo, Cäsarea, Russader und Tingis (Tanger) zu den Säulen des Hercules, wo die Ueberfahrt nach Hispanien stattfand. Die östliche Hauptroute führte von Karthago über Hadrumetum, Leptis magna, dessen weite Ruinen noch heute die einstige Bedeutung dieser uralten großen Handelsstadt bekunden, Arsinoë, Cyrene (der in der griechischen Welt vielgenannten Vaterstadt Aristipp's, Kallimachus' und Eratosthenes'), Ptolemais nach Alexandria in einer Länge von 314 Meilen. Von hier fand über die Landenge von Suez die Verbindung mit Asien auf der Hauptroute nach Antiochien statt. Ferner führte von Alexandria direct nach Süden den Nil hinauf die große Straße durch Aegypten in einer Länge von 152 Meilen bis nach Hierosycaminos, der römischen Grenzstadt gegen Aethiopien. An dieser Route bildete einen für den Verkehr wichtigen Knotenpunkt der Ort Coptos (26° nördl. Br., 90 Meilen südlich von Pelusium), von wo zwei Straßen nach den beiden in der Römerzeit vielgenannten Häfen Myos-Hormos und Berenice am Rothen Meere führten, die eine schon von Ptolemäus Philadelphus, jedoch nur als Karavanenstraße, angelegt; hier bewegte sich ein großer Theil des indischen Verkehrs; der Hafen von Berenice und später Myos-Hormos war für Rom ungefähr das, was heute Suez für unsere Posten nach Indien ist; die Straße von Coptos dahin (31 Meilen in 11 Stationen, in den Itinerarien genau verzeichnet) wurde sehr gepflegt, war mit Poststationen versehen, durch Militärcommandos geschützt u. s. w.

Zu 2. Route über Brundusium nach Asien.

Bis Capua auf der Via Appia. Von Capua über Benevent und Venusia, Horaz' Geburtsort, nach Tarentum, von da nach Brundusium (76 Meilen von Rom). Näher war die Route auf der Via Egnantina von Benevent über Canusium (dessen ausgedehnte Maulthierzucht die Transportmittel für die ganze Gegend beschaffte, wie die Maulthierzucht Rietis für Mittelitalien; Nero hatte canusische Pferdeknechte zu seinen Leibkutschern) nach Brundusium. Indeß war dieser Weg mehr für Reiter und Saumthiere als zum Fahren geeignet. Strabo nennt ihn den Weg für Maulthiertreiber, und Horaz klagt über ihn aus eigener Erfahrung. Von Brundusium wurde die Ueberfahrt nach Dyrrhachium (Durazzo, Epidamnus) durchschnittlich in $1\frac{1}{2}$ Tagen bewirkt. Eine zweite Ueberfahrt, kürzer, doch schwieriger (akrokeraunische Klippen!), fand von Hydruntum (Otranto) nach Apollonia statt. Von Dyrrhachium führte die große Militär- und Poststraße in östlicher Richtung quer durch Epirus, Macedonien und Thrazien nach Konstantinopel (über Heraclea, Edessa, Pella, die alte macedonische Hauptstadt, Thessalonich und Philippi) in einer Länge von 151 Meilen (Entfernung von Rom bis Byzanz 247 Meilen): eine sehr belebte Straße, welche durch blühende Gegenden führte und eine Fülle landschaftlicher Schönheiten darbot. Hier berührten sich Römerthum und Hellenismus, Orient und Occident, hier tummelten sich die epirotischen Scharen und drangen die römischen Legionen nach Macedonien und Hellas vor. Auf dieser Straße ging Cicero wie vor ihm so mancher andere berühmte Römer ins Exil, und hier bereiteten sich die Entscheidungen zwischen Cäsar und Pompejus sowie zwischen Brutus und Antonius vor. Zwei Abzweigungen von dieser Straße führten nach Griechenland:

die eine gleich südlich von Appollonia die Küste von Epirus entlang bis zum korinthischen Meerbusen, dann über Delphi, Koronea und Theben nach Athen (in Theben Abzweigung nach Megara und über den Isthmus in den Peloponnes bis nach Argos und Sparta); die andere von Pella aus südlich über Pydna, auf dessen Schlachtfelde sich die Herrschaft der Römer in Osten entschied, dann längs des Golfs von Salonichi am Gebirge Olympos vorbei über den classischen Fluß Peneus nach Larissa, von hier über Pharsalus und durch den Paß der Thermopylen in die Landschaften Locris, Phocis, Böotien und Attika (die Entfernung von Rom bis Athen betrug 196 Meilen). Auf dem nächsten Wege gelangte man nach Athen durch die Seefahrt von Brundusium nach dem Meerbusen von Korinth (circa 80 Meilen) und dann zu Lande über Megara nach Athen (10 Meilen). Diese Reise beschreibt Properz genau in der 21. Elegie des 3. Buchs. Die obige Landroute war aber zuverlässiger. In Thrazien zweigte sich von der großen Route nach Byzanz eine vielbenutzte Straße über Aphrodisia nach Gallipoli auf dem thrazischen Chersonnes ab. Von dort fand die Ueberfahrt über den Hellespont nach Lampsakus statt, und von Lampsakus führte demnächst die Haupt-, Heer- und Poststraße, das eigentliche Handels- und Industriegebiet Asiens durchschneidend, seine uralten Culturstätten berührend nach Antiochia (147 Meilen von Byzanz), dem Hauptsitz der römischen Cultur- und Staatsentwickelung in Kleinasien. Von Antiochien führten die Straßen südöstlich an den Euphrat (nach Samosata, Lucian's Geburtsort, mit Edessa, und nach Sura mit Thapsakus) bis zur Grenze des römischen Reichs, sowie südlich durch Syrien und Palästina in einer damals blühenden Gegend über volkreiche und berühmte Städte wie Laodicea, Berytus, Sidon, Tyrus, Ptolemais, Joppe, den Hafen von

Jerusalem, Ascalon, Gaza, wo das Wüstenterrain beginnt, und die Landenge von Suez nach Pelusium und Alexandria (164 Meilen von Antiochia). Diese Hauptrouten hatten zahlreiche Abzweigungen: Milet, Ephesus, Smyrna, Halikarnassus (Herodot's und Dionys' Vaterstadt), Xanthus, Tarsus, Seleucia, Cäsarea, Ancyra u. s. w. waren mit geregelten Straßenverbindungen versehen. Eine Hauptroute führte längs des Pontus Euxinus über Sinope nach Trapezus, einem der Emporien des Verkehrs mit den Persern, und von da an den Phasis. Die Länge der Route von Rom bis Antiochien betrug 394 Meilen, bis an den Euphrat 424 Meilen und bis Alexandria 558 Meilen. Von Italien nach Alexandria wurde, wenn es irgend anging, der Weg zur See vorgezogen, da bei günstigem Wetter die Fahrt in neun Tagen zurückgelegt werden konnte.

Zu 3. Route über Aquileja nach Illyrien, Pannonien und Byzanz.

Von Rom zunächst bis Ariminum (Rimini) auf der vielgenannten, vom Consul Flaminius erbauten Via Flaminia (von welcher aus die Triumphatoren das Marsfeld durchzogen durch die Porta Triumphalis, dann durch die Via Sacra zum Capitol), bei Ponte-Molle vor der heutigen Porta del Popolo den Tiber überschreitend, am Soracte vorbei über Narni mit der von Augustus gebauten herrlichen Brücke über den reißenden Nerafluß, deren gewaltiger Bogen uns noch heute imponirt und die Felsen der malerischen Umgebung förmlich klein erscheinen läßt*), Spoletium und Pisaurum ($43\frac{1}{2}$ Meilen bis Ariminum in 18 Stationen).[21]) In Rimini

*) „Gib mir, Narni, meinen Ovid zurück", singt Martial, „und freue dich deiner Brücke."

schloß sich die ebenfalls sehr frequente und schöne Via Aemilia, vom Consul Marcus Aemilius erbaut, an die flaminische Straße an; sie führte über Bononia (Bologna), Mutina (Modena), Parma, Placentia (Piacenza, die Grenzstadt, wo in alten Zeiten eine befestigte Marktstätte zum Handel mit den Galliern angelegt war) nach Mediolanum ($43^1/_2$ Meilen). In Mutina zweigte sich jedoch schon die Route nach Norden ab, welche in Verona auf die nördlich vom Po und parallel mit derselben führende große Straße von Mailand nach Aquileja (über Bergamum, Brixia, Verona und Vicetia) stieß. In der Regel ging der schnelle Verkehr von Ariminum nach Aquileja längs der Küste zuerst über den Rubicon bei der berühmten Säule „Ultra hos fines arma proferre liceat Nemini!", welcher Cäsar mit dem „Jacta est alea!" antwortete, vorüber nach Ravenna, dann mittels Fahrzeugs über die sogenannten sieben Meere, septem maria (die Polagunen), eine Fahrt, die Plinius näher beschreibt, nach Altinum, von welcher im Alterthum so reichen und blühenden Stadt, dem Stapelplatz der Waaren, die zwischen Italien und dem Gebiet der Veneter ausgetauscht wurden, heute nur noch kümmerliche Reste unter dem Wasser der Lagunen in der Nähe von Venedig zu sehen sind; demnächst von Altinum nach Aquileja, dem Centralpunkte des ganzen Verkehrs Italiens mit dem Donaugebiet, dem commerziell, politisch und strategisch wichtigen Schlüssel Italiens von der Nordseite her, der geschichtlich berühmten Mutter Venedigs.*) Von Aquileja führten die Straßen nach Istrien über Ter=

---

*) Eine treffliche Beschreibung des Verkehrslebens von Aquileja liefert Herodian (VIII, 2). „Infolge aller dieser Umstände", sagt er am Schlusse, „lebte dort außer einer großen Zahl städtischer Einwohner auch eine ansehnliche Menge von Fremden und Kaufleuten."

geste (Triest) bis Pola mit seinen herrlichen Ruinen der Tempel, Triumphbogen und des Amphitheaters (für 15000 Zuschauer), welche beredte Zeugen der einstigen Pracht und Bedeutung dieser jetzt kaum 1500 Einwohner zählenden Stadt sind und die unsere Bewunderung um so mehr erregen, als man in dieser abgelegenen Gegend dergleichen gar nicht vermuthet; ferner die dalmatinische Straße von Aquileja über Salona und Epidaurus (Ragusa) bis nach Epidamnus (Durazzo); sodann eine Straße nordwestlich durch die Carnischen Alpen bis Veldidena am Inn, wo sie in die Straße von Verona nach Augusta Vindelicorum (Augsburg) mündete. Endlich die wichtige Heer- und Verkehrsstraße nordöstlich, über Pätovium (Pettau), Sabaria (Stein am Anger), Scarabantia (Oedenburg) nach Carnuntum, dieser berühmten alten Donaustadt, gegenüber dem Einfluß der March, dem öftern Aufenthalt Marc Aurel's, deren Ruinen sich nicht weit vom heutigen noch jetzt durch eine römische Wasserleitung versorgten Hainburg finden. Von Carnuntum führte eine Straße donauaufwärts nach Vindobona (Wien) und von da nach Laureacum (Enns), eine andere donauabwärts über Acincum (Ofen). Beim heutigen Flecken Severin befand sich die in ihren Resten noch erkennbare, vom Architekten Appolodorus von Damaskus (dem Erbauer des Trajansforum in Rom) gebaute steinerne Trajansbrücke über die Donau. In Siebenbürgen nennt das Volk die Reste der Römerstraßen noch jetzt Trajanswege, die Inschrift am Felsen des Eisernen Thors bei Orsowa erinnert an diesen Kaiser, und ich muß gestehen, daß diese Denkmäler ihn mir lieber gemacht haben als die anspruchsvolle Denksäule auf der Piazza di Colonna Trajana in Rom, auch wenn der heilige Petrus mit seinem Schlüsselchen nicht daraufstände. Der große Curs von Aquileja nach Konstantinopel führte über Siscia (Sissek),

Sirmium (Sirmisch), hier den Hauptwaffenplatz, Confluentes bei Singillunum (Semlin) bis zum Margus (Morava); dann diesen Fluß entlang südlich bis Sardica (Sophia), und von hier über Philippopolis, Hadrianopolis und Nicäa nach Konstantinopel. Dieser Curs war 238 Meilen lang mit 84 Stationen; die Entfernung Roms von Konstantinopel über Aquileja betrug 313 Meilen. Von Konstantinopel fand die Ueberfahrt über den thrazischen Bosporus nach Chalcedon statt, von wo sich über die bedeutende Stadt Nicomedia die Straßen nach Asien (siehe unter 2) verbreiteten.

Zu 4. Route über die Seealpen und Pyrenäen nach Hispanien.

Von Rom auf der durch Cajus Aurelius Cotta um 631 d. St. erbauten schönen Via Aurelia längs des Gestades am Tyrrhenischen Meere über Centumcellä (Civita-Vecchia), Pisa, den besuchten Handelshafen Luna (Spezzia), Genua (von wo die große 606 d. St. erbaute postumische Straße über Dertonia und Placentia in die flaminisch-ämilische Straße [s. unter 3] führte, mithin die Verbindung durch Norditalien zwischen Mittelmeer und Adriatischem Meere herstellte), Nicäa (Nizza)[22], Antipolis (Antibes), Forum Julii (Fréjus), den Stationsorten einer Abtheilung der römischen Mittelmeerflotte[23]), Aquä Sextiä (Aix), Massilia, Arelatum (Arles), Nemausus (Nîmes), dessen herrliche Denkmäler der alten Zeit, namentlich die Arena und die sogenannte Maison carrée (nach meiner Erinnerung der am vollkommensten erhaltene antike Tempel des Abendlandes, gegen den selbst der Neptunstempel von Pästum und der Concordientempel von Girgenti ruinenhaft erscheinen), die einstige Bedeutung dieser schon früh durch Verleihung des römischen Bürgerrechts bevorzugten Stadt bekunden, über

Narbo (Narbonne), durch den Pyrenäenpaß von Juncaria (La Junquera), wo bereits Hannibal's Armee zog und wo noch heute die Hauptstraße führt, mitten durch die immergrünen Wälder von Korkeichen, von denen schon Strabo spricht, über Gerunda (Gerona), Barcino (Barcelona), Tarraco (Tarragona); bei Dertosa (Tortosa) überschritt sie den Iberus (Ebro) und führte dann weiter südlich bis nach Gades (Cadiz). Die Gesammtlänge der Straße von Rom bis Gades betrug 360 Meilen (davon 199 mit 82 Stationen auf spanischem Gebiete). Von dieser Hauptstraße führten nun nach allen Richtungen Seitenrouten in die blühende Provinz, welche dem römischen Reiche zwei für dasselbe besonders wichtige Elemente: Soldaten und edle Metalle, lieferte. Im Süden waren namentlich Hispalis (Sevilla) und Corduba, im Norden Cäsar Augusta (Saragossa), im Westen Augusta Emerita (Merida)*) die Hauptknotenpunkte des dichten Straßennetzes. Ueber Merida ging (wie noch heute) die Hauptverbindung mit Lusitanien bis nach Olisipo (Lissabon) über Pax Augusta (Badajoz), sodann nach Conimbrica (Coimbra) und Bracara (Braga). Die Pyrenäen waren auf drei Hauptpässen von den Straßen nach Gallien und Aquitanien durchschnitten: über Juncaria (bei Perpignan), über Fuentarabia (bei Irun), und von Asturica (Astorga) über den Pic du Midi nach Beneharnum (Bearn, Pau). Die Straßen nach Aquitanien

*) Die Ausgrabungen, welche man in der Nähe von Sevilla mit vielem Erfolge begonnen hatte, fand ich im Jahre 1864 bereits wieder verlassen; in der Arena von Merida wuchs ganz gemüthlich ein Haferfeld, und nur die schöne 2550 Fuß lange, den Guadiana in 50 Bogen überschreitende Römerbrücke sowie der Trajansbogen erinnerten an die alte Herrlichkeit dieser einst 6 Leguas im Umfang zählenden, jetzt kaum von 6000 Menschen bewohnten Stadt.

vereinigten sich in dessen wichtigster Handelsstadt Burdiglaa (Bordeaux).

Zu 5. Routen über Mailand und die Alpenpässe nach Gallien, Britannien und Germanien.

Von Rom auf der Flaminischen und Aemilischen Straße (s. unter 3) nach Mediolanum, 87 Meilen in 35 Stationen. Mediolanum war in dem ganzen cisalpinischen Gallien oder, mit einer uns geläufigern Ausdrucksweise, in ganz Oberitalien, der wichtigste Centralpunkt des Straßennetzes und Verkehrs mit dem Westen und Norden, wie Aquileja mit dem Osten. Von den heute im Gebrauch befindlichen Alpenpässen benutzten die Römer den Sanct-Gotthard, den Simplon und den Mont-Cenis nicht. Ihre Straßen führten auf folgenden Linien über die Alpen:

a) Ueber die Cottischen Alpen nach Arles: Mediolanum, Ticinum, Papia (Pavia), Cottiä, Rigomagus, Augusta Taurinorum (Turin), ad Fines, Segusio (Susa, alte Residenz des Königs Cottius), über den Mont-Genèvre, Brigantio (Briançon), Eburodunum, in das Thal der Durance, Alaunium, Cabellio (Canaillon) nach Arelatum (Arles) am Rhodanus. Alle Itinerarien geben übereinstimmend 411 Milliarien an = 82 Meilen, was genau der wirklichen Entfernung entspricht. Arles hatte nach allen Richtungen weitere Verbindungen.

b) Ueber die Grachischen Alpen nach Vienne: Mediolanum, Novara, Vercellä, Augusta Prätoria (Aosta), wo Augustus nach Vernichtung der räuberischen Salasser eine Kunststraße durch die Felsen hatte hauen lassen und wo er 3000 Prätorianer (daher der Name des Orts) ansiedelte, in Alpe Graja, über den Kleinen Sanct-Bernhard, den Hannibal überschritt, in das Thal der Isère nach Bergintrum, Darantasia, Mantala, Vergusia und Vienna am

Rhodanus. Auch hier stimmen die Itinerarien in der Angabe von 308 Milliarien (= 62 Meilen) überein. Diese Straße war kürzer, aber beschwerlicher als die unter a.

c) Ueber die Gracchischen Alpen nach Strasburg: Bis Darantasia auf der Route b, dann über Casuaria, Geneva, Lacus Lausonius (Lausanne), Urba, Ariolica, Bisontio (Besançon), Larga, Mons Brisiacus (Breisach), nach Argentoratum (Strasburg) = 115 Meilen.*)

d) Ueber die Penninischen Alpen nach Strasburg und Mainz: Bis Aosta auf der Route b, sodann nördlich abbiegend über den Großen Sanct-Bernhard (Summum Penninum)**) nach Octodunum (Martigny), Bibiscum (Bevay), Solodurum, erreichte bei Augusta Raurocarum (Augst oberhalb Basel) den Rhein, führte an dessen linkem Ufer nach Strasburg und von dort über Saletia (Selz), Tabernä (Zabern), Noviomagus (Speier), Borbetomagus (Worms), Bauconica (Oppenheim) nach Moguntiacum — eine an Erinnerungen aus den verschiedensten Zeitaltern der Geschichte, an Kunstschätzen, dichterischen Sagen, großen Städten und herrlichen Landschaften reiche Völkerstraße. Die Itinerarien

---

*) Die Itinerarien haben 577 und 576 Milliarien, die Ausgabe in der Bourbonischen (jetzt National-) Bibliothek zu Neapel, ein handschriftlicher Codex aus dem 15. Jahrhundert, sehr klar geschrieben, mit arabischen Zahlenangaben und bei weitem übersichtlicher geordnet als die allerdings viel ältere Handschrift in der Laurentianischen Bibliothek zu Florenz, jedoch nicht fehlerfrei, hat 677; offenbar ein Schreibfehler. Sie hat deren mehrere, daher ich das Urtheil Parthey's und Pinder's, die diesen Codex accurate descriptus nennen, nur auf die Schönheit der Handschrift, nicht auf die Correctheit zu beziehen vermag.

**) In der neapolitanischen Handschrift steht gar: per alpes appenninas.

geben damit übereinstimmend 419 Milliarien = 84 Meilen an. *)

e) Ueber den Splügen auf der heutigen Straße von Mediolanum über Comum, Clavenna, Curia nach Brigontium (Bregenz) am Bodensee, von da nördlich nach Augusta Vindelicorum (Augsburg) und westlich nach Augusta Rauracorum und so fort wie d.

f) Ueber den Brenner von Verona nach Augsburg: Verona, Tridentum, Vipitenum (Wipthal), Veldidena (Wilden) und Partenum (Partenkirchen) nach Augusta Vindelicorum; nach den Itinerarien 55 Meilen. Von Augsburg führten Routen weiter nach Reginum (Ratisbona, Regensburg), östlich nach Laurearum (Enns), wo die Straßen von Wien her eingriffen, und westlich bis zum Neckar. Die Pässe durch den Schwarzwald (Silva Marciana) kannten die Römer nicht. Um vom Donaugebiete an den Rhein zu kommen, z. B. von Augsburg nach Strasburg, gingen sie über Basel. In deutschen Wäldern scheint es ihnen nie recht behaglich gewesen zu sein. Am Ister und am Hadrianswall beziehungsweise Pfahlgraben erreichten die Straßen die Grenzen nach Germanien. Von Mainz führten geregelte Straßen über Bingen nach Augusta Treviorum (Trier) und nach Colonia Agrippina (Köln) über Baudorica (Boppard), Confluentes, Antonacum, Rigomagus, Bonna, sowie von

*) Der Bernhardpaß, auf dessen oberster Spitze der Gott Penninus, vielleicht an derselben Stelle, wo jetzt die Bernhardiner ihre Kapelle haben, verehrt wurde, war nur für Saumthiere gangbar, wurde jedoch für den Handelsverkehr mit Helvetien und Germanien viel benutzt; die Wagen wurden zerlegt und auf Saumthiere gepackt. Um diese Straße in seine Gewalt zu bringen, ließ Cäsar im Herbst 697 durch Servius Galba Octodurum besetzen und die Bewohner des Wallis unterwerfen.

Köln weiter über Durnomagus (Dormagen), Novesium (Neuß), Vetera Castra (Xanten), Noviomagus (Nimwegen), Ultra Trajectum (Utrecht) nach Lugdunum Batavorum (Leyden, 253 Meilen von Rom); ferner westlich über Juliacum (Jülich) und Mosä Trajectum (Mastricht), die Maas und Sambre entlang nach Bagacum (Bavay) und Rheims. Der Centralpunkt des Straßennetzes in Germanien war Trier, die Hauptstadt von Belgica major, und längere Zeit selbst die Residenz der Kaiser. Von Köln führte die Eifelstraße hierher. Durch eine vortreffliche Straße nach Durocortorum (Rheims), dem Knotenpunkt des Straßennetzes in Nordfrankreich (Belgica minor), war die Verbindung mit Gallien hergestellt. Rheims war mit Lugdunum (Lyon), dem Centralpunkt der südlichen, und mit Genabum (Orleans), dem Centralpunkte der westlichen Verkehrsadern Galliens, ferner mit Lutetia (Paris) und Rotomagus (Rouen) durch treffliche Straßen verbunden, ebenso Lyon mit Strasburg und Bordeaux. Alle bedeutendern Orte des für den römischen Handel so wichtigen Galliens waren mit angemessenen Verbindungen versehen. Die große Heer- und Poststraße nach Britannien führte von Rheims über Suessionum (Soissons), Ambiani (Amiens) nach dem Portus Itius oder Gessoriacus (bei Boulogne), von wo aus Cäsar die kühne Expedition unternahm. Die Anlegung der Römerstraßen in Britannien begann unter Kaiser Claudius. Agricola als Consularagent entfaltete dort die größte Thätigkeit in dieser Beziehung. Die Hauptroute führte vom Hafen Dubris nach Londinium (von welchem schon Tacitus sagt, daß es sich durch seinen ansehnlichen Handel auszeichnete), dann über die damals bedeutendste Stadt Britanniens Eboracum (York), das Standquartier der 6. Legion, wo Kaiser Severus und der Cäsar Konstantius, Vater Konstantin's des Großen, starben, Manucium (Manchester) bis an den Pictenwall, wo 23 Castelle die Grenze

des Reichs schützten. Der Curs hatte eine Länge von 96 Meilen; er sandte mehrfache Verzweigungen ins Land. Hibernia (Irland) wurde zwar von römischen Kaufleuten besucht, doch kamen die römischen Truppen nie auf diese Insel. Die Ausdehnung der Route von Rom bis zum Pictenwall über Mailand, Lyon, Rheims, Boulogne, London, York betrug 342 Meilen.

Wie bemerkt, sollte hier nur eine allgemeine Uebersicht der Hauptrouten des Römerreichs gegeben werden. In Italien und in allen Provinzen waren weite Verzweigungen dieser Straßen verbreitet. Die Gesammtlänge der von den Römern gebauten Staatsstraßen läßt sich auf Grund der von Nicol. Bergier aus Rheims in seinem Mitte vorigen Jahrhunderts erschienenen Werke: „Histoire des grands chemins de l'empire romain", auf etwa 51000 römische oder 10220 geographische Meilen schätzen.[24]) Denken wir uns zur Veranschaulichung eine Rundreise, z. B. von Alexandria aus, stets auf römischem Gebiete und auf Kunststraßen über Leptis, Karthago, Cäsarea, Cadiz, Cordova, Barcelona, Lyon, Rheims, Boulogne, Dover, London, schottische Grenze, zurück nach Dover, Leyden, Köln, Mainz, Strasburg, Mailand, Verona, Aquileja, Sophia, Konstantinopel, Nicomedia, Ancyra, Antiochia und Alexandria, so haben wir 1824 geographische Meilen zurückgelegt. Eine Tour im größten Durchmesser vom Pictenwall bis zum Wendekreis des Krebses bei Hierosycaminos würde 1002 Meilen lang sein.[25]) Dieses planmäßig ausgeführte Netz geregelter Straßenanlagen beförderte die allgemeine Sicherheit*), erleichterte den Ackerbau, garantirte den Reisenden

---

*) Strabo erwähnt mit Genugthuung, wie sehr die Sicherheit durch die Straßenbauten gewonnen habe. Die Wegelagerer auf den Alpen hatten, ehe Augustus hier ordentliche Straßen bauen

ein sicheres und bequemes Fortkommen, gewährte dem Handelsverkehr die unberechenbarsten Vortheile, schützte den Frieden des Reichs, ermöglichte den geordneten Gang der großen Verwaltungsmaschine, rief Ansiedelungen hervor[26]) und begünstigte auf das wirksamste die Entwickelung der Cultur. Alle diese Straßen waren auf das freisinnigste dem allgemeinen Verkehr zur Verfügung gestellt, ohne jene Plackereien, welche in späterer Zeit, namentlich im Mittelalter, dem Verkehr anhafteten: Erhebung von Wege-, Brücken-, Pflaster-, Wage- u. s. w. Geldern in lästigster Weise, Stapel- und Banngerechtigkeiten, Raubritter, Passiren der vielen Grenzen der kleinen Staaten, Marktbeschränkungen*), selbst Abgaben an die Kirchen, Verbot der

---

und bewachen ließ, einmal sogar Cäsar's Kriegskasse geplündert. Sueton erzählt, daß ehedem Reisende auf dem Lande vielfach geraubt wurden und in den Sklavenhäusern der großen Grundbesitzer verschwunden wären.

*) Die Zölle (Portoria) wurden hauptsächlich in den Seehäfen und an den Flüssen und Kanälen erhoben und waren wie die Staatsländereien, Bergwerke, Salinen u. s. w. verpachtet. Dieses fehlerhafte Princip der römischen Staatswirthschaft hatte manche Uebelstände im Gefolge. Aber keineswegs sind die Zölle eine Erfindung „römischer Habgier". Schon bei den Indiern bestanden Zölle, wie die Gesetze Menu's beweisen; aus dem Peloponnesischen Kriege wissen wir von den Zöllen bei Byzanz; die Massalioten erhoben Zölle von der Rhôneschiffahrt, und die Römer erfuhren in Gallien, daß zwischen den Aeduern und Sequanern beständige Streitigkeiten darüber obwalteten, wem die Sequana gehöre wegen der Zölle. Die Korinther erhoben Zölle von der Einfuhr in den Peloponnes und von der Ausfuhr aus demselben. In Kleinasien u. s. w. erhob nach Strabo jeder von den einzelnen kleinen Fürsten seinen Zollsatz, und zwar keinen geringen. Wenn in Athen die Bestimmung bestand, daß auf dem städtischen Marktplatz nur die atheniensischen Bürger ihre Waaren auslegen durften, während die Fremden auf

Freizügigkeit, Concessionswesen u. s. w. Das feste noch heute mit Recht bewunderte Gefüge dieser in Kies und Kalk gegossenen, wo es irgend anging mit großen kunstgerecht behauenen Quadern gepflasterten Straßen ermöglichte vielen folgenden Generationen deren nur mit geringen Unterhaltungskosten verbundene Benutzung. Auf diese Weise wurde den kommenden Geschlechtern ein herrliches Geschenk gemacht, ohne daß auf ihre Schultern durch etwaige Anleihen zur Deckung der Kosten für die Herstellung jener Straßen die Mittragung der Lasten übergewälzt worden wäre. Fern sei es von mir, die Fehler der Römer, ihre Sklavenwirthschaft, ihre Erpressungen in manchen Provinzen u. s. w. zu beschönigen. Aber diejenigen, die in ihnen nur die erobernde Militärnation mit ihrer allgemeinen Wehrpflicht, ihren starren Gesetzen und ihrer unbeugsamen Verwaltungsdisciplin erblicken, möchten sich doch erinnern, daß weitaus die meisten Gebiete des alten Römerreichs einen solchen Verkehr, eine solche Cultur und ein solches Ansehen, wie sie zu jener Zeit besaßen, in einer langen Reihe von Jahrhunderten noch nicht wieder erlangt haben und noch jetzt sehr fern davon sind. Es ist oft darin gefehlt worden, daß man sich aus den Gesetzbüchern, sodann aus tendenziösen Stellen der

---

den hippodamischen Markt im Piräus beschränkt blieben, so war die römische Gesetzgebung, wenn sie auch ihren Vectigal, die Accise, kannte, doch von derartigen Kleinlichkeiten frei und kannte ebenso wenig die Prohibitivsysteme, navigation laws, Schutzzolltarife u. s. w. einer spätern Zeit. Wenn Caligula die Lustdirnen und den Urin besteuerte, so wird man dergleichen excentrische Maßregeln einzelner dem Irrsinn naher Tyrannen nicht als Grundlage des Urtheils über ein ganzes Volk und seine Zeit ansehen. Ebenso wenig sind die Zeiten des Verfalls des Römerreichs hier maßgebend, wo allerdings die Kaiser drückende Zölle und Monopole einführten, und der Grundsatz galt: Lucri bonus est odor ex re qualibet.

alten Schriftsteller ein Urtheil über Verhältnisse der römischen Welt gebildet hat, ohne zu bedenken, daß in denselben nur das Auffallende, Abweichende, die Ausnahme enthalten ist, und nicht das Gewöhnliche, Positive, die Regel. Es kommt mir das immer so vor, als wenn man sich nach 2000 Jahren aus unserm Strafgesetzbuche oder unsern Kriegsartikeln ein Urtheil über unsere Cultur und unsern Charakter bilden wollte und z. B. sagen: die Deutschen des 19. Jahrhunderts waren nicht frei von Betrug, Falschmünzerei, Hazardspielen und Urkundenfälschung; auf ihren Landstraßen finden wir Raub und Bettelei; ihre Soldaten waren Marodeurs und können von dem Verdachte der Feigheit vor dem Feinde nicht freigesprochen werden! Ich übertreibe nicht: es gibt derartige Geschichtschreiber.

Wenn nach dem Ausspruche berühmter Männer das Reisen in einem Lande und der Zustand der Wege einen Maßstab für den Culturzustand gewähren, so wird für jeden, der z. B. auf den Landwegen in Spanien, Portugal, Unteritalien und Sicilien, Nordafrika, Aegypten, Kleinasien, Armenien, der Türkei und Griechenland das Reisen gekostet hat und der sich den Zustand aus der Blütezeit des römischen Reichs vergegenwärtigt, der Vergleich zu Gunsten des letztern ausfallen. Die Gegner sagen: die Straßen, welche die Truppenbewegungen erleichterten, wären nur ein despotisches Werkzeug mehr gewesen. Nun ist aber bekannt, daß die ersten Römerstraßen, welche die Muster aller übrigen wurden, in den Zeiten der Republik gebaut worden sind, und daß es ein Staatsmann, den wol niemand des Despotismus beschuldigen wird: Cajus Gracchus, war, der durch seine Gesetzgebung am wirksamsten zur Vervollständigung und Verbesserung des Straßennetzes beitrug. Von ihm rühren auch die geregelten Entfernungsbestimmungen durch Meilensteine her, welche an den Straßen auf je 1000

römische Passus ($1/_5$ geographische Meile) gesetzt und die für alle Entfernungsbestimmungen maßgebend wurden. Das Zählen begann von dem Milliarium aureum ab, jener vergoldeten Meilensäule, welche, wie noch die heutigen Spuren auf dem Forum Romanum zeigen, am Fuße des Saturntempels, wo der Clivus Capitolinus einbiegt, in unmittelbarer Nähe des Umbilicus, des Mittelpunktes des Reichs, errichtet war. Der erste Meilenstein der Appischen Straße ist gegenwärtig auf der Balustrade des Capitolplatzes aufgestellt. Auf Cajus Gracchus' Veranlassung wurde auch in Entfernungen von 10—15 Schritt jene viereckigen aufrecht stehenden Steine an die Ränder des Wegeplanums gesetzt, welche zur Erleichterung des Auf- und Absteigens von den Lastthieren dienten, da man Steigbügel nicht kannte.[27]) Er bestimmte die möglichst schnurgerade Richtung der Straßen, wirkte darauf hin, daß nach und nach ein von Gemeinden und Privaten hergestelltes System von Vicinalwegen sich an die großen Staatsstraßen anlehnte, und sorgte für gehörige Instandhaltung der letztern unter anderm auch dadurch, daß er bei der Ackervertheilung den längs der Straße, also in bevorzugter Lage, angewiesenen Grundstücken die Verpflichtung der Wegebesserung als eine dingliche Last auferlegte. Fels und Sumpf wurden ungeachtet der unvollkommenen Hülfsmittel überwunden und Brücken über die größten Flüsse: den Po und die Donau, den Tajo und den Guadalquivir, den Rhein und die Rhône, gebaut. Julius Cäsar veranstaltete zuerst die allgemeinen Straßenmessungen, an welches Werk die Römer mit ihrer gewöhnlichen großartigen Nachhaltigkeit gingen.[28]) Alle Straßen wurden itinerarisch und kartographisch verzeichnet und öffentlich nach römischer Art zu jedermanns Gebrauch im Porticus des Agrippa am Pantheon] ausgestellt. („Ja, ich studire die Länder sogar nach gemaleten Karten", Properz, Elegie 3, Buch 4.) Beson-

dere Beamte waren zur Pflege der Straßen angestellt: die curatores viarum, agentes in rebus, curiosi u. s. w.; auch die mancipes, eigentlich die Vorsteher der Stationen des Cursus publicus[29]), hatten ebenfalls auf die Erhaltung der Wege nebst den längs derselben befindlichen Denkmälern zu sehen. Denn an den Straßen waren dem Mercur, dem Hercules (Saxanus), dem Silvanus, der Diana und Fortnna und andern Gottheiten von Flur und Feld, Handel und Wandel Altäre und Tempel*) errichtet, in der Nähe der Städte folgten dann die üppigen Villen und Gärten der Vornehmen, die Denkmäler ausgezeichneter Männer und edler Frauen, die Triumphbögen und Ehrensäulen, deren Inschriften die großen geschichtlichen Thaten verkündeten, und — die langen Reihen der oft edel geformten, mit dem Schmuck einer freundlichen Kunst verschönten Grabmonumente. Denn die an Oeffentlichkeit und Verkehr so gewöhnten Römer suchten nicht eine abgelegene Stätte für die Heimgegangenen, sondern ließen sie gewissermaßen am Leben der Nachkommen theilnehmen, wie andererseits die beredte und erhabene Sprache der Gräber in der Seele des noch durch das frische Leben Wandernden das Andenken der Vorfahren auf die würdigste Weise gegenwärtig erhielt.

Auf diesen Straßen zogen die Kaiser mit glänzendem Gefolge und zahlreichem Troß einher, um in fernen Kriegen

---

*) Hercules wurde insbesondere auch auf den dem Verkehr bestimmten Marktplätzen, wie z. B. dem Forum Boarium in Rom, verehrt; dort steht noch sein Tempel (früher irrig für einen Vestatempel gehalten). „Sacellum Herculis in foro boario est“, heißt es in dem oben angeführten alten Manuscript der Bourbonischen Bibliothek zu Neapel, und in neuerer Zeit hat man am Forum Boarium die trefflich erhaltene Kolossalstatue des Hercules in ganz vergoldeter Bronze aufgefunden; sie steht jetzt im Capitolinischen Museum.

die Grenzen des Reichs zu schützen oder um auf weiten Reisen durch die Provinzen die Zustände des Reichs kennen zu lernen, ihr Hoflager zeitweise zu verlegen an das Goldene Horn von Byzanz, an die anmuthigen Ufer der Mosel oder nach dem üppigen Antiochien, Jagdzüge und Festlichkeiten zu veranstalten u. s. w. Da begaben sich von Rom aus die Proconsuln, Proprätoren in dem leider zu häufigen Wechsel nach ihren Provinzen mit ihrer obern Beamtenschaft an Legaten, Quästoren und Richtern, mit ihren Contubernales sowie mit den zahlreichen Dienern, Schreibern, Lictoren, Kurieren u. s. w. und einem ganzen Troß von Sklaven. In der Provinz angelangt eilen sie mit den Assessores zu den Gerichtstagen, deren Orte durch die bequemen Straßenverbindungen der Bevölkerung näher gerückt sind, die Wohlthat schneller Rechtspflege erhöhend. Das Volk begibt sich zu den Conventus, es ziehen die Scharen der Wähler zu den Comitien. Der Landmann schafft seine Ackergeräthe und Producte bequem zur Stelle; die langen Wagenreihen und unabsehbaren Züge von Saumthieren in Gallien und Armenien, in Hispanien und Britannien, in Italien und Pannonien führen in Sicherheit die Waaren des Kaufmanns, welche die Indienfahrer oder die afrikanischen Karavanen gebracht haben oder welche in den sicilischen Plantagen erzeugt oder in den Industriestädten Kleinasiens fabricirt sind, unbehindert aus einem Gebiet in das andere durch die 116 Provinzen des Reichs, von denen einige größer als ansehnliche Königreiche waren. Die Einheit des Geldes, des Maßes und Gewichts, der Gesetze und der Gerichtsordnung, gewissermaßen auch der Sprache und der Handelsbräuche kommen dem Verkehr ungemein zu statten. Die auf den trefflichen Straßen schnell anrückenden Legionen bringen Schutz gegen äußere und innere Feinde. Der bloße Name eines römischen Bürgers reichte hin, sich in den ent=

legensten Gegenden Ansehen und Schutz zu verschaffen. Wie erschraken die Gewalthaber in Asien, welche dem Apostel Paulus Unbilden zugefügt, als er die einfachen Worte spricht: „Ich bin römischer Bürger." Wie beeilen sie sich, ihm Genugthuung zu verschaffen, in eigener Person ihn aus dem Gefängnisse zu führen u. s. w. (Apostelgeschichte 16 und 22). Diese Sicherheit war für alle Unternehmungen eine unermeßliche Wohlthat. Neben den Transportzügen des Privatverkehrs sind die Landstraßen durch die Wagenreihen der Staatsverkehrsanstalt belebt; diese führen Lebensmittel, Armaturen, Beutestücke, die Tribute der Provinzen und selbst die Thiere für die circensischen und arenarischen Spiele herbei. Sie besorgen die zahlreichen und bedeutenden Geldtransporte an die Kriegskassen oder nach den kaiserlichen Schatzorten, von denen es allein im Occident zwölf gab[30]), sie führen die Gold- und Silberbarren in die Münzstätten nach Rom, Lyon und Trier, sie besorgen den Transport der Kunstwerke, der Büchersammlungen für die öffentlichen Bibliotheken[31]), der Gewänder, Waffen u. s. w. Der Briefverkehr wird durch die guten Straßen und die rege Bewegung auf denselben erleichtert und mehr verallgemeinert. Die größern Annehmlichkeiten befördern das Reisen; die Vornehmen begeben sich mit üppigem Gefolge auf ihre Landsitze und in die Badeorte. Die Geschäfts- und Studienreisen der Staatsmänner*), Künstler und Gelehrten sind erleichtert. Der regere Verkehr

---

*) Es gehörte keineswegs zu den Ungewöhnlichkeiten, daß Beamte und Militärs von Syrien nach Gallien, von Britannien nach Aegypten, von Dacien nach Numidien versetzt wurden. Man reiste mit dem Cursus publicus von Rom nach Konstantinopel gewöhnlich in 12 Tagen (Depeschenbeförderung in 6 Tagen); von Konstantinopel nach Antiochien in 6—7 Tagen (Depeschenbeförderung in 3—4 Tagen); von Rom bis Köln in 10½ Tagen (Depeschenbeförderung in 5 Tagen).

führt die jungen Talente eher in die Centren der Bildung und des wissenschaftlichen Lebens. Die Hochschulen von Rom, Karthago, Berytos, Tarsos, Alexandria, Rhodos und Athen (inter silvas Academi quaerere verum; Horaz 2. Brief an J. Florus) werden von der studirenden Jugend aus weiter Ferne besucht. Eine geordnete Circulation herrscht in den Pulsadern des großen Körpers; durch die vielseitige Berührung hellenischer, römischer und asiatischer sowie durch das Bekanntwerden germanischer, gallischer und hispanischer Elemente*) beginnt auf dem Gebiete des Verkehrs und der Cultur eine Ausgleichung der Völkerverschiedenheiten und der Interessengegensätze sich anzubahnen, welche, durch den Verfall des Reichs, die Stürme der Völkerwanderung und die einseitigen Anschauungen des Mittelalters unterbrochen, erst nach mehr als einem Jahrtausend wieder im Kreise der Culturaufgaben einer Geschichtsepoche erscheint. Wie weit im Römerreiche die Entwickelung in jener Richtung bereits vorgeschritten war, davon zeugt der sentenziale Zuruf des Rutilius Gallicanus an Rom: „Urbem fecisti quod prius orbis erat!“

---

*) „Die antike Bildung entwickelte sich im engen Zusammenhange aller Völker des Mittelmeers: sie bilden eine große Gesellschaft, welcher die Erfindungen der Industrie wie die Fortschritte der Gesetzgebung und Cultur bis zu gewissem Grade gemeinsam sind“, sagt Freytag („Culturbilder“); und weiterhin: „Es gab zuverlässig, soweit die deutsche Sprache reichte, keinen Gau, kaum ein entlegenes Dorf (?), aus welchem nicht deutsche Landeskinder als Kriegsgefangene, Verbannte, Abenteurer, Söldner u. s. w. nach Rom zogen.“

Anmerkungen.

1) Mercuri, facunde nepos Atalantis qui feros cultus hominum recentum voce formasti .... Superis Deorum gratus et imis (Horat. Od., Lib. I, 10).

2) Die am Niederrhein stehenden Legionen versorgten sich mit Getreide aus Britannien. Tacitus (Ann., II, 6) spricht von der Flotte von 1000 Schiffen im Lande der Bataver auf dem Rhein.

3) Von den Kais und Rampen waren im Mai 1868 bereits mehrere Strecken ausgegraben; die Rampen mit schönen Fliesen in gebrannter Erde (Marmor wäre hier zu glatt gewesen) gepflastert, die Seitenwände mit äußerst sorgfältig gearbeitetem opus reticulatum ausgelegt; große vorspringende Steinknäufe mit Löchern zum Festbinden der Schiffe; eine sehr große Menge Amphoren u. s. w. Sollte die räthselhafte Beschaffenheit des Monte-Testaccio hiermit zusammenhängen? Aus Juvenal wissen wir, daß die Aedilen alle nicht probemäßigen Gefäße zertrümmern mußten.

4) Später fanden die Seefahrer den Chersonnesus aurea (die Halbinsel Malakka), und Mannert meint, schon diese Benennung zeigt, daß die Kaufleute dort keine schlechten Geschäfte gemacht hätten.

5) Wenn Flußübergänge Aufenthalt drohten, setzte Cäsar schwimmend oder mittels aufgeblasener Schläuche über, sodaß er oft seinen eigenen, von ihm vorausgesandten Eilboten zuvorkam (Sueton). Die Tour von Rom nach Obulko bei Cordova (über 300 geographische Meilen) machte er im Pompejanischen Kriege in 27 Tagen.

6) Durch die Anwendung des Fernrohrs und des so eminent darstellungsfähigen arabischen Zahlensystems hat diese Fernmittheilung unter Schiffen sich zu einer förmlichen Sprache ausgebildet, und man braucht nur einen Signalcodex unserer Seeschiffe durchzublättern, um die Leistungen des menschlichen Scharfsinns auf diesem Gebiete zu würdigen.

7) Im Reiche der alten Ynkas von Peru bestand eine ähnliche Einrichtung. Der Pater Cieca berichtet darüber: Auf den wichtigern Heerstraßen wären Hütten errichtet gewesen, in deren jeder zwei Boten sich befunden hätten; wenn nun etwas zu berichten gewesen, so wäre die Nachricht dem ersten mündlich mitgetheilt; dieser wäre in der Richtung zum zweiten Hüttchen gelaufen und hätte durch Zurufen dort die Nachrichten abgegeben u. s. w. Diese Art der Post soll eine Sache so hurtig fortgebracht haben, daß die heutigen Scribenten gestehen, es habe selbige den geschwindesten Lauf der Pferde übertroffen.

8) Nämlich des phönizischen oder ägyptischen Gottes Thoth oder Thoytus (des Teut und Tuisco der Germanen, des Hermes Trismegistus der Neuplatoniker), dem die Sage die Verleihung oder Erfindung der meisten auf unsere Cultur bezüglichen Naturgaben, Wissenschaften und Künste zuschreibt, so der Sprache, Mathematik, Musik, der Zahlen u. s. w. In Joann. Alb. Fabrici's Bibliotheca, I, 89, heißt es: „Inventa quoque Hermeti sive Thoyto Aegyptiorum tribuuntur haud pauca et praestantissima", und darunter wird in erster Linie die Buchstabenschrift aufgeführt. Die Griechen und Römer nahmen an, Mercur habe die Buchstaben dem Fluge der Kraniche entlehnt (Keilschrift!). Cassiodor sagt darüber (Lib. VIII var.): „Has (literas) primum, ut frequentior tradit opinio, Mercurius reparator artium multarum, volatu strymoniarum avium collegisse memoratur. Nam et hodie grues, qui classem consociant, alphabeti formas natura imbuente describunt." Und Martial hält in einem Epigramm den Namen des Carinus für würdig: „quod penna scribente grues ad sidera tollunt." Die alten arabischen Schriftsteller pflegten vor den Eingang ihrer Bücher die Worte zu setzen: „Gelobt sei Allah, der uns mit der Schreibfeder bekannt gemacht hat", und auch nach unsern heiligen Büchern kam die erste Schrift von Gottes Finger.

9) Das Ausfuhrverbot eines der Ptolemäer in Betreff des Papyrus führte zur Herstellung des trefflichen Schreibleders von Pergamum.

10) Die in den Trümmern von Babylon gefundenen Ziegel mit Inscriptionen in der Keilschrift und mit Siegeln werden für Urkunden gehalten, die dort im Archiv niedergelegt waren, und es wird vermuthet, daß die Schrift vor dem Brennen in den weichen Lehm eingedrückt worden ist, sowie daß man möglicherweise dazu schon Formen benutzt habe. In den ersten Zeiten, als sich der Bodencredit bildete, war es Gebrauch, an die mit einer Schuld behafteten Grundstücke und Häuser Steine zu setzen, auf welche der Betrag der Schuld eingegraben war — der erste Anfang des Hypothekenbuchs. Ueber die Anlegung einer Art von Kataster unterrichtet uns das Buch Josua 18, 9: „Also gingen die Männer hin und durchzogen das Land, und beschrieben es auf einen Brief, nach den Städten, in sieben Theile." Es geschah dies behufs der Theilung des Landes durch das Los. In Beziehung auf die bürgerlichen Verkehrsverhältnisse erwähnt das Alte Testament mehrfach der Schuldbriefe, ferner der Ehebriefe (Tobias 7, 16), der Scheidebriefe (5 Mose 24, 1), der Kaufbriefe; z. B. Jeremias 32, 9 fg. beschreibt uns genau den Hergang, als er den Acker zu Anathot kaufte: „Und kaufte den Acker zu Anathot von Hanameel, meines Vetters Sohne, und wog ihm das Geld dar sieben Seckel und zehen Silberlinge. Und schrieb einen Brief und versiegelte ihn, und nahm Zeugen dazu und wog das Geld dar auf einer Wage. Und nahm zu mir den versiegelten Kaufbrief nach dem Recht und Gewohnheit und eine offene Abschrift. Und gab den Kaufbrief Baruch, dem Sohne Nerja's, in Gegenwart Hanameel's, meines Vetters, und der Zeugen, die im Kaufbriefe geschrieben standen. Und befahl Baruch vor ihren Augen: Nimm diese Briefe, den versiegelten Kaufbrief, sammt dieser offenen Abschrift, und lege sie in ein irden Gefäß, daß sie lange bleiben mögen." Diese interessante Stelle gibt uns somit Nachricht über das bei solchen Acten des Privatrechts erforderliche Verbriefen, Besiegeln, Bezeugen, urkundliche Aufbewahren und die Art der Bezahlung durch Zuwiegen des Geldes.

11) Was den Mangel einer schnellen und geregelten Nachrichtenbeförderung unter Umständen besagen wollte, dafür gibt uns unter

anderm die Stelle des Dio Cassius bei Erzählung des Erdbebens von Pompeji einen interessanten Beleg: „Auch in Rom, bis wohin die Asche die Luft erfüllte und verdunkelte, entstand eine große, mehrere Tage anhaltende Furcht; man wußte nicht, was sich ereignet hatte und es konnte es auch niemand vermuthen; auch hier meinte man, es gehe auf einen Weltuntergang los, die Sonne sinke erlöschend in die Erde, und die Erde erhebe sich zum Firmament.“

12) „Allenthalben sind auf derselben königliche Stationen und prächtige Karavanserais“, sagt Herodot, V, 52. „Zuerst (von Sardes aus) durch Lydien und Phrygien sind 20 Stationen oder 94½ Parasange (1 Parasange = 30 Stadien oder ¾ deutsche Meilen). Aus Phrygien kommt man an den Fluß Halys, neben welchem Thore sind, die man nothwendig passiren und so über den Fluß setzen muß. Auch ist dort eine starke Wache. Jenseit des Flusses kommt man nach Kappadocien und reist durch dieses Land bis zu den Grenzen der Cilicier 28 Stationen oder 104 Parasangen. In diese Gebirge kommt man durch zwei Thore und zwei Grenzwachen und reist sodann durch Cilicien 3 Stationen oder 15½ Parasangen. Die Grenze zwischen Armenien und Cilicien ist ein Fluß, der nur zu Schiffe passirt werden kann, der Euphrat. In Armenien aber sind 15 Stationen oder 56½ Parasangen. Auch dort ist eine Grenzwache. Vier Flüsse fließen in diesem Lande, welche man zu Schiffe passirt; der erste ist der Tigris, der zweite und dritte führen einerlei Namen, ohne doch einerlei Fluß zu sein (der größere und kleinere Zabus), der vierte aber ist der Gyndes, den Cyrus in 360 Arme vertheilte (aus Anlaß der Kanalisirung). Wenn man nun weiter aus Armenien in das Land der Matiener kommt, so hat man 4 Stationen; nach diesem aber im Lande der Cissier (Susiana) 11 Stationen oder 42½ Parasangen bis an den Fluß Choaspes, der auch zu Schiffe passirt wird, an dem Susa erbaut ist. Alles in allem also 111 Stationen von Susa nach Sardes.“ So weit Herodot. Die fehlende Uebereinstimmung in der Summe seiner Stationen mit den Einzelangaben wird hergestellt, wenn die Zahl der Stationen durch Cilicien statt 3 richtig auf 13, und durch Medien statt 4 richtig auf 24 angenommen wird. Denn von den cilicischen Päffen zum Euphrat beträgt die Entfernung 52 Parasangen, mithin circa 13 Stationen u. s. w.

13) Unter den antiken Inschriften in der vaticanischen Galerie besagt auch eine auf weißer Marmortafel: „C. Vibio Frontoni. Viatori. Quaestorio ab Aerario."

14) Bei der Belagerung von Potidäa durch Artabazus correspondirte der Verräther Timoxenus mit jenem durch Briefe, die sie um die Kerben von Pfeilen, welche auf einen verabredeten Fleck geschossen wurden, gewickelt hatten. Ein solcher Pfeil traf einen Bürger von Potidäa an die Schulter und hierdurch wurde die Sache entdeckt. Harpagus sandte den Brief an Cyrus, in welchem er ihn von den Schritten gegen Astyages in Kenntniß setzte, wie Herodot berichtet, in einem aufgeschlitzten Hasen.

15) Von Kaiser Titus rühmt Sueton, daß er sich geübt habe, auf das geschwindeste in Zeichenschrift nachzuschreiben. Die Chiffreschrift der Römer beruhte nur auf verschobenem Alphabet.

16) Wesseling, bis auf Parthey und Pinder der beste Bearbeiter der Itinerarien, sagt S. 6 der Ausgabe von 1735: „Erant mansiones loca, amplis aedificiis instructa, in quibus omnes, qui cursu publico utebantur, manere sive pernoctare possent. Addita horrea et stabula erant, ut iter facientes annonae et jumentorum copiam haberent." Horrea ist auch als Name mancher Stationen, namentlich afrikanischer, in den Itinerarien zu finden und Wesseling vermuthet: „Videntur haec et simili nomine mansiones ab horreis fiscalibus appellatae. Passim per Africam sparsa erant horrea, in quae annona inferebatur, Romam deportanda."

17) Eine eigene Ansicht spricht Montesquieu aus: „Il semble que les grandes entreprises soient parmi nous plus difficiles à mener que chez les anciens. On ne peut guère les cacher. L'invention des postes fait que les nouvelles volent et arrivent de toutes parts.... Les conspirations dans l'état sont devenues difficiles, parceque depuis l'invention des postes tous les secrets particuliers sont dans le pouvoir du public."

18) Libanius von Antiochien, den sein Gönner Julian Apostata bei seinen schriftstellerischen Arbeiten förderte, bemerkte: „Die Gemeinden waren durch den Cursus publicus so belastet, daß sie nicht mehr frei athmen konnten: denn der eine wurde fortgeschickt, dem andern stand es bevor, und dem, welcher noch nicht im Dienste war, machte die Erwartung des Befehls schon eine gleiche

Pein. Denn da die Maulthiere des Cursus publicus theils durch die unausgesetzten Anstrengungen, theils durch die von den Stallmeistern wegen ihrer eigenen Schwelgereien verschuldete Futterentziehung aufgerieben waren, verursachte dies schwere Plage.... Die Schläge konnten die erschöpften Thiere nicht mehr zum Laufen bringen: zwanzig und mehr waren mitunter zum Fortschaffen eines einzigen Wagens von nöthen. Etliche stürzten bei der Ausspannung, etliche schon unterwegs nieder. So wurde das, was der Eile bedurfte, aufgehalten. Der Schade aber fiel durch die Kostenrechnung den Städten zur Last. Der jämmerliche Zustand zeigte sich besonders im Winter, wo die Ablösung der Relais oft unterbrochen war, die Maulthiertreiber in die Gebirge flüchteten, die Thiere aber an der Erde lagen; den Schirrmeistern blieb dann nichts übrig als zu schreien und auf den Rücken zu schlagen. Ich lasse unerwähnt, daß die Pferde Aehnliches erduldeten, die Esel aber noch viel Schlimmeres." Einen ähnlichen Zustand bestätigt auch ein früheres Rescript Konstantin's des Großen vom Jahre 326 an den Praefectus praetorio Acindius, welches mit den Worten schließt: „Denn welche Uebel unsere Provinzialen belasten (aus Anlaß des Cursus publicus), ist daraus zu entnehmen, daß für unsere eigenen Reisen, welche das Staatsinteresse gebietet, kaum und mit großer und peinlicher Bemühung (magna atque ancia dispositione) 20 Zugthiere auf einzelnen Stationen des Cursus publicus beschafft werden konnten."

19) Tac. Ann., XIII, 52: „Ne tamen segnem militem attinerent ille (der Legat Paulinus Pompejus) inchoatum ante 63 annos a Druso aggerem coërcendo Rheno absolvit, L. Vetus Mosellam atque Ararim facta inter utrumque fossa connectere parabat, ut copiae per mare, dein Rhodano et Arare subvectae, per eam fossam, mox fluvio Mosella in Rhenum, exim Oceanum decurrerent sublatisque itineris difficultatibus navigabilia inter se Occidentis Septentrionisque litora fierent." (Es handelte sich also um nichts Geringeres als um einen Kanal zwischen Mosel und Saône [Arar] zur Verbindung von Rhein und Rhône und mithin der Nordsee mit dem Mittelmeere.) Siehe auch Ann., XI, 2 fg.

20) Auch auf Sardinien und Corsica, mit welchen Inseln die Verbindung in der Regel über den Hafen von Ostia (Ueberfahrt

in circa 24 Stunden) stattfand, hatten die Römer Heer- und Poststraßen angelegt, die zugleich, wie überall im römischen Reiche, dem öffentlichen Verkehre dienten.

21) Nach der Peutinger'schen Tafel, die in diesem Falle sicherer zu sein scheint als das Itiner. Anton., welches nur 12 aufführt.

22) Ursprünglich über Cemenelium am Var, und erst als dieses verödet war, über Nizza.

23) „Italiam utroque mari duae classes, Misenum apud et Ravennam, proximumque Galliae litus rostratae naves praesidebant, quas Actiaca victoria captas Augustus in oppidum Forojuliense misera valido cum remige." Tacit. Ann., IV, 5.

24) Bergier gibt für Italien 9000, für Afrika 9228, für Spanien 7700, für England 2579 römische Meilen Staatsstraßen an.

25) Die längste geregelte Heer- und Poststraße auf Einem Gebiet besteht zur Zeit in den Vereinigten Staaten (von Neuyork nach San-Francisco, circa 650 Meilen).

26) Schon während des Baues der großen Straße entstanden Ortschaften längs derselben, z. B. Forum Appii, Forum Cassii, Forum Claudii u. s. w., indem der den Bau leitende oberste Beamte seinen Sitz nebst den Bureaux u. s. w. in der Regel an einen Punkt verlegte, von wo aus er die Arbeiter am besten controliren konnte.

27) Vor den Hausthüren in Konstantinopel findet man ebenfalls diese Aufsteigesteine (Binek-Taschi).

28) Die Angaben in einem Manuscript der Bourbonischen Bibliothek in Neapel aus dem 15. Jahrhundert, welches die dem Aethicus zugeschriebene Kosmographie, dann das Itin. Antop., Hierosol. und Maritinum sowie die Kosmographie des Pomponius Mela enthält, über die durch Julius Cäsar veranstalteten Messungen der Straßen lauten: „Omnis orbis peragratus est per sapientissimos et electos viros: a Nicodoxo: Oriens; a Didimo: Occidens; a Theodoto: Septentrio; a Poliarito: Meridies. Die Messung dauerte bis in die Zeiten August's und zwar: der Straßen des Orients 21 Jahre 5 Monate 9 Tage; des Occidents 27 Jahre 3 Monate 17 Tage; des Nordens 28 Jahre 9 Monate; des Südens 35 Jahre 2 Monate 20 Tage.

29) Die Inschrift eines Grabcippus in der Vaticanischen Galerie besagt: „D. M. S. Cn. Cornelio. Cn. F. Sab. Musaeo Mancipi Viae Appiae Herennia Priscilla Conjugi Benemerenti Fecit.“ Im Nationalmuseum zu Neapel ist ein Denkstein, den laut Inschrift die Zunft der Schiffbauer (fabrum navalium) zu Ostia dem „P. Martio Quir. Philippo, Curatori Viae Praenestinae“ setzt. Die Pränestinische Straße führte von Rom über Präneste und Aquinum nach Benevent in die Walddistricte, wo viel Materialien zum Schiffbau herkamen.

30) Um welche Summen es sich hierbei handelte, geht unter anderm daraus hervor, daß Cäsar nach Vertreibung des Pompejus aus Italien allein im Schatz zu Rom einen Kassenbestand von 4135 Pfd. Gold und 900000 Pfd. Silber (gegen 23 Mill. Thlr.) vorfand. Aus Asien erhielt man nach Plutarch (Pomp.) circa 26 Mill. Thlr. an jährlichen Einkünften; Scipio brachte aus Spanien 14332 Pfd. Gold und viel gemünztes Silber. Nach dem Frieden mit Karthago flossen von dort 123000 Pfd. Silber nach Rom; Paulus Aemilius führte 6 Mill. Thlr. aus Macedonien nach Rom u. s. w. Nach Bosse's „Grundzüge des Finanzwesens im römischen Staat“ betrug der Sold der Legionen jährlich 35 Mill. Thlr.

31) Die ersten Bibliotheken brachten Aemilius Paulus und Lucullus als Kriegsbeute nach Rom. Die erste öffentliche Bibliothek legte dort Julius Cäsar an; im 4. Jahrhundert waren in Rom 28 solcher Anstalten; auch die andern großen Städte hatten ihre öffentlichen Bibliotheken. Die erste Bibliothek in Athen verdankt dem Pisistratus ihre Entstehung. Ursprünglich wurde der Inhalt der Schriften durch Vorlesen verbreitet; von da bis zu einem eigentlichen Bücherverkehr (der später namentlich in Rom sehr lebhaft war), ist noch ein weiter Schritt. Böckh („Staatshaushalt der Athener“, I, 9) erwähnt, wie zu Platon's Zeiten in Griechenland ein Handel mit Schriften in die Ferne noch so auffallend gewesen sei, daß Hermodoros, von welchem Platon's Schriften damals in Sicilien verkauft worden seien, zu einer sprichwörtlichen Redensart Anlaß gegeben habe („Mit Reden treibet Hermodoros Handelschaft“). Später war auf dem Markte zu Athen eine besondere Abtheilung für den Handel mit Büchern bestimmt, wie es auch in Rom besondere Gassen mit Läden und Buden für

diesen Zweck gab. „Der Laden des Buchhändlers", sagt Mommsen, „war ein gewöhnlicher Versammlungsort gebildeter Männer in Rom." Gelehrte Römer hatten bedeutende Büchersammlungen; eine Zeit lang gehörte es zum guten Ton, eine Hausbibliothek zu haben. Es ist erstaunlich, daß ungeachtet der immerhin erheblichen Schwierigkeiten und Kosten der Vervielfältigung von Büchern doch so kolossale Bibliotheken wie die zu Alexandria und Pergamum (200000 Rollen) hergestellt werden konnten, und daß selbst eine afrikanische Provinzialstadt wie Cäsarea es auf eine Bibliothek von 30000 Rollen brachte. Man correspondirte viel wegen Anlegung und Ergänzung der öffentlichen Büchersammlungen; die Buchhändler reisten mit ihren Rollen behufs des Absatzes in den Provinzen umher, ganz wie im Mittelalter die ersten Buchdrucker mit ihren Büchern. Zu einer ausgebildeten Organisation des Buchhandels durch das Sortiments- und Commissionsgeschäftswesen gelangte man indeß noch nicht; es wäre dazu auch wol die Post kaum entbehrlich gewesen. Die Brüder Sosius, Verleger des Horaz, werden als renommirte Buchhändler in Rom genannt. Martial, I, 117, sagt dem Lupercus, der seine Epigramme kaufen wollte:

> Cäsar's Forum gegenüber ist ein Laden,
> Dessen Pfosten beschrieben ganz und gar sind,
> Daß man sämmtliche Dichter schnell durchmustre,
> Fordre hier mich, und frage nicht Atrectus —
> Diesen Namen besitzt der Herr des Ladens —,
> Aus dem ersten der Fächer oder zweiten
> Wird er, purpurgeschmückt und glatt gebimset,
> Martial dir für fünf Denare geben.
> „Mir zu theuer das", sagst du? Klug, Lupercus.

Vgl. auch Tibull, III, Elegie 1. Unsere Zeitungen wurden durch die geschilderte größere Beweglichkeit des öffentlichen Lebens, sodann durch die vielen Inschriften (in Italien schreibt man noch heute viel an die Häuser), die Anschläge u. s. w., sowie durch die von Julius Cäsar eingeführten Acta diurna einigermaßen ersetzt. Die täglich erscheinenden Acta diurna, officiell redigirt, gaben Nachrichten über wichtigere Hof- und Staatsvorgänge, über die Senatssitzungen, Amtshandlungen höherer Magistrate, Beförderungen, Gesandtschaften, öffentliche Arbeiten, und enthielten auch Familiennachrichten: Heiraths-, Geburts-,

Todesanzeigen u. s. w. Sie wurden öffentlich ausgestellt, damit sie ein jeder lesen, auch Abschriften für seine entfernten Freunde und Verwandten nehmen konnte. Verschiedene Schreiber machten aus ihrer Vervielfältigung ein Gewerbe. Aus Tacitus' Annalen (XVI, 22), aus Cicero's Briefen u. a. m. ersehen wir, daß diese Abschriften weit ins Reich versendet wurden, an Behörden wie an Privatpersonen.

Danzig, das nordische Venedig.

Eine deutsche Städtegeschichte.

Von

Hans Prutz.



Seitdem der mächtige Schienenstrang vollendet ist, welcher die Hauptstadt des preußischen Staats, den Mittelpunkt jetzt des Norddeutschen Bundes, mit der Hauptstadt des alten Preußen am Pregel verbindet und von da weiter nach den Ufern der Newa führt, wird das in mehr als einer Hinsicht so merkwürdige Weichselgebiet alljährlich von Tausenden und aber Tausenden gleichgültig durchflogen. Flüchtig wirft wol der aus dem Süden kommende Reisende einen Blick hinüber nach den zur Rechten sichtbaren Höhenzügen auf dem jenseitigen Weichselufer: von dem Flusse selbst bekommt er nichts zu sehen, wenn auch das in der Ferne aufragende Culm den Lauf desselben näher bezeichnet und den Reisenden daran gemahnen kann, daß er sich auf einem Boden befindet, welcher durch die an ihm haftenden historischen Erinnerungen in gewissem Sinne ein classischer genannt zu werden verdient. Denn hinter jenen alterthümlichen Mauern, die auf der steilen Höhe des rechten Weichselufers dunkel aufragen, barg sich einst ein mitten in slawische Barbarei hinausgeworfener Vorposten deutscher Cultur; von jenen zerbröckelnden Kirchen aus begann das Evangelium sich zwischen Weichsel und Niemen auszubreiten; aus jenen engen Thoren zogen um die Mitte des 13. Jahrhunderts jene Helden hervor, welche, zugleich Krieger und Geistliche, oder auch halb Raubritter, halb Staatsmänner, in langjährigem Kampfe das heidnische Preußen dem Christenthum und damit der

deutschen Cultur erschlossen; dort hauste einst jenes trotzige Erorberergeschlecht, das unter Strömen Bluts die Christianisirung und Germanisirung Preußens vollendete und damit nicht blos ein mächtiges Bollwerk gegen die Slawen des Ostens schuf, sondern zugleich den Grund legte zur Entstehung des ersten wirklichen Staats, der in Deutschland aus dem zerbröckelnden Mittelalter hervorgehen sollte, der dann die Wiege des preußischen und damit des deutschen Staats wurde. In welch lebendigem Contrast steht dazu die riesige und sich doch so leicht und kühn über den mächtigen Fluß schwingende Gitterbrücke, auf welcher weiterhin der Reisende bei Dirschau in minutenlanger Fahrt das breite Bett der Weichsel überschreitet. Tief unten wälzt sie ihre grauen Wogen, deren Brausen ebenso wie das eintönige Rauschen der Schilfwälder der Kämpen durch das Tosen des Zuges unhörbar gemacht wird. Ein ungleich großartigeres Bild aber bietet sich demjenigen dar, welcher im Beginn des Frühjahrs oder im Sommer bei Hochwasser diese Gegend durchfliegt. Denn dann ist auch das für gewöhnlich trockene Stück des Flußbetts mit Wasser gefüllt, und wirklich von Ufer zu Ufer in der ganzen Ausdehnung der riesigen Brücke sieht man dann den Strom in jähem Brausen einherstürzen, sich mit stürmischer Gewalt durch die hohen Thore der Brückenbogen hindurchdrängen und hoch aufspritzen an den mächtigen Pfeilern, die seinem scheinbar vernichtenden Anprall unerschüttert Trotz bieten. Aengstlich suchen dann die auf ihrer Fahrt begriffenen langgestreckten Kähne Zuflucht hinter einem schützenden Vorsprung des Ufers, und mit banger Sorge verfolgt man vom Ufer aus die jagende Eile, mit der dann die langen Holzflöße, welche die mächtigen Stämme der polnischen Wälder dem Meere zuführen, von ihrer in Lumpen gehüllten Besatzung kaum noch zu lenken, auf den grollenden Wogen dahinfliegen,

und hier und da geben einzeln treibende Balken oder eine halb aus dem Wasser auftauchende Leiche Kunde davon, welches häufig das Ende einer solchen verzweifelten Fahrt ist. Weiter braust dann der Zug durch die fruchtbaren Wiesen und Feldfluren der fetten Niederung, und noch bevor er auf einer neuen Gitterbrücke die seichte Nogat, den östlichsten von den Mündungsarmen der Weichsel, überschreitet, sieht man zur Rechten vor sich die stattlichen Gebäude des marienburger Schlosses aufragen.

Schon den flüchtig Vorbeieilenden erfreuen die schlanken Giebel und Simse des im zierlichsten Backsteinbau ausgeführten Hochmeisterschlosses, dessen leicht aufsteigender Thurm in der flachen Gegend weithin als Merk- und Wahrzeichen sichtbar ist, während am andern Ende das an der Außenseite der Schloßkirche angebrachte kolossale Marienbild, bis in die Ferne glänzend, den Umwohnern die Erinnerung an die „deutschen Herren zu Sanct-Marien" wach ruft. Wahren Genuß aber gewährt erst die eingehende Betrachtung des mächtigen Bauwerks im einzelnen. Weilt man in diesen luftigen, hochgewölbten Sälen, die von den schlankesten, sich nach obenhin palmenartig entfaltenden Pfeilern getragen werden, und durchschreitet man hallenden Schritts die sie verbindenden Gänge und verborgenen Treppen, da fühlt man sich wie umweht von dem Geiste der wunderbaren Zeit ritterlichen Glaubenskampfes und halb klösterlichen Lebens, welche dabei doch gepaart waren mit einer so aufgeklärten, beinahe modernen und auch so glänzend bewährten Staatskunst. Denn wenn auch die Stürme, welche im Laufe der Jahrhunderte über das preußische Land und über das marienburger Schloß einhergebraust sind, von der einstigen Herrlichkeit desselben nicht mehr viel übriggelassen haben und man auch bei der in neuerer Zeit geschehenen Restauration den nur theilweise wiederhergestellten Charakter des

ursprünglichen Baues durch mancherlei Putz und Zierathen, die nur der Selbstgefälligkeit der zur Restauration Beitragenden dienen sollten, gestört und verunstaltet hat, so ist doch Plan und Anlage des Ganzen noch so deutlich erkennbar und wirkt in seiner merkwürdigen Eigenartigkeit so frisch und lebendig auf den sinnigen Beschauer, daß sich demselben ganz unwillkürlich die Säle und Hallen wieder mit Rittern und Knappen beleben, daß er die Würdenträger des Ordens ihren staatsmännischen Geschäften obliegen, den Hochmeister fremde Gesandten empfangen und wie einen mächtig waltenden Fürsten vor sich sieht, — kurz, die ganze Geschichte des von dem Deutschen Orden beherrschten Preußenlandes sich ihm vor sein geistiges Auge stellt.

Aber das so gewonnene Bild ist nur ein einseitiges und nur in einer bestimmten Richtung stellt es in einen kleinen Raum zusammengedrängt die ältere Geschichte Preußens wirklich dar. Der bedeutenden Entfaltung und höchst merkwürdigen Weiterbildung, welche das geistliche Ritterthum des Mittelalters in ihr gefunden hat, läßt dieses Bild Gerechtigkeit widerfahren, aber ganz unberücksichtigt bleibt dabei die außerordentliche culturgeschichtliche Bedeutung, welche das Städtewesen für Preußen gehabt hat, ganz besonders zu der Zeit, wo die Macht des Ordens gebrochen und das von ihm germanisirte Land der fanatischen Reaction des siegreichen Polenthums preisgegeben war. Denn wenn man dem Deutschen Orden das welthistorische Verdienst, das er sich durch die Eroberung Preußens erworben hat, auch durchaus ungeschmälert läßt, so darf man doch neben dem Ritterthum, das allein hier zwischen Weichsel und Niemen etwas Bleibendes geschaffen, auch des deutschen Bürgerthums nicht vergessen, das unter dem Schutze ritterlich-kirchlichen Regiments erwachsen die von jenem ungelöst gelassene Aufgabe unter schweren Kämpfen wirklich gelöst und sich dadurch zum

mindesten ein ebenso hohes Verdienst erworben hat. Die Geschichte des Deutschen Ordens in Preußen und die der preußischen Städte, die anfangs nebeneinander hergehend sich später getrennt haben und in einen feindlichen Gegensatz zueinander getreten sind, haben bei der ausgeprägten Eigenthümlichkeit ihres Charakters sich auch in besondern Denkmalen und Bauwerken gleichsam verkörpert, und wenn das marienburger Schloß die Versinnlichung der historischen Eigenthümlichkeit und Bedeutung des Deutschen Ordens und seiner Herrschaft in Preußen ist, so können wir die mächtige Marienkirche zu Danzig, das Rathhaus mit seinem leicht und graziös aufsteigenden Thurm, den mit Erinnerungen der mannichfachsten Art erfüllten Artushof zu Danzig, ja eigentlich die ganze Stadt Danzig bezeichnen als eine Verkörperung der Geschichte des Städtewesens in Preußen, als ein Denkmal zugleich der machtvollen Entwickelung und der wirklich glänzenden Herrlichkeit, welche die Städte Preußens hinter sich haben.

Außer Nürnberg, Augsburg und einigen rheinischen Städten und vielleicht theilweise Braunschweig hat keine deutsche Stadt schon in ihrem Aeußern so wie Danzig ihren ehemaligen Charakter bewahrt, sicher aber spiegelt keine, auch die genannten nicht, in ihrer dermaligen Beschaffenheit ihre wechselvollen Schicksale so deutlich wider wie Danzig, das nicht sowol ein alterthümliches als vielmehr ein durch und durch historisches Gepräge trägt. Schon eine flüchtige Wanderung durch die sehenswerthesten öffentlichen Gebäude — wie das stattliche, in neuester Zeit geschmackvoll und würdig restaurirte Rathhaus, das viergiebelige, thurm- und ornamentreiche Zeughaus, den gold- und figurengeschmückten Artushof, die wundervolle hochgewölbte Marienkirche und andere — bringt dem Fremden eine solche Menge historischer Beziehungen in Erinnerung, daß er wenigstens einen allge-

meinen Ueberblick über die ereignißreiche Geschichte Danzigs gewinnt. Und wenn er dann hört, daß das berühmte Jüngste Gericht, das ihm als höchster Kunstschatz der Marienkirche gezeigt wird, ein Beutestück ist aus einem siegreichen Seekriege, den Danzig einst gegen England geführt hat, dann wird sich ihm eine weite Perspective eröffnen, in welcher Danzig nicht mehr als eine einzelne Stadt merkwürdig, sondern zugleich als Trägerin einer besondern historischen Aufgabe auch einer genauen Betrachtung werth erscheint.

Eben dieser historische Zug ist es, welcher auch der Architektur Danzigs einen so besondern Reiz verleiht: er ist nicht blos den öffentlichen Bauwerken eigen, sondern charakterisirt auch die Privathäuser. Zu beiden Seiten der schmalen Straßen ragen die auch nur schmalen Häuser oft zu bedeutender Höhe auf; doch sind die Façaden von hohen, dicht nebeneinander befindlichen Fenstern durchbrochen und gewinnen dadurch etwas Leichtes und Luftiges, das die Enge der Straße und die Höhe der schmalen Giebelhäuser weniger fühlbar macht. Denn alle Gebäude stehen mit dem Giebel nach der Straße, oft bis oben hin reich verziert, mit den mannichfachsten Ornamenten, mit Reliefs und Inschriften geschmückt. Auch die Giebel selbst schließen mit einem zierlichen Schmucke ab, indem eine Figur, eine Thiergestalt oder eine kunstreich verschlungene Arabeske die höchste Spitze krönt. Vor den Häusern, unmittelbar über dem Fahrdamm, führen einige Stufen auf den sogenannten Beischlag hinauf, einen mit Steinfliesen belegten Vorplatz, der mit eisernen oder steinernen, oft sehr kunstreich geschmückten Geländern umgeben zu sein pflegt. Durch diese Beischläge, welche der Architektur Danzigs einen besondern Reiz geben, bekommt das einzelne Haus etwas Selbständiges, Abgeschlossenes, gleichsam Burgartiges und verkörpert noch für die jetzt darin

lebende Generation das stolze Selbstgefühl, die zuversichtliche Selbstgenügsamkeit der einst darin waltenden Patricier und reichen Kaufherren. Dieser Charakter der einzelnen Häuser wiederholt sich im großen in dem Ansehen der ganzen Stadt nach außen hin. Wassergefüllte breite Gräben, aus denen steil die mächtigen Wälle aufsteigen, umgeben ringsum die Stadt; dunkle, von einst befestigten Thürmen überragte Thore führen durch die Wälle hinaus ins Freie, wo die starken Festungswerke des Bischofs- und des Hagelsberges die Stadt überragen und die eigentlichen Schlüssel zur Festung bilden. In ihrer engen Abgeschlossenheit macht die Stadt so auch den Eindruck, daß sie einst in sich selbst abgeschlossen einen besondern kleinen Staat gebildet und hinter den schirmenden Wällen und Gräben manchen Sturm und manches kriegerische Ungemach siegreich überdauert hat. Und daß dieser Staat einst ein blühender und in stolzer Zuversicht aufstrebender gewesen, das scheinen die spitz über die Wälle ragenden Giebel, die Thürme und Thürmchen dem draußen stehenden Beschauer zuzuwinken, welche alle überragt werden von der mächtigen, langgestreckten Marienkirche, dem stolzesten Kirchenbau, den die baltischen Lande aufzuweisen haben.

Wer einmal dieses eigenthümliche Bild genauer betrachtet hat, den wandelt auch sicher die Lust an, sich mit der merkwürdigen Stadt noch näher vertraut zu machen: der schreitet dann die langen Straßen, in denen oft im Schatten mächtiger Linden ein reger Verkehr herrscht, hinab nach der Mottlau, welche in einer großen Biegung die Stadt durchfließt und, sich mehrfach in Arme spaltend, einzelne Theile derselben zu Inseln werden läßt. In der Mitte der beiden Hauptarme der Mottlau liegt die langgestreckte Speicherinsel, welche dicht besetzt ist mit gewaltigen Speichern, die mit ihren hochragenden Giebeln und mit dem scharfen

Contrast zwischen ihren oft grell leuchtenden Farben und den dunkeln Luken und Läden einen eigenthümlich befremdlichen Anblick darbieten. Die Speicherinsel war und ist noch heute der Sitz des in Danzig besonders schwungvoll betriebenen Getreidehandels. Ueberhaupt bietet die Stadt gerade von der Wasserseite ein besonders charakteristisches, wenn auch ein etwas düsteres Bild dar, und die Fahrt die Mottlau hinab, vorbei an den von reger Geschäftigkeit erfüllten Schiffswerften und entlang zwischen den mächtigen Holzflößen, die von Danzigs wichtigem Holzhandel Zeugniß geben, ist schon aus diesem Grunde von besonderm Interesse. Unterhalb Danzigs geht die die Stadt gewunden durchfließende Mottlau in die breitere Weichsel, an der kurz vor ihrer Mündung die kleine Festung Weichselmünde liegt, während links sich die niedrigen Häuser von Fahrwasser, dem eigentlichen Seehafen Danzigs, hinziehen.

Wird bei manchen Partien der alterthümlichen, stellenweise sehr winkeligen und engen Stadt der durch den Anblick lichter und luftiger gebauter Städte verwöhnte Reisende mehr historisches Gepräge als eigentliche Schönheit vertreten finden wollen, so wird doch selbst der am meisten gereiste und der mit den schönsten Städtebildern vertraute freudig einstimmen in das begeistertste Lob der herrlichen Umgebung Danzigs, wenn er von dem hochragenden Karlsberg zu Oliva seine Blicke schweifen läßt über die höhen- und waldreiche Gegend, aus der von einem weiten Kranze grünumrankter Vorstädte und Dörfer umgeben die thürmereiche Stadt aufragt, wenn er nach der einen Seite hin unter sich das stille, liebliche Thal erblickt mit dem malerischen Kloster Oliva und den eintönig gehenden Eisenhämmern, den die Höhen und Wälder widerspiegelnden Teichen und Weihern und den munter rauschenden Bächen, und nach der andern sein Auge schweifen lassen kann über die weite blaue Fläche des ewig

bewegten Meeres, auf dem die weißen Segel zahlreicher Fischerbootchen und die riesigen Segelpyramiden großer Seeschiffe, von der Sonne blendend beschienen, erglänzen, während ganz in der Ferne die schwarze Rauchsäule eines Dampfers aufsteigt und das herrliche Bild am äußersten Horizonte begrenzt wird durch die weißen Dünen und die dunkeln Waldstreifen der sandigen Halbinsel Hela. Immer wieder und wieder wird man sich zu diesem einzig schönen Bilde hingezogen fühlen, sich immer von neuem mit Freude und Genuß in seine Betrachtung vertiefen. So herrlich ist das Panorama mit seinem in dieser Art einzigen Wechsel von Stadt, Land, Wald, Feld, Wiesenflur, Sanddünen und Meeresfläche, daß Alexander von Humboldt nicht anstand, Danzig den Ehrennamen des nordischen Neapels beizulegen. Andere haben die Stadt als das nordische Venedig bezeichnet, wegen der vielfach verschlungenen Flußarme, die sie durchziehen und einzelne ihrer Theile geradezu in eine kleine Inselflur auflösen; ja in der Hauptsache durchaus passend hat man die Mottlau mit dem Großen Kanale der Lagunenstadt vergleichen wollen. Auf den Vergleich mit Venedig hat Danzig auch einen Anspruch wegen seiner einst außerordentlich hohen Bedeutung für den nordischen Handel. Jetzt freilich ist derselbe, so wichtig er immer noch ist, doch nur noch ein kleiner Bruchtheil gegen früher. Aber auch Venedig ist ja nicht mehr die meerherrschende Macht von ehemals, sondern einen guten Theil ihres Ruhmes verdankt die stolze Adriastadt ihrer ehemaligen Herrlichkeit, deren Spuren in den prachtvollen Bauten erhalten sind, welche in den Zeiten der Machtfülle und des Glanzes entstanden. So bietet gerade dies Abfallen der einstigen Blüte einen passenden Punkt des Vergleichs mehr zwischen beiden Städten, und ein Blick auf die höchst merkwürdige und wechselvolle Geschichte Danzigs wird es als durchaus berechtigt erscheinen lassen,

wenn man der Stadt, die Alexander von Humboldt wegen ihrer landschaftlichen Schönheit als das nordische Neapel feierte, in Rücksicht auf ihre historische Bedeutung den Namen des nordischen Venedig beilegt.[1])

I.

Es ist kein ursprünglich deutscher Grund und Boden, auf dem die später so mächtig erblühende Stadt Danzig erwachsen ist: wie sie jahrhundertelang als eine Vorkämpferin deutscher Cultur dem Polenthum entgegengetreten ist, so zeigen gleich ihre ersten Anfänge sie uns in Berührung mit dem Slawenthume. Zu den Zeiten, wo die Herrschaft der Slawen zugleich mit ihren Wohnsitzen nahe bis an die Oder und darüber hinausreichte, war die Weichsel der eigentliche polnische Fluß und bildete mit die hauptsächlichste Verkehrsader in den weiten Ebenen des östlichen Europas. Auf ihr fuhr daher auch Adalbert von Prag hinab, als er, mit den widerspenstigen Böhmen zerfallen, seinen bischöflichen Sitz mied und die starren Nacken der heidnischen Preußen unter das leichtere Joch des Christenthums zu beugen versuchte. Da soll er denn auch eine Stadt in der Nähe der Weichselmündung getroffen haben, in der man unter dem Namen „Gydanyze" wol mit Sicherheit das spätere Danzig wiedererkennen mag. Freilich haben sich früher die übereifrigen danziger Antiquare daran nicht genügen lassen, sondern haben die Vorgeschichte ihrer Stadt noch über das 10. Jahrhundert zurück, in die graue Vorzeit verfolgen wollen, wo Gothen und Burgunder an dem Gestade des Baltischen Meeres saßen und kühne phönizische Seefahrer den Weg nach den nordischen Küsten fanden, um den kostbaren Bernstein als Fracht mit heimzunehmen.[2]) Es versteht sich von selbst, daß das eben nur willkürliche Com-

binationen sind, hervorgegangen aus einem wohlgemeinten, aber höchst unwissenschaftlichen Localpatriotismus. Abgesehen von jener Notiz aus dem Leben des heiligen Adalbert fehlt uns über Danzig jede Kunde während des 10. und 11. Jahrhunderts, und nur ein ganz allgemeines Bild von den Bedingungen der Existenz dieser alten Stadt können wir uns machen nach den Verhältnissen, welche damals in dem polnischen Reiche überhaupt die herrschenden waren.

Seine größte Machtentfaltung und auch seine bedeutendste äußere Ausdehnung hatte das mittelalterliche Polen unter Herzog Boleslaw III. erlangt; mit seinem Tode (1039) trat der Zerfall ein. Aus dem einen Herzogthum Polen gingen eine Anzahl kleiner selbständiger Fürstenthümer hervor; auch das Land zwischen der Weichsel und Pommern bildete ein solches, welches als Pomerellen oder Kleinpommern von besondern Herzogen beherrscht wurde. Schon der Name des neuen Staats weist darauf hin, daß derselbe ganz besonders von Pommern her beeinflußt und in manchen Hinsichten beinahe wie ein Theil desselben angesehen wurde. Von Pommern aus, das durch die erfolgreiche Thätigkeit Otto's von Bamberg dem Christenthum und der deutschen Cultur gewonnen war, erhielt Pomerellen die ersten Anregungen zu einer höhern Entwickelung. Es wiederholt sich dabei die Erscheinung, welche in allen Gebieten erkennbar ist, wo im Mittelalter Deutsche und Slawen aufeinandertreffen. Geistliche zogen von Pommern aus in die Weichsellande, um das Christenthum zu verkünden; nach den ersten bedeutendern Erfolgen gründen sie Klöster und Kirchen, und um diese als Mittelpunkte sammeln sich dann die nun zahlreich einströmenden deutschen Colonisten, und wie von jenen kirchlichen Gründungen zuerst das Christenthum unter den Slawen verbreitet wurde, so geht auch die siegreiche Entfaltung der deutschen Cultur von da aus vor sich. Be-

sonders rasch und sicher vollzieht sich diese Entwickelung, seitdem die slawischen Fürsten selbst ihr Vorschub leisten, da sie in ihr ein Mittel zur Stärkung ihrer eigenen Herrschaft erkennen. Seit dem Ende des 12. Jahrhunderts geschieht dies in Pomerellen: schon 1178 nahm Herzog Sambor Cisterciensermönche auf in dem von ihm gegründeten Kloster Oliva bei Danzig, unter Mestwin II. ließen sich Prämonstratenser in Suckau nieder, Benedictiner gründeten ein Kloster in Sanct-Albrecht bei Danzig, und 1274 entstand ein neuer reichausgestatteter Sitz der Cistercienser in Pelplin. Diese neuen Klöster wurden zugleich die Stätten, wo die deutsche Cultur zuerst heimisch gemacht wurde: denn die thätigen und einsichtigen Mönche beriefen deutsche Bauern zu sich und siedelten dieselben auf dem zu ihrem Kloster gehörigen Grund und Boden an, und da nach allgemein herrschendem Brauche diese Einwanderer das Recht beibehielten, nach dem sie in ihrer Heimat gelebt hatten, so entstanden aus diesen Niederlassungen die ersten Dörfer mit deutschem Rechte. Dieselben blühten schnell auf und gelangten in kurzer Zeit zu Reichthum, sodaß den einheimischen Fürsten der Vorzug der deutschen Bauern ihren Slawen gegenüber nicht entgehen konnte. Seitdem ahmten sie ihrerseits das Beispiel nach, welches ihnen die Geistlichen und die Klöster gegeben hatten, und siedelten deutsche Einwanderer nicht blos auf dem Lande, sondern namentlich auch in den Städten an; dieselben behielten ebenfalls ihr heimatliches Recht, und oft wurden gleich ganze Städte mit deutschem Rechte bewidmet. Dieses geschah nun auch in Danzig.[3]) Auch nach dieser anfangs durchaus polnischen Stadt kamen Deutsche und begannen dort unter dem Schutze ihres deutschen Rechts Handel und Gewerbe zu treiben. Denn schon Herzog Swantopolk spricht in einer Urkunde von der „Freiheit Danzigs“, und 1274 finden wir in den „Schulzen und

Rathmannen", welche Mestwin II. erwähnt, die Vertreter einer durchaus deutschen Städteverfassung.

Dieses allmähliche Wachsthum durch die Niederlassung deutscher Colonisten bei der ursprünglich polnischen Stadt erklärt es auch, daß Danzig in jener Zeit, also zu Ende des 13. Jahrhunderts, noch nicht eigentlich eine Stadt bildete, sondern aus mehrern, nur unter Einem Namen zusammengefaßten Theilen bestand. Einmal nämlich lag in der Gegend, wo die Mottlau in die Weichsel geht, das herzogliche Schloß, das mit seinen gewiß weit ausgedehnten Befestigungen den eigentlichen Kern des allmählich immer mehr erweiterten Danzig bildete; daneben gab es dann die alte polnische Stadt und weiter die erst später entstandene deutsche. Von der verhältnißmäßig großen Ausdehnung, welche die aus diesen Theilen bestehende Gesammtstadt Danzig gehabt haben muß, gibt der Umstand Zeugniß, daß wir schon in dieser Zeit in Danzig nicht weniger als drei Kirchen finden, nämlich die Sanct-Katharinen-, die Sanct-Marien- und die Allerheiligenkirche.

Schwere Schicksale brachen bald über die in fröhlichem Aufblühen begriffene Stadt herein. Bei seinem Tode nämlich hatte Herzog Swantopolk das Herzogthum Pomerellen getheilt, sodaß von seinen beiden Söhnen Mestwin II. Danzig, Wratislaw dagegen Schwetz erhielt. Zwischen beiden herrschte Feindschaft, und um gegen die Herrschsucht Wratislaw's einen Rückhalt zu gewinnen, schloß sich Mestwin mit Eifer den Deutschen an, begünstigte und beförderte sie in jeder Weise, ja wurde sogar Lehnsmann des Markgrafen Waldemar von Brandenburg. Als er dann aber durch seines Bruders Tod von jeder Sorge befreit wurde, ließ er von dieser nur in der Noth eingeschlagenen Politik ab und trug ganz seine polnische und den Deutschen feindliche Gesinnung zur Schau. Bemüht, die früher eingegangene Lehnsverbindung mit

Brandenburg zu lösen, setzte er bei seinem Tode (1295) den Polenfürsten Przemysl zum Erben ein. Als dieser dann schon ein Jahr nach ihm starb, entbrannte offen der Kampf um Pomerellen zwischen den Polen und Waldemar von Brandenburg. Die Polen befanden sich bald im Nachtheil und wurden in der Burg von Danzig von Waldemar hart belagert. Unfähig, sich des mächtigen Gegners allein zu erwehren, riefen sie da den Deutschen Orden zu Hülfe. In langjährigen blutigen Kämpfen hatte dieser seine Herrschaft in dem Lande auf dem rechten Weichselufer fest begründet und ebendamals stand der Ordensstaat im Begriff, durch die beabsichtigte Verlegung des hochmeisterlichen Sitzes von Venedig nach der neuerbauten Marienburg einen höchst entscheidenden Schritt in seiner äußern Gestaltung und innern Entwickelung zu thun, dessen günstiger Erfolg blos dann gesichert erschien, wenn die Herrschaft der deutschen Herren den ganzen untern Lauf der Weichsel mit umfaßte und das Mündungsgebiet des mächtigen Stroms in ihrer Gewalt war. Das aber konnte nur dann geschehen, wenn das Land auf dem linken Weichselufer, Pomerellen, dem Ordensgebiete einverleibt wurde. Schon seit längerer Zeit hatte daher der Orden nach der Erwerbung Pomerellens gestrebt, ohne daß es ihm gelungen wäre, in den zeitweise geführten Kämpfen einen größern Vortheil zu gewinnen. Das Gesuch der Polen um Hülfe gegen den brandenburger Markgrafen bot dem Orden also eine Gelegenheit, längstgehegte Plane endlich zur Ausführung zu bringen: in der Benutzung derselben und der Wahl der zum Ziele führenden Wege war der von kühnen Staatsmännern geleitete Orden eben nicht ängstlich und peinlich. Mit Hülfe des Ordens wurde die hart bedrängte Burg von Danzig entsetzt. Als dann aber der Markgraf abgezogen war, entstand zwischen den Ordensrittern und den Polen Streit über die Zahlung der Summe,

welche sich erstere für ihre Hülfe ausbedungen hatten. Die erst gemeinsam einen Sieg erfochten hatten, griffen gleich danach gegeneinander zu den Waffen: am 14. Nov. 1308 kam es in den Straßen von Danzig zu einem blutigen und erbitterten Kampfe zwischen den Polen und den Rittern, in welchem die erstern unterlagen und zum Abzuge gezwungen wurden. Damit war der Orden Herr der Stadt und ließ dieselbe seine Herrschaft gleich schwer empfinden: wegen ihrer offenen Parteinahme für den brandenburger Markgrafen wurden die Bürger grausam gezüchtigt und mußten ihre Stadt von den Siegern so gut wie gänzlich zerstören sehen. Bald danach sicherte der Orden sich in dem Besitze des östlichen Pomerellen, indem er die begründeten Ansprüche Waldemar's mit Geld abkaufte.

Mit jenem blutigen Novembertage und der Zerstörung der alten Stadt, die unter dem Schutze der pomerellischen Herzoge erwachsen war, endet die Vorgeschichte von Danzig. Auf den Trümmern erwuchs nun unter der schirmenden Obhut des staatsklug waltenden Ordens eine ganz neue Stadt Danzig, die einer glänzenden und großartigen Zukunft entgegenreifte. Aber auch jetzt fehlte derselben zunächst noch die wirkliche Einheit; nebeneinander und lange Zeit noch gesondert erwachsen unter der Ordensherrschaft vier verschiedene städtische Gemeinwesen, deren Verschmelzung zu einer großen Stadt erst einer spätern Zeit vorbehalten und auch da nur das Werk schwerer innerer Kämpfe war. Diese vier nebeneinander bestehenden Theile des spätern Danzig sind folgende: das polnische Hakelwerk und ein deutscher Flecken, die Altstadt, und dann zwei deutsche Städte, die Jungstadt und die Rechtstadt. Erst in den Stürmen des Jahres 1454 ging die Vereinigung derselben vor sich.

Das sogenannte Hakelwerk, dessen Spuren sich bis heute wenigstens in einem Straßennamen erhalten haben, war

wol der älteste Theil der polnischen Stadt Danzig. Seine Einwohner, welche sich dann um die Ordensburg, die das Gebiet am Zusammenfluß der Mottlau und Weichsel beherrschte, niedergelassen hatten, trieben meistens Fischfang und dann die gewinnreiche Bernsteinfischerei. Im Jahre 1312 wurden sie von dem Orden in ihren darauf bezüglichen Rechten bestätigt; doch blieb das Hakelwerk nach wie vor ein einfacher Flecken. Wir finden daher auch nur ein dem Orden Zins zahlendes Grundstück, während alle andern zu Naturallieferungen und Scharwerksdiensten verpflichtet waren. Dieses eine in Geld zinsende Grundstück scheint auch dem ganzen Stadttheile seinen Namen gegeben zu haben, denn augenscheinlich bedeutet Hakelwerk nichts anderes als Gasthaus, Krug, in einem ganz ähnlichen Sinne wie dafür noch heute in Westpreußen auf dem Lande der Ausdruck Hakenbude üblich ist. Daß die Bevölkerung dieses Stadttheils eine polnische war, beweist der noch später von ihr gebrauchte Ausdruck „die Polen auf dem Hakelwerke“. Im Jahre 1402 trat dieselbe den Theil ihres Gebiets, der an den vom Orden angelegten Radaunegraben stieß, an die neuentstandene Jungstadt ab und erhielt dafür die in demselben gelegene Insel, um dort ihre Netze und die sonst zur Fischerei gehörigen Geräthe trocknen zu können. Denn die Bevölkerung bestand fast ganz aus sogenannten „Seunern“, d. h. Seefischern. Dieselbe muß aber doch im Laufe der Zeit zu größerm Wohlstande gelangt sein und auch manche städtische Rechte erworben haben, denn um die Mitte des 15. Jahrhunderts finden wir die nach polnischem Rechte lebende Gemeinde auf dem Hakelwerke im Besitz eines besondern Rathhauses, eines Bürgermeisters u. s. w. Bei der Vereinigung mit der Rechtstadt Danzig, welche 1454 erfolgte, verloren die Polen auf dem Hakelwerk ihre Selbständigkeit völlig und traten als eine besondere Zunft, die der „Seuner“, in den neuen Verband ein.

Westlich von diesem altpolnischen Bestandtheile des spätern Danzig, später von demselben durch das dazwischen erbaute Brigittenkloster getrennt, lag nun ein deutscher Flecken, die Altstadt, um die alte Katharinenkirche als Pfarrkirche vereinigt. Eben da hatte einst die unter den pomerellischen Herzogen entstandene deutsche Stadt sich befunden, welche bei dem Siege des Ordens 1308 gänzlich zerstört worden war. Die Bewohner derselben erhielten von dem neuen Herrn das im Kampfe verwirkte Stadtrecht nicht zurück, ihre neue Ansiedelung sollte nur ein Flecken bleiben. Die Altstadt stand daher dem Orden nicht als eine geschlossene Gemeinde gegenüber, sondern jeder ihrer Bewohner für sich hatte einen besondern Vertrag mit demselben zu schließen. Im Laufe der Zeit aber, als die Bewohner der Altstadt sich von den schweren Schlägen des Jahres 1308 erholten und von neuem zu Wohlstand gelangten, gerieth auch dies alte Abhängigkeitsverhältniß allmählich in Vergessenheit und die anfangs rechtlosen Ansiedler erwarben wenigstens einige wichtigere communale Rechte. So hatte die Altstadt, ohne daß sie vom Orden ausdrücklich als Stadt anerkannt worden wäre, späterhin doch ihre eigenen Rathmannen und ihre Schöffen, und das altstädtische Rathhaus steht noch heute als ein Theil des Gerichtsgebäudes. Aber die beiden Rechte, welche eigentlich das charakteristische Kennzeichen der Stadt ausmachen, das der Befestigung nämlich und das Markt zu halten, hat die Altstadt Danzig niemals gehabt, und erst 1433 wurde sie gegen die drohende Gefahr des Hussitenangriffs mit einem einfachen Plankenzaun geschützt. Doch that der Mangel dieser Rechte ihrem Wachsthum in keiner Weise Eintrag: denn im Laufe der Zeit nahm die Altstadt den ganzen Raum ein von der Katharinenkirche bis an den Fuß des Hagelsbergs und von der Töpfer- und Schmiedegasse bis zu dem heute ganz außerhalb des Walles liegenden

Hospital zu Heilige-Leichnam; die Hauptstraße war die Pfeffergasse, welche noch heute als Pfefferstadt besteht. Ihren Wohlstand verdankten die Bewohner der Altstadt übrigens weniger dem Handel als ausgedehnter gewerblicher Thätigkeit, welche einen besonders schnellen Aufschwung nahm, seit durch die Anlegung der durch die Altstadt gehenden Radauneleitung 1348 und 1354 fabrikartiger Gewerbebetrieb möglich gemacht wurde.

In dem polnischen Hakelwerk und der Altstadt haben wir die Reste oder die Erneuerung des pomerellischen Danzig zu sehen. Neue Gründungen des Ordens sind dagegen die Jungstadt und die Rechtstadt. Beide erhoben sich durch die Gunst des Ordens schnell zu bedeutenden Städten, wenn auch ihre Anfänge wesentlich verschieden waren. Im Jahre 1380 nämlich gab der Orden alles Land im Norden und Nordosten der Ordensburg bis nach Weichselmünde hin und dazu das Gebiet bis nach Zigankenberg und Pietzkendorf im Westen und Langefuhr im Norden an einen gewissen Klaus Lange, welcher gegen Einräumung von vier Freihöfen und Zusicherung eines Drittels der einkommenden Gerichtsgefälle sich verpflichtete, die Bevölkerung dieses weiten Gebiets mit Ansiedlern als Unternehmer zu leiten. Der Plan gelang vollständig, und in verhältnißmäßig kurzer Zeit entstand auf diese Weise eine neue, eben die Jungstadt Danzig. Dieselbe erhielt vom Orden culmisches Recht; in dem Besitz des Markt-, des Gerichts- und des Befestigungsrechts hatte die Jungstadt alle zu einer vollständigen Stadt gehörigen Erfordernisse. Doch machte sie sich nicht ganz von dem durch die Art ihrer Entstehung bedingten Einfluß des Ordens los: zur Errichtung öffentlicher Gebäude, welche die Mittel der neuen Stadt überstiegen, leistete der Orden als eigentlicher Herr des Grund und Bodens Zuschüsse, erhielt dafür aber auch die Hälfte der städtischen Einnahmen. Es

war natürlich, daß ein solches Verhältniß, wo die Rechte des einen Theils gegen die des andern nicht scharf abgegrenzt waren, zu mancherlei Streitigkeiten Veranlassung gab und daß namentlich der Orden vielfach eine Einmischung in die innern städtischen Angelegenheiten versuchte. Dem aber suchten die Jungstädter um so mehr Einhalt zu thun, als ihr Reichthum und damit auch ihr Selbstgefühl namentlich in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts außerordentlich wuchs. Auch die äußere Ausdehnung der schnell aufblühenden Stadt war eine sehr bedeutende: dieselbe reichte von der Tischlergasse an den Festungswerken der Ordensburg und dem damals noch in die Weichsel mündenden Radaunegraben entlang bis nach Legan, also auf die Hälfte des Wegs von Danzig nach Fahrwasser. Den Mittelpunkt dieser umfangreichen Stadt bildete der „Ring", heute der Fischmarkt: dort stand das jungstädtische Rathhaus, dort war der Schießgarten, in dem sich die Bürger mit allerlei Waffenübungen und zwar namentlich mit Armbrustschießen vergnügten. Mit dem äußern Wachsthum der Stadt hielt der Aufschwung ihres Handels gleichen Schritt, was zum großen Theil ihrer günstigen Lage dicht an der Weichsel zu verdanken war. Aber eben diese Handelsblüte der Jungstadt und die ihr vom Orden absichtlich zugewandte Begünstigung erregten den Neid der Rechtstädter und legte, indem der Haß der letztern dadurch ein immer erbitterterer wurde, den Grund zu dem gänzlichen Untergange der Jungstadt.

Weniger schnell und glänzend, aber sicherer und dauerhafter entwickelte sich in demselben Zeitraume die Rechtstadt. Ihr Bau muß gleich nach der Eroberung Danzigs und Pomerellens durch den Deutschen Orden begonnen haben, denn schon um das Jahr 1330 finden wir vier der noch heute bestehenden Hauptstraßen der Rechtstadt erwähnt: nämlich die Brauer- (heute Hunde-) Gasse, die Langgasse,

die Bäcker- (heute Jopen und Brotbänken-) und die Heilige-geistgasse. Alle vier gehen gerade auf die Mottlau los, bis zu welcher die beiden ersten unmittelbar heranreichten, während die beiden letztern von ihr durch die damals noch nicht ausgetrockneten Mottlausümpfe getrennt wurden. Allmählich entstanden dann zwischen diesen vier Hauptstraßen die sie verbindenden Querstraßen. Die Bewohner dieses Stadttheils lebten nach dem ihnen wol gleich anfangs verliehenen culmischen Rechte, welches ihnen bereits 1342 ausdrücklich bestätigt wurde. Einen besonders wichtigen Abschnitt in der Geschichte der Rechtstadt Danzig bezeichnet das Jahr 1343. Denn damals wurde der Bau einer die ganze Stadt umschließenden und schützenden Mauer begonnen; in demselben Jahre legte der Hochmeister Ludolf König von Waitzau den Grundstein zu dem Bau der großartigen Marienkirche, welche freilich erst Jahrhunderte später vollendet wurde, und endlich erfuhr die Stadt in diesem Jahre eine bedeutende Vergrößerung, indem von dem der Stadt zugekehrten Thore der Ordensburg, dem Hausthore, durch die Sümpfe der Mottlau ein fester Damm nach dem Hauptportale der Marienkirche aufgeschüttet wurde. Zu beiden Seiten dieses Dammes entstanden schnell neue Häuserreihen und die Rechtstadt dehnte sich damit bis unmittelbar an den Fuß der Ordensburg aus. Seitdem finden wir dieselbe in einem überraschend schnellen Wachsthum begriffen: während anfangs die nun entstehenden zahlreichen Gruppen neuer Häuser einfach als die Neustadt bezeichnet werden, treten allmählich neue Straßennamen hervor; so entstehen die mit den schon genannten rechtstädtischen Straßen gleichlaufend nach der Mottlau hinuntergehenden, wie die Frauengasse, die Breitgasse und die Johannisgasse. In der letzten wird 1358 der Bau einer neuen Kirche, der Johanniskirche, in Angriff genommen. Wie zugleich mit dem äußern Wachs-

thum der Stadt auch die Einwohnerzahl und die in ihr herrschende Handelsthätigkeit wuchsen, ergibt sich unter andermdaraus, daß schon zeitig neue, vornehmlich dem Handel gewidmete Stadttheile entstanden. Die Bevölkerung der jenseit der Mottlau auf Mattenbuden entstehenden Ansiedelung gehörte vorzugsweise dem Stande der Seefahrer an: für sie und für die dort zahlreich verkehrenden fremden Schiffer wurde die Barbarakapelle erbaut. Auch in anderer Richtung, landeinwärts, gewann die Rechtstadt Danzig durch das Entstehen stark bevölkerter Vorstädte an Ausdehnung. Zugleich entwickelte sie sich immer mehr als Handelsstadt und ihre Bevölkerung wurde mehr und mehr zu einer kaufmännischen.

Die Entwickelung Danzigs in der Periode von der Unterwerfung Pomerellens unter die Herrschaft des Deutschen Ordens bis zur Losreißung von derselben ist eine gleichmäßige und stetige, wenn auch nicht überraschend schnelle und glänzende. Gewannen doch erst mit dem Jahre 1343 die Verhältnisse Pomerellens eine endgültige Regelung. Bis dahin hatte Polen nämlich seine Ansprüche auf das ihm von seinem ehemaligen Bundesgenossen entrissene Land noch immer nicht fallen lassen, während die Rechte der Brandenburger bereits durch Geld abgekauft waren. In dem genannten Jahre, das ja auch für die Geschichte Danzigs eine so hohe Bedeutung hat, kam endlich der Friede zwischen dem Orden und Polen zu Kalisch zu Stande, in welchem letzteres auf Pomerellen endgültig Verzicht leistete. Von da an nimmt auch die Stadt Danzig einen schnellern Aufschwung, und in den nächsten funfzig Jahren ist der Grund zu ihrer glänzenden Macht gelegt worden. Wie bedeutend der Handelsverkehr Danzigs schon damals sein mußte, ersieht man daraus, daß ein heftiger Sturm im Jahre 1351 im Hafen nicht weniger als 60 Schiffe

zerstören konnte. Seit 1360 finden wir Danzig dann auch als Mitglied des mächtigen Städtebundes der Hansa, und daß 1372 schon 22 Gewerke bestanden, beweist, wie hoch der Aufschwung war, den neben dem Handel und der Schiffahrt auch die gewerbliche Thätigkeit nahm. Gerade in jener Zeit boten ja auch die allgemeinen Verhältnisse des Ordensstaats Preußen alle Bedingungen dar zu einer reichen Blüte städtischen Lebens. Unter dem Hochmeister Winrich von Kniprode (1351—82) erreichte der Orden und der von ihm beherrschte Staat nach innen und außen seine glänzendste Entfaltung, sodaß gegenüber dem allgemeinen Verfall, der eben damals über das Deutsche Reich hereinbrach, man von dort aus mit Bewunderung nach dem „neuen Deutschland" an der Weichsel zu blicken pflegte. Gerade in jener Zeit erreichte der Deutsche Orden den Höhestand in seiner Entwickelung: in weiser Mäßigung übte die ursprünglich geistliche Rittergenossenschaft, die sich im Laufe der Zeit zu einem für alle Zeiten einzig dastehenden Bunde von Staatsmännern und Feldherren ausgebildet hatte, ihre wichtigen Regentenpflichten, und das von ihr beherrschte Land erreichte in dieser Periode des Glanzes in materieller, socialer und geistiger Hinsicht eine Blüte, wie wir sie dort selbst heute noch vergeblich suchen würden. Die treffliche und gerechte Verwaltung im Innern, welche den Vortheil der Herrschenden nicht auf Kosten der Beherrschten suchte, schuf damals in dem deutschen Ordenslande einen Staat, der, dem Mittelalter und seinen Anschauungen ganz entwachsen, auf beinahe modernen Grundlagen zu ruhen scheint. In seinen auswärtigen Beziehungen stand der Orden da als eine nordische Großmacht, welche den Schutz der deutschen Grenzen gegen Norden und Osten mit einem so glänzenden Erfolge wahrnahm, wie er in keiner andern Richtung aufzuweisen war. Dennoch aber blieben die „deutschen Herren

zu Sanct-Marien" noch ihren ursprünglichen Pflichten treu; denn der Glaubenskampf, zu dem sie durch ihren ritterlichen Eid verpflichtet waren, wurde auch jetzt noch ununterbrochen fortgesetzt, noch wiederholten sich regelmäßig die Heidenfahrten gegen die Litauer, und eben unter Winrich's von Kniprode Hochmeisterthum wurde von „dem Mann mit dem harten Herzen und dem harten Namen", dem Ordensmarschall Henning Schindekopf, die furchtbar blutige siegreiche Schlacht bei Rudau gegen die wilden Litauer geschlagen.[4])

An der Blüte des preußischen Landes und dem hohen Ansehen des Deutschen Ordens nahmen auch die Städte reichlichen Antheil, am meisten von allen Danzig, obgleich es zugleich durch seine Stellung zum Hansabunde mit seiner Politik oft in eine Richtung gebracht wurde, die der des Ordens und dessen Interessen geradezu zuwiderlief. Die nothwendige Folge davon war, daß das Verhältniß Danzigs zu dem ihm als Landesherr gegenüberstehenden Orden einigermaßen gelockert wurde und daß die danziger Bürgerschaft, je mehr ihr Reichthum und ihre Handelsblüte wuchsen, auch in ihrer politischen Stellung unabhängiger und eigenmächtiger aufzutreten geneigt war. Dem Orden wurden durch diese selbständige Politik, welche Danzig als Hansastadt trieb, mehrfach ernste Verlegenheiten bereitet. Die Geltung Danzigs im Hansabunde war schon damals eine sehr hohe: Danzig gehörte mit zu den Städten, welche 1395 den Vertrag zwischen Königin Margaretha von Dänemark und dem von ihr gestürzten Albrecht von Schweden vermittelten und die Bürgschaft für das Lösegeld von 60000 Mark übernahmen, gegen dessen Erlegung Albrecht von der mächtigen Siegerin seiner Haft entlassen werden sollte. Als Pfand erhielten die Hansastädte die schwedische Hauptstadt Stockholm, die allein noch in Albrecht's Gewalt geblieben war, und bis zum Jahre 1398 lag eine hanseatische Besatzung in derselben,

unter deren Befehlshabern auch ein danziger Rathsherr erscheint, bis endlich die Hansa das Pfand, dessen Besatzung zu kostspielig wurde und zu dessen Einlösung durch Albrecht jede Aussicht verschwand, an die nordische Königin auslieferte. Diese Einmischung in die skandinavischen Händel zog den Hansastädten und namentlich auch Danzig die Feindseligkeit der Vitalienbrüder zu, jener Seeräuber, die anfangs Albrecht von Schweden und das hart bedrängte Stockholm gegen die Dänen unterstützt hatten, dann aber auch lange nach der Beendigung jenes Kriegs ihre gefährliche Kaperei fortsetzten und von verschiedenen Schlupfwinkeln aus bald der Schrecken der ganzen Ost- und Nordsee wurden. Bis unmittelbar an die Mündung der Weichsel verfolgten die Seeräuber die nach Danzig bestimmten Schiffe und drohten selbst mit einer Landung; zum Schutze gegen sie wurde eben damals an der Weichselmündung ein befestigtes Blockhaus erbaut — der erste Anfang der spätern Festung Weichselmünde.

Dieselbe Zeit aber, in welcher Danzig zuerst mit bedeutenderer Macht und größerer Selbständigkeit auftrat, brachte für das gesammte Ordensland einen entscheidenden Umschwung hervor und gab den Anlaß zu schweren Stürmen, die über Preußen hereinbrachen. Unter all dem äußern Glanze der Ordensherrschaft waren die Keime des Verfalls doch eben nur verborgen gewesen, unbemerkt hatten sie sich weiter entwickelt, bis sie auf einmal in ihrer ganzen Verderblichkeit hervortraten und das so stattliche Gebäude des Ordensstaats in jähem Zusammensturze in Trümmern sank. Daß dieser Zeitpunkt einmal eintreten mußte, war nothwendig: denn der tiefe Widerspruch, in dem sich der ursprüngliche Beruf und Zweck des Deutschen Ordens zu seiner im Laufe der Zeit gewonnenen Stellung befand, konnte nicht auf die Dauer ohne verderbliche Folgen bleiben. Eine geistlich-

ritterliche Genossenschaft, die ursprünglich zur Krankenpflege und zum Kampfe gegen die Ungläubigen bestimmt war, welche die klösterlichen Gelübde der Keuschheit und der Armuth abgelegt hatte, konnte bei allen Versuchen, ihre anfänglichen Satzungen und Grundlagen durch eine zeitgemäße Weiterbildung auch den ganz neuen Verhältnissen anzupassen, nicht von den übeln Folgen verschont bleiben, welche bei einer so vollständigen Veränderung ihrer ganzen Stellung und ihres Berufs früher oder später eintreten mußten. Aus dem geistlichen Ritterorden, der einst unter den Mauern von Accon nach dem Vorbilde der Tempelherren und der Johanniter gegründet worden, war eine nordische Großmacht geworden, die zu Heidenbekämpfern und Krankenpflegern Berufenen waren zu Staatsmännern und Regenten geworden, blieben aber durch die strenge Abgeschlossenheit der Ordensverfassung dem Lande und seiner Bevölkerung gegenüber immer nur eine fremde Herrscherkaste, sodaß bei allem Wohlstande und bei aller Blüte des preußischen Landes Regierende und Regierte doch durch kein irgendwie engeres Band vereinigt wurden. Viele deutsche Adelshäuser sahen den Deutschen Orden und seine blühende Herrschaft an der Weichsel geradezu als eine Versorgungsstätte für ihre jüngern Söhne an; so kamen in den Orden eine Menge eigennütziger, selbstsüchtiger und von keinem höhern Interesse erfüllter Männer und auch in der Verwaltung wurde damit Gewaltthat, Willkür und Bedrückung mancherlei Art üblich. Der Verfall, der so von innen vorbereitet wurde, erhielt durch ein äußeres Ereigniß noch einen Anstoß mehr. Im Jahre 1386 trat der Litauerfürst Jagello zum Christenthum über, vermählte sich mit der polnischen Erbin Hedwig und bestieg als Wladislaw II. den polnischen Thron. Damit war dem Ordensstaate sein Todesurtheil gesprochen. Einmal nämlich hatten mit der Bekehrung der Litauer die Kämpfe gegen

die Ungläubigen ein Ende und der Orden verlor damit den Boden, auf dem ja eigentlich der ganze von ihm begründete Staat beruhte, den Rechtstitel, auf den hin einst die Unterwerfung des preußischen Landes begonnen worden war. Dann aber kam nun die vereinigte polnische und litauische Macht, deren jede einzeln schon dem Orden gefährlich war, in die Hand eines dem Orden leidenschaftlich verfeindeten, ehrgeizigen und eroberungslustigen Fürsten.

Die Folgen dieses wichtigen Ereignisses traten bald mit ungeahnter Schwere ein. Gegenüber dem nach Krieg begierigen Polenkönig bedurfte es der ganzen Vorsicht und Mäßigung des 1393 zum Hochmeister erhobenen Konrad von Jungingen, um einen feindlichen Zusammenstoß zu vermeiden. Als dann aber nach Jungingen's Tode 1407 gegen seinen ausdrücklichen Wunsch sein Bruder Ulrich zum Hochmeister gewählt wurde, da brach die Katastrophe schnell herein. Schon 1409 kam es zum Kriege. An der Spitze eines ungeheuern Heeres drangen Wladislaw und der von ihm zum Großfürsten von Litauen ernannte Witowd gegen das Ordensland vor, ihren Weg mit Mord und Brand und den grauenhaftesten Verwüstungen bezeichnend. Am 15. Juli 1410 wurde das Ordensheer bei Tannenberg gänzlich geschlagen: schon hatte man sich des Sieges sicher gewähnt, da hatten die böhmischen Söldner Wladislaw's unter des furchtbaren Ziska Führung die verhängnißvolle Wendung herbeigeführt, die durch den schmählichen Verrath des preußischen Landadels zur so gut wie vollständigen Vernichtung des Ordensheeres führte. Neben dem Hochmeister deckten die meisten der Ordensgebietiger mit ihren Leichen die blutige Walstatt, Tausende von Gefangenen fielen in die Hände des barbarischen Siegers. Schlimmer aber noch als die Niederlage war der beispiellose Verrath und der beinahe einmüthige Abfall des ganzen Landes von dem

Orden. Die meisten Städte öffneten den Polen die Thore, die Ordensburgen wurden genommeu und ihre Besatzungen verjagt. Wie es schien, ohne jede Aussicht auf Erfolg, warf sich der heldenmüthige Comthur von Schwetz, Heinrich Reuß von Plauen, in des Ordens Haupthaus, die Marienburg, entschlossen sich unter den Trümmern derselben zu begraben. In langsamem Zuge kam das ungeheuere polnisch-litauische Heer mit seinen Horden barbarischer Russen und Tataren heran und begann die Belagerung der starken, aber nur von einer geringen Besatzung vertheidigten Feste. [5])

Für die Lage der Dinge in jener kritischen Zeit bezeichnend ist die Stellung, welche die größte und wichtigste Stadt des Ordensgebiets, eben Danzig, einnahm: sie charakterisirt zugleich die Gesinnung, welche in der danziger Bürgerschaft gegen den Landesherrn herrschte. Auch in Danzig hatte augenscheinlich die Neigung zum Abfall und zum Anschluß an Polen die Oberhand, und als ihr hervorragendster Träger erscheint der Bürgermeister Konrad Letzkau. Doch war man offenbar seiner Sache noch nicht sicher genug, um ganz offen aufzutreten, und man that daher nach der einen Seite noch seinen Unterthanenpflichten Genüge, während man nach der andern die Losreißung vom Orden betrieb. Die Vertheidiger von Marienburg wurden durch 300 von Danzig geschickte „Schiffskinder", d. h. bewaffnete Seeleute unterstützt, zugleich aber nahm man die sich der Stadt nähernden polnischen Heeresabtheilungen sofort in dieselbe auf, ja man begann Feindseligkeiten gegen die Besatzung der Ordensburg, um dieselbe zur Uebergabe zu zwingen. Ja, unter Vermittelung des verrätherischen Bischofs Johannes von Cujavien kam der danziger Bürgermeister Konrad Letzkau in das polnische Lager vor Marienburg und hatte eine geheime nächtliche Zusammenkunft mit König Wladislaw. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß es sich

dabei um die völlige Lossagung Danzigs von der Ordensherrschaft und von seiner Unterordnung unter polnische Hoheit handelte, ja vielleicht strebte Letzkau schon damals für seine Stadt nach einer ähnlich selbständigen Stellung, wie sie sie beinahe funfzig Jahre später wirklich erlangte. Welcher Art aber auch die Plane Letzkau's gewesen sein mögen, sie kamen diesmal noch nicht zur Ausführung: an dem heldenmüthigen Widerstande Heinrich's von Plauen und seiner kühnen Genossen brach die Ausdauer des polnischen Heeres, unter dem noch dazu eine verderbliche Seuche zu wüthen anfing, sodaß Witowd mit seinen Litauern abzog. Am 19. Sept. 1410 hob auch Wladislaw die Belagerung des Haupthauses auf und trat den Rückzug nach der Grenze an. Damit zerschlugen sich denn auch die Hoffnungen der vom Orden abgefallenen Städte: dieselben kehrten unter ihren frühern Landesherrn zurück. Die meisten von ihnen suchten ihre Treulosigkeit zu entschuldigen durch den unwiderstehlichen Zwang, den die polnische Uebermacht ausgeübt, und erhielten vom Orden Verzeihung. Anders war auch jetzt die Stellung des mächtigen und von einer selbstbewußten Bürgerschaft erfüllten Danzig. Auch nach dem Abzuge der in seinen Mauern befindlichen polnischen Besatzung und nach der Aufhebung der Belagerung von Marienburg kehrte Danzig nicht freiwillig unter die Herrschaft des Ordens zurück, sondern wie es erst dem Polenkönig förmlich gehuldigt hatte, beharrte es auch jetzt in ausgesprochener Opposition gegen die wiederhergestellte Ordensherrschaft und wurde daher nur durch eine verstärkte Besatzung in Unterwürfigkeit gehalten. Bei einem solchen Verhältniß konnte es nicht an Anlaß zu neuen erbitterten Streitigkeiten fehlen, zumal da die Lage des Ordens denselben zwang, an seine wieder unterworfenen Unterthanen die höchsten Anforderungen zu stellen.

Am 1. Febr. 1411 nämlich hatte Heinrich von Plauen, für seine heldenmüthige Vertheidigung der Marienburg, durch die er der Retter des Ordensstaats geworden, zum Hochmeister gewählt, mit König Wladislaw II. den Frieden zu Thorn geschlossen. Während die Gebietsabtretungen, zu denen der Orden sich darin verstehen mußte, kaum nennenswerth waren, wurde in einem besondern Vertrage dem Polenkönige für die Freilassung der zu Tausenden gemachten Gefangenen ein Lösegeld von 100000 Schock Groschen zugesichert. Die Aufbringung einer so ungeheuern Summe in dem durch den Krieg um seinen Wohlstand gebrachten Lande erschien kaum möglich. Zur Beschaffung des Geldes wurde eine allgemeine Landessteuer ausgeschrieben, welche ebenso den Bürger wie den Bauer und den Geistlichen betraf; auch konnte die ungewöhnliche Noth des Ordens so ungewöhnliche Maßregeln rechtfertigen. Während nun von allen Seiten dem freilich drückenden Steuergebot gehorcht wurde, verweigerte Danzig, das durch den Krieg verhältnißmäßig am allerwenigsten gelitten hatte, entschieden die Zahlung der Abgabe. Die ohnehin noch vorhandene Spannung zwischen den danziger Bürgern und dem Orden wurde noch erbitterter und entlud sich in fortwährenden Streitigkeiten. Die Danziger verstärkten ihre Befestigungswerke gegen die Ordensburg und pflanzten Geschütze gegen dieselbe auf. Damit kam es zu einem förmlichen Kriege zwischen der Stadt und dem Orden: der Hochmeister befahl die Sperrung der Weichsel, er ließ den Stapel nach Elbing verlegen und hinderte von der Land- und Wasserseite her jede Zufuhr, während er zugleich auf alle danziger Güter, deren man habhaft werden konnte, Beschlag legen ließ. Diese energischen Maßregeln brachen den Widerstand der trotzigen Bürgerschaft. Aber die Ruhe war nur von kurzer Dauer, denn unter Leitung Konrad Letzkau's kamen die Danziger bald

wieder auf ihre frühern Unabhängigkeitsgelüste zurück, und schon im Februar 1411 erneuerte sich bei Gelegenheit der Rathswahl zwischen der stolzen Stadt und dem Comthur der danziger Ordensburg, Heinrich von Plauen dem Jüngern, einem Bruder des Hochmeisters, der Streit mit gesteigerter Heftigkeit. Die feindselige Stimmung wurde dadurch nicht gebessert, daß auf einer Zusammenkunft mit den Vertretern der Städte zu Osterode die Gesandten Danzigs ihre Weigerung, den allgemeinen Schoß zu zahlen, in der schroffsten Weise wiederholten. Vergeblich wandte sich der staatskluge Heinrich von Plauen in einem milden und versöhnlichen Schreiben an die Bürgerschaft: der Conflict war inzwischen von den leitenden Persönlichkeiten in der Stadt, sei es mit, sei es ohne Wissen der Bürgerschaft, noch verschärft und unmittelbar bis zu einem gewaltsamen Ausbruch geführt worden, indem der Rath dem Ordensvogt zu Dirschau in einem förmlichen Absageschreiben Fehde angekündigt hatte. Augenscheinlich war es nur eine Partei, welche diesen entscheidenden und für die Urheber so verhängnißvoll ausgehenden Schritt gethan hatte, und alles spricht dafür, daß nicht der ganze Rath darum gewußt und diese Maßregel auch nicht der Gesinnung der gesammten Bevölkerung entsprochen hat. Der danziger Comthur nämlich, dem jener Fehdebrief mitgetheilt wurde, lud den Rath zu sich auf die Ordensburg. Auf seine Frage nach der Betheiligung an jenem Schritte offener Rebellion leugneten fast alle Rathsherren jede Mitwissenschaft, und nur vier, an ihrer Spitze Konrad Letzkau, bekannten sich keck als die Verfasser und Absender des Schreibens, ja sie ließen offen durchblicken, daß sie bei nächster Gelegenheit die Ordensherrschaft los zu werden und die Besatzung mit dem Comthur zu verjagen hofften, „wie Füchse aus ihren Löchern“. Einige der auf der Burg erschienenen Rathsherren trugen verborgene Waffen

bei sich; man fand solche bei der angeordneten Untersuchung bei den beiden Bürgermeistern Konrad Letzkau und Arnold Hecht sowie den Rathsherren Bartholomäus Groß, Letzkau's Schwiegersohn, und Tiedemann Hurter. Diese vier haben wir daher auch mit vieler Wahrscheinlichkeit als diejenigen anzusehen, welche mit allem Eifer die Losreißung Danzigs vom Orden betrieben und auch, nachdem die Aussicht auf polnische Hülfe geschwunden war, ihre verrätherischen Plane nicht fallen ließen. Letzkau, Hecht und Groß wurden dafür auf der Ordensburg hingerichtet, Hurter dagegen kam mit dem Leben davon.

Diese so einfachen, ihrem innern Zusammenhange und Verlauf nach so klaren und übersichtlichen Vorgänge sind freilich späterhin in ein ganz anderes Licht gerückt worden und in einer Weise umgestaltet, die eben nur aus dem leidenschaftlichen Hasse der Danziger gegen die später noch viel schwerer empfundene Ordensherrschaft entsprungen sein kann. Zu einer Zeit nämlich, wo die Beschwerden Danzigs und der übrigen preußischen Städte gegen das Willkür=regiment und die Bedrückungen des Ordens wirklich be=gründet waren und wo sich der seit Jahrzehnten aufgesam=melte Haß in jenen furchtbaren Kämpfen entlud, welche die Blüte und Macht des Ordens für alle Zeiten brachen, erschienen Konrad Letzkau und seine Mitschuldigen freilich nicht mehr als Abtrünnige und Hochverräther gegen ihren rechtmäßigen Landesherrn, sondern als die ersten Vertreter der freiheitlichen Richtung, welche später in Danzig den Sieg davontrug und die Stadt als Republik unter polnische Schutzhoheit führte. Der Tod Letzkau's und seiner beiden Genossen war nun nicht mehr die Sühne für begangenes Unrecht, er war ein Martyrium; nicht den Tod des Ver=brechers erblickte man nun darin, sondern den Opfertod edler Patrioten für die Freiheit. War aber so einmal der

ganze Standpunkt, von dem aus man das in Rede stehende Ereigniß beurtheilte, ein anderer geworden, so konnte nun eine mythenhafte Umbildung des factischen Sachverhalts in der Tradition nicht ausbleiben. Auf diese Weise entstand später von dem Ende Letzkau's eine Darstellung, in der eigentlich nicht weniger als alles erfunden oder doch in ganz parteiischem Sinne gefärbt ist. Aus der Thatsache, daß der Orden die Steuerkräfte seiner Unterthanen im Drange der Noth übermäßig anspannte, macht diese spätere Tradition eine lange Reihe der schreiendsten Rechtsverletzungen und Gewaltthätigkeiten von seiten des Ordens. Statt des Abfallsversuchs nach der tannenberger Schlacht Erwähnung zu thun, weiß diese sagenhafte Erzählung zu berichten von den hervorragenden Diensten, die Konrad Letzkau in jener Zeit der Gefahr dem Orden geleistet, läßt sie ihn und seine Genossen fallen als Opfer finstern Verraths und ruchlosen Meuchelmords, und malt bis in das kleinste Detail die Grausamkeit und die barbarische Rachsucht des Ordenscomthurs und seiner Helfershelfer aus; auch sucht sie in ziemlich ungeschickter Weise und so daß sie oft mit dem chronologisch Feststehenden in Widerspruch geräth, mit dem Ende Letzkau's die localen Sagen zu verflechten, die sich an einzelne, zum Theil noch erhaltene danziger Bauwerke anknüpfen. Daß eine solche halb unwillkürlich, halb aus absichtlicher Entstellung entstandene Darstellung vom Ende Konrad Letzkau's späterhin gläubige Hörer und Weiterverbreiter fand, ist ja ganz erklärlich bei den bittern Erinnerungen, welche sich in Danzig an die letzten Zeiten der Ordensherrschaft erhalten hatten, und es konnte so sehr leicht geschehen, daß ein auf ganz andern Grundlagen beruhendes und daher auch nach ganz andern Gesichtspunkten zu beurtheilendes Ereigniß doch mit diesem erst durch die Folgezeit gegebenen Maßstabe gemessen wurde. Jedenfalls aber erweisen die spätern danziger

Geschichtschreiber dem Konrad Letzkau zu viel Ehre, wenn sie ihn zu einem Märtyrer der Freiheit stempeln und sein Ende als einen des Ruhms der Nachwelt werthen Opfertod hinstellen wollen; eine unbefangenere Prüfung des Sachverhalts kann nur zu dem Schlusse kommen, daß damals Letzkau gegen den Orden als Verräther gehandelt und mit seinen Mitschuldigen auch als solcher geendet hat.[6])

Daß es sich mit der Unschuld Letzkau's nicht so verhalten, wie die Tradition berichtet, geht am deutlichsten mit aus dem hervor, was unmittelbar nach der Hinrichtung der drei Rathsherren geschah. Die Gesandtschaft, welche die Danziger auf die Kunde von dem auf der Burg Vorgefallenen an den Hochmeister schickten, ließ dieser statt aller Antwort sofort festnehmen und ins Gefängniß werfen. Diese Strenge wirkte: Danzig ließ von seinen Aufruhrversuchen ab, unterwarf sich dem Orden von neuem und erhielt auf die dringende Fürbitte der Vertreter der übrigen Städte und des Adels vom Hochmeister Begnadigung und Erlaß der eigentlich verwirkten Strafe. Doch mußte Danzig von dem auf das ganze Land ausgeschriebenen Schoß allein nicht weniger als 14000 Schock Groschen zahlen; auch die communale Freiheit der Stadt wurde verkürzt, indem der Rath abgesetzt und ein neuer gebildet wurde, dessen Mitglieder der Hochmeister selbst ernannte. Auch der neue Bürgermeister wurde von dem Hochmeister einfach ernannt und zugleich festgesetzt, daß auch künftig der zu diesem Posten vom Rath Erwählte der Bestätigung durch den Hochmeister bedürfe. Daß das Auftreten Letzkau's für die von ihm geleitete Stadt solche Folgen hatte, kann über die Natur und die Berechtigung seiner Plane keinen Zweifel mehr lassen.

Die nächsten Jahre nach dem tannenberger Unglückstage waren wie für das ganze Ordensland so auch für die Stadt Danzig sehr schwere. Ein Steuerausschreiben folgte dem

andern; selbst von den schwimmenden Gütern wurde bald der zwölfte Pfennig erhoben und damit auch der Handel von der allgemeinen Calamität schwer getroffen. Danzigs erneute Weigerung hatte keinen Erfolg, auch die Bemühungen bei dem Hochmeister um Erleichterung der Abgabe führten keine Aenderung herbei. Um die allgemeine Noth noch zu steigern, dauerten auch die Feindseligkeiten der Polen fort, weil die Ansprüche derselben durch die langsame und unpünktliche Zahlung der fälligen Summen nicht befriedigt wurden. Auch als 1414 der allzu kühn und rücksichtslos reformirende Heinrich von Plauen des Hochmeisteramtes beraubt und nach dem einsamen Lochstädt in Haft gebracht war, vermochte der Führer seiner Feinde und sein Nachfolger Michael Küchmeister von Sternberg nicht, der Noth des Landes abzuhelfen, welche zur Zeit des mit Polen geführten sogenannten Hungerkriegs ihren höchsten Grad erreichte. Dazu kam innerer Hader der verschiedensten Art. Wegen Theilnahme des Bischofs von Leslau an den von Polen geübten Feindseligkeiten führte der danziger Comthur die Bürger gegen das über der Stadt auf dem Bischofsberge erbaute steinerne Haus des Bischofs und gab durch Zerstörung desselben den Danzigern Gelegenheit, ihrem Haß gegen die bevorzugten bischöflichen Fabrikanten und Handwerker freien Lauf zu lassen. Das Strafurtheil freilich, welches der Bischof von dem päpstlichen und polnischen Hofe erwirkte, ist niemals zur Ausführung gelangt.

Auch von den religiösen Stürmen, welche seit dem Auftreten des Johann Huß und dem Aufwogen der hussitischen Bewegung in Böhmen sich nach allen Seiten hin fortpflanzten, blieb Danzig nicht verschont. In dem Orden selbst zählte man bald viele Anhänger der neuen Lehre; dadurch wol ermuthigt kam der hussitisch lehrende Doctor Pfaffenhofer mit zahlreichen Schülern nach Danzig und fand namentlich

unter den Gebildeten schnell Anklang. Daher suchten die Dominicanermönche ihren Einfluß auf die Masse des niedern Volks gegen ihn geltend zu machen, und es gelang ihren Hetzereien und Aufreizungen bald, die ganze Stadt in Gärung und Unruhe zu versetzen. Daß der Hochmeister für die Hussiten Partei nahm und den Dominicanern jede Agitation streng untersagte, steigerte die Aufregung der fanatisirten Menge nur noch mehr. Als der Hochmeister persönlich nach Danzig eilte, fiel die Entscheidung des von ihm gehaltenen Generalkapitels gegen die hussitisch Gesinnten aus, deren Unterdrückung beschlossen wurde. Ja so vollständig war der Sieg der streng Rechtgläubigen, daß der Befehl erging, alle Chroniken des preußischen Landes einer Censur zu unterwerfen, durch welche diese letzten Vorfälle und die Fortschritte der hussitischen Lehre im Ordenslande der Kenntniß der Nachwelt entzogen werden sollten, oder dieselben gänzlich zu vernichten. Es ist dies ein interessantes Beispiel despotischer Censur und einer Willkür, zu der ein Seitenstück zu liefern erst spätern Zeiten vorbehalten blieb. Ein solches Verfahren konnte denn auch die Ruhe natürlich nicht herstellen; der innere Hader und die Parteikämpfe dauerten fort und entluden sich mehrfach in rohen Gewaltthaten und zügellosen Tumulten des aufgeregten Volks. 1416 kam es zu einem förmlichen Aufstande gegen den harten Bürgermeister Gerhard von der Becke, den man beschuldigte, mit dem Orden gegen die Freiheiten der Stadt zu intriguiren. Der Bedrohte mußte fliehen, sein Haus wurde zerstört und geplündert, die einschreitenden Rathsherren verjagt, selbst der Hochmeister, der den Tumult zu beschwichtigen herbeieilte, entging nur durch die Flucht der Wuth der Massen, welche auch die Ordensburg niederzureißen begannen. Zwar unterwarf sich die Stadt, nachdem der erste Eifer verraucht war, freiwillig, aber sie entging der

strengen Strafe nicht: es wurden nicht blos die Verjagten zurückgerufen und für die ihnen zugefügten Verluste entschädigt, sondern von den Hauptschuldigen endeten 18 auf dem Schaffot und mußten 14 in die Verbannung gehen; die Innungen und Zünfte der Handwerker aber, welche an diesem Aufstande besonders betheiligt waren, wurden des ihnen bisher zustehenden Rechts der Selbstverwaltung beraubt und unter strenge Aufsicht gestellt.

Das Unglück Danzigs wurde noch durch andere Ereignisse gesteigert. Drei furchtbare Feuersbrünste legten 1425 einen großen Theil der Stadt in Asche, eine verzehrte namentlich die Speicher, die den ganzen Waarenreichthum der danziger Handelsherren bargen. Wiederholt thaten unerhört strenge Winter, in denen die Ostsee ganz zufror, dem Handel und dem Ackerbau den schwersten Schaden. Ueberschwemmungen und dann folgende Gluthitze im Sommer erzeugten eine verheerende Seuche, welche Tausende von Opfern forderte. Dazu kam dann, um das Unglück der mit dem ganzen Lande schwer heimgesuchten Stadt vollzumachen, die Erneuerung des Kriegs zwischen dem Deutschen Orden und Polen im Jahre 1431. Im Dienste des Polenkönigs brachen 1433 wilde Hussitenscharen in Preußen ein; namentlich in Pomerellen hausten sie furchtbar: die rauchenden Trümmer von Pelplin, Dirschau, Oliva bezeichneten den Weg der barbarischen Horden, welche nach der Niederbrennung auch der danziger Vorstädte von ihrem Lager auf dem Bischofs- und Hagelsberge die Stadt selbst mit Plünderung und Mord bedrohten. Der nächtliche Ueberfall aber, durch den eine kleine Heldenschar den Hussiten schwere Verluste beibrachte, ohne dadurch selbst dem Untergange zu entrinnen, rettete Danzig; die Hussiten zogen nach Weichselmünde, zerstörten das dort erbaute starke Blockhaus, gingen bis an das Gestade der Ostsee und traten unter Greueln und

Verwüstungen den Rückweg an, prahlend, nur die Fluten des Meeres hätten ihrem Siegeslaufe Einhalt geboten.

In diesen Zeiten der Noth, wo inneres und äußeres Unglück über das preußische Land hereinbrach, machte sich die Misregierung des zur Lösung seiner Aufgaben immer unfähiger erscheinenden Ordens auf das schmerzlichste fühlbar. Immer neue Opfer, immer höhere Leistungen wurden von den Städten und dem Adel gefordert, ohne daß irgendeine Frucht davon ihnen selbst zugute gekommen wäre; das Mark des schon so erschöpften Landes wurde ausgesogen, der Wohlstand der Handelsstädte zu Grunde gerichtet, um die Herrschaft einer ritterlich-kirchlichen Genossenschaft aufrecht zu erhalten, deren Stellung zu ihrem ganzen Wesen in einem unlösbaren Widerspruch stand, die sich überlebt hatte und nicht mehr eine Vorkämpferin christlicher und deutscher Cultur, sondern eine Versorgungsanstalt für die jüngern Söhne der deutschen Adelsgeschlechter war. Zuerst hatte sich bei dem in Preußen eingewanderten und angesiedelten deutschen Adel eine entschiedene Opposition geregt, welche in der Gründung des Eidechsenbundes einen festen Mittelpunkt und die Anfänge einer planmäßigen Organisation erhielt. Die Städte folgten dem Beispiele des Adels; namentlich beanspruchten sie bei denjenigen allgemeinen Landesangelegenheiten, durch die gerade ihre Steuerkraft in Anspruch genommen wurde, wenigstens um ihre Meinung gefragt zu werden, und je mehr die Kraft des Ordens sank und er auf die thätige Hülfe seiner Unterthanen angewiesen wurde, um so nachdrücklicher erhoben die Adelichen und die Städte diese Forderung und machten dieselbe denn auch schließlich mit Erfolg geltend. So entstanden seit 1428 die Anfänge des sogenannten Landraths: Abgeordnete des Adels und der Städte sollten jährlich einmal berufen, über die allgemeinen Landesangelegenheiten befragt werden und die-

selben gemeinschaftlich mit den Vertretern des Ordens und der Geistlichkeit durch ihre Beschlüsse erledigen und dem allgemeinen Interesse entsprechend ordnen. Gegen den Willen der Mehrzahl der Ordensmitglieder hatte der milde und einsichtsvolle Hochmeister Paul von Rußdorf in dieses Zugeständniß gewilligt. Die neue Einrichtung aber erwies sich bald als ihrem Zwecke nicht entsprechend, denn die Gewaltthaten einzelner Ordensbeamten, die Willkür und der Uebermuth der Mehrzahl der Ordensritter waren damit um nichts gebessert oder beschränkt. Daher vereinigten sich 1440 unter Leitung von Danzig und Elbing mehrere Städte zu gemeinsamen energischen Schritten bei dem Orden. Dieser aber war zu keiner Nachgiebigkeit zu bestimmen, ja Paul von Rußdorf gerieth, als er in Marienburg zum Einlenken mahnte, durch die heftige Widersetzlichkeit der Ritter beinahe in Lebensgefahr und mußte nach Danzig fliehen. Aber auch die dort von ihm persönlich geführten Unterhandlungen mit der danziger Bürgerschaft stellten keinen Ausgleich her, und die Mehrzahl der preußischen Städte sowie der Landadel einigten sich 1440 zu Marienwerder in dem preußischen Städtebund, dessen Zweck ausgesprochenermaßen gemeinsame Vertheidigung ihrer Rechte gegen die Uebergriffe des Ordens war und der zunächst zur Einführung eines allgemeinen Landgerichts führte; da in diesem aber den Städten und dem Adel von 22 Stimmen allein 18 zustanden, dem Orden also nur 4 blieben, so wurde der letztere thatsächlich ganz beiseitegeschoben und die in dem Bunde geeinigten Städte und Adelichen traten beinahe selbständig auf. Daß es nicht schon jetzt zum Kampfe kam, verdankte man dem milden und versöhnlichen Sinne des neuen Hochmeisters Konrad von Erlichshausen: indem er den Bund fürs erste anerkannte und nur auf dem Wege der Güte seine Auflösung zu erlangen suchte und sich möglichst bemühte, jeden

Anlaß zu Streit zu beseitigen, gelang es ihm eine kurze Zeit verhältnißmäßigen Glücks für das tieferschöpfte Ordensland herbeizuführen. Mit Konrad's Tode aber brach das Verhängniß, das er nur zu verzögern, nicht aber abzuwenden vermocht hatte, in seiner ganzen Schwere herein. Dabei wiederholten sich in merkwürdiger Weise die Vorgänge, welche die Unglückszeit der tannenberger Schlacht eingeleitet hatten. Gegen den Wunsch Konrad's wurde 1449 sein gewaltthätiger Neffe, Ludwig von Erlichshausen, zum Hochmeister gewählt; er richtete, in Uebereinstimmung mit der Gesinnung der Mehrzahl der Ordensmitglieder, sein ganzes Streben darauf, den marienwerderer Städtebund aufzulösen und die beginnende Selbständigkeit der Städte und des Adels von Grund aus zu vernichten: bei dem Papste, dem Kaiser, den deutschen Fürsten begann er zu intriguiren. Mit Mäßigung und Einmüthigkeit traten dem die Mitglieder des Bundes entgegen, und wirklich bestätigte Kaiser Friedrich III. denselben und gestattete seine Versammlungen. Bald veranlaßte die Ausschreibung einer Bundesabgabe neuen Streit, der Hochmeister klagte bei dem Kaiser und wußte durch Intriguen und Verrath die Stimmung in Wien für sich zu gewinnen; im October 1453 erging der kaiserliche Urtheilsspruch, der den Bund zur Auflösung und zur Zahlung einer ungeheuern Buße von 600000 Dukaten und 300 seiner Hauptleiter zum Tode verdammte.

Damit war der entscheidende Schritt geschehen. Schon hatte der Bund insgeheim mit König Kasimir IV. von Polen angeknüpft und ihm durch eine Gesandtschaft die Herrschaft über Preußen angetragen. Jetzt erfolgte der Abschluß: geleitet von dem Haupte des Eidechsenbundes, Hans von Baisen, „dem einäugigen Basilisk“, sagten sich die preußischen Städte, obenan Danzig, von der Ordensherrschaft los und begaben sich unter den Schutz des Königs von Polen.

Ueberall erhoben sich nun gegen den Orden seine geknechteten Unterthanen, allgemein und einmüthig war der Abfall, den die Unzuverlässigkeit und Feigheit der meisten Ordensbeamten noch beförderte. Auch der danziger Comthur, Konrad Pfersfelder, räumte gleich beim Ausbruch des Aufruhrs feig die seiner Obhut anvertraute Burg, ja er rieth abziehend selbst den Bürgern, dieselbe zu zerstören.

Danzig, die mächtigste von den preußischen Städten, nahm auch an dem nun entbrennenden furchtbaren Kampfe einen hervorragenden Antheil. Danziger Scharen unterstützten den Polenkönig, der bei seinem Einrücken in das sich ihm freiwillig unterwerfende Land als Befreier begrüßt wurde, bei der Belagerung der festen Marienburg, welche auch diesmal ohne Ergebniß blieb. Als aber auch Kasimir von der unbezwungenen Feste abziehen mußte, beschwichtigte er den Mismuth der Danziger, indem er den schon längst gesteigerten Groll derselben gegen die Jungstadt frei gewähren ließ und ihnen dieselbe zur gänzlichen Zerstörung preisgab. Die Begünstigung, welche die Jungstadt vom Orden erfahren, hatte schon lange den Haß der Alt- und Rechtstädter gegen dieselbe wach gerufen, und die hohe Handelsblüte, deren sich dieselbe erfreute, steigerte diese feindselige Gesinnung nur noch. Dem Polenkönig war es bequem, den Mismuth der Danziger über seinen erfolglosen Zug so abzulenken und denselben sich in einer ihm selbst durchaus unschädlichen Richtung entladen zu lassen, indem er die beneidete und angefeindete Jungstadt ihnen als Opfer preisgab. Die Danziger, deren Haß gegen den Orden durch den Ausbruch des Kampfes noch mehr erregt war, fielen nach dem Abzug Kasimir's über die ausgedehnte, reiche und blühende Jungstadt her und zerstörten dieselbe im Januar 1455 gänzlich. Die unglücklichen Bewohner wurden jenseit der Mottlau auf Langgarten, Mattenbuden und Schäferei

angesiedelt. So gründlich wurde das Werk der Zerstörung ausgeführt, daß die Jungstadt niemals wieder aufgebaut wurde und kaum noch Trümmerhaufen einer spätern Zeit den Ort bezeichneten, wo sie ehemals gestanden. Erst 1683 und 1698 fand man bei Anpflanzungen und Erdarbeiten vor dem Olivaer Thore Reste des Steinpflasters und Gebäudefundamente der ehemaligen Jungstadt, und noch 1725 wurden die Reste eines Kanals entdeckt, der die Jungstadt durchzogen und nach der Weichsel geführt haben muß.

II.

Zwölf Jahre hindurch blieb das einst so reiche und blühende preußische Land der Schauplatz eines Kriegs, in dem alle Greuel des Bürgerkriegs mit dem Schrecken einer wüsten Söldnerwirthschaft sich vereinigten. Vergeblich strengte der Deutsche Orden alle Kräfte an, ein Platz nach dem andern ging verloren; der Geldmangel verursachte Streit mit den Söldnerscharen, die man anwerben mußte; die Burgen des Landes, selbst des Ordens Haupthaus, mußten diesen wilden Gläubigern verpfändet werden und wurden von ihnen, als der Einlösungstermin verstrich, an die Polen gegen Geld ausgeliefert. Ueberall, wo er noch zu kämpfen suchte, traf den Orden Schlag auf Schlag: erst am 19. Oct. 1466 kam der zweite Thorner Friede zum Abschluß, durch den Danzig und Thorn Freie Reichsstädte unter polnischem Schutze wurden, der Orden Westpreußen an Polen abtrat und für Ostpreußen dem König von Polen die Lehnshuldigung leistete.

So ging auch Danzig aus dem grauenvollen Kriege in ganz neuen Verhältnissen hervor, innerlich und äußerlich vollständig verändert. Jetzt geschah dem ungestümen Freiheitsdrange der stolzen danziger Bürger hinreichend Genüge

und sie erfreuten sich einer hoffnungsvollen republikanischen Selbständigkeit. Dieselbe war freilich mit schweren Opfern erkauft: 2000 danziger Bürger waren in dem zwölfjährigen Kriege gefallen; zum Unterhalte ihrer Söldner und zur Bestreitung der Kriegsbedürfnisse hatte die Stadt Schulden machen und ihre Einkünfte verpfänden müssen; innere Unruhen und Parteikämpfe waren in einer so stürmischen Zeit nicht zu vermeiden gewesen. Die zeitweilige Verzagtheit der Danziger hatte die Partei, die dem Orden anhing, mit neuem Muthe erfüllt: so büßte der Syndikus Martin Kogge seine Bemühungen, die Stadt wieder in die Gewalt des Ordens zu bringen, 1465 mit dem Tode; ebenso endete ein Jahr darauf Gregor Koch, das Haupt einer Verschwörung, welche verkleidete Ordensknechte in die Stadt einlassen, 50 zum voraus bezeichnete Rathsherren und Bürger ermorden und die Ordensherrschaft herstellen wollte. Auf der andern Seite aber war auch der Gewinn, den Danzig gemacht, hoch anzuschlagen: der bedeutendste bestand darin, daß die Bürgerschaft das Gefühl und das Bewußtsein ihrer Kraft bekommen hatte, ein unternehmungslustiger Thatendrang in ihr sich zu regen begann, der die gewerbliche Geschäftigkeit und den Handel nur in der günstigsten Weise beeinflussen konnte. Auch war als beste Stütze der neuen Selbständigkeit gerade während des großen Krieges die Seemacht der Stadt erkannt worden: in jener siegreichen Schlacht auf dem Frischen Haff, wo die 24 Schiffe starke Ordensflotte genommen war, hatte Danzig sich ein Anrecht auf den Rang einer Seemacht erworben.

Aber erst die ganz neuen Verhältnisse, welche durch die glückliche Beendigung des Krieges geschaffen waren, boten Gelegenheit, die damals gelegten Keime sich entfalten und Frucht tragen zu lassen. Gleich nach der freiwilligen Unterordnung unter polnische Schutzhoheit hatte Danzig vom

König Kasimir IV. ein Privilegium erhalten, durch welches sein Gebiet durch die Frische Nehrung bis zu dem Dorfe Steegen vergrößert und all seine früher erworbenen Rechte und die soeben erlangte republikanische Freiheit bestätigt wurden, wogegen die Stadt dem Könige einige ehemalige Comthureigüter überließ und sich zur Zahlung von 2000 Dukaten jährlich und dazu verpflichtete, dem Könige und seinem Gefolge, wenn er nach Danzig komme, drei Tage lang Wohnung, Stallung und Bewirthung zu gewähren. Schon 1457 besuchte Kasimir IV. Danzig und wurde mit den glänzendsten Ehrenbezeigungen und rauschenden Festlichkeiten empfangen; die Stadt erwirkte sich von ihm ein zweites Privilegium, durch welches ihr das Münzrecht und dem Rathe die Gerichtsbarkeit in See= und Handelssachen zuerkannt wurde. Jetzt hatte auch die bisher bestehende Theilung der Stadt ein Ende und an die Spitze der gesammten Verwaltung und Regierung der nun einheitlichen Stadt trat der Rath der bisherigen Rechtstadt und unter dessen Oberaufsicht kam auch der allein fortbestehende Rath der Altstadt.

Trotz dieser glänzenden äußern Vortheile hatte die neue Stellung Danzigs, wie sich bald zeigte, auch ihr Bedenkliches. Denn es war nur natürlich, daß Polen danach strebte, die der Stadt im Drange der Noth eingeräumten Sonderrechte allmählich aufzuheben und Danzig in die Stellung herabzudrücken, welche die übrigen Städte des Landes innehatten. Die unvermeidliche Folge davon war, daß zwischen Danzig und dem polnischen Hofe bald eine stets wachsame Eifersucht herrschte und oft kein Theil dem andern recht traute. Außerdem aber hatte Danzig durch seine bevorzugte Stellung auch den Neid und die Misgunst der andern preußischen Städte erregt, und da es an Anlaß zu Hader niemals fehlte, so trat auch in dieser Richtung eine Entfremdung ein und die frühern Beziehungen erkal=

teten, sodaß, wenn auch der preußische Städtebund noch bestand, Danzig doch innerhalb desselben eine ziemlich isolirte Stellung einnahm. Doppelt gefährlich aber zeigten sich die neuen Verhältnisse späterhin, als die Polen anfingen, die deutsche Nationalität in Westpreußen zu bekämpfen und Danzig, schon weil es eine durch und durch deutsche Stadt war, auf alle Weise nachstellten.

Auf die Beendigung des Städtekriegs, welcher Preußens Wohlstand so gänzlich gebrochen hatte, daß man ohne Uebertreibung behaupten kann, das Land habe selbst heute, nach beinahe einem Jahrhundert neuer sorgfältiger deutscher Cultur, noch nicht den Zustand wieder erreicht, in dem es vor dem Ausbruch des furchtbaren Kampfes sich befunden, folgten zunächst für Danzig drei Jahrzehnte des Friedens und damit eines frischen und freudigen, wenn auch nicht ganz ungestörten Aufblühens.[7]) Den preußisch-polnischen Angelegenheiten gegenüber hielt Danzig damals streng an den Bestimmungen des zweiten Thorner Friedens fest; daher blieb es auch neutral während des sogenannten Pfaffenkriegs, der 1472—80 geführt wurde, weil Polen statt des vom Domkapitel zum Bischof von Ermeland gewählten Nikolaus von Thüngen einen polnischen Geistlichen zu dieser Würde erheben wollte, und der mit der Anerkennung Thüngen's, der dagegen dem Polenkönig huldigte, sein Ende erreichte. Trotz dieses entschieden neutralen Verhaltens war die Stellung Danzigs zu Kasimir IV. eine zweifelhafte. Während nämlich das Volk dem König und dessen Verheißungen unbedingten Glauben schenkte, meinte der Rath vor den Intriguen desselben auf der Hut sein zu müssen und schloß sich ihm keineswegs in allen Fragen offen an. Insgeheim und ohne Vorwissen der Bürgerschaft verweigerte er ihm 1485 die erbetene Geldhülfe zum Kriege gegen die Türken und gab erst nach dreijährigem Verhandeln nach,

blos um nicht durch die Bereitwilligkeit des preußischen Adels und der kleinen Städte in eine ganz vereinsamte Stellung gedrängt zu werden. Dazu aber war Gefahr vorhanden, zumal da Danzig, mit den nächst ihm bedeutendsten Städten Thorn und Elbing durch Handelsstreitigkeiten in häufigem Zwiste und daher verfeindet, auch an dem von jenen zumeist beeinflußten Städtebunde keinen rechten Antheil nahm, vielmehr seine Angelegenheiten gewöhnlich mit Umgehung des Bundes bei dem polnischen Hofe unmittelbar durch seine eigenen Geschäftsträger führte.

Sehr viel freier nnd glänzender als in seinen Beziehungen zu Preußen und Polen entwickelte sich Danzig in den ersten Jahrzehnten nach Abschüttelung der Ordensherrschaft in seinem Verhältniß zu dem Auslande. Die Grundlage der höchst merkwürdigen Stellung, welche Danzig in dieser Rücksicht einnahm, war seine Zugehörigkeit zu dem deutschen Hansabunde, der eben gegen Ende des 15. Jahrhunderts seine höchste Macht und Bedeutung gewann, wenn auch schon von mehrern Seiten her mit allem Nachdruck gegen die thatsächlich geschehene Monopolisirung des Handels zu Gunsten der Hanseaten aufgetreten und auf die Beseitigung derselben hingearbeitet wurde. Vielfacher und sehr verschiedenartiger Natur sind die Verhältnisse, in welche Danzig als Hansastadt und später als Vorort des preußisch-livländischen Quartiers zu den auswärtigen Mächten trat. So groß die Vortheile auch sein mochten, welche diese Stellung mit sich brachte, so fehlte es auch nicht an den ihnen entgegenzustellenden Nachtheilen, namentlich erlitt auch Danzig schwere Verluste dadurch, daß auswärtige Mächte, die mit einer Hansastadt in Streit geriethen, sich mit ihren Repressalien an alle Mitglieder des Bundes ohne Ausnahme zu halten pflegten und daher in vielen Fällen auch die ganz Unbetheiligten schwer getroffen wurden.

Der Handel, der von Danzig aus getrieben wurde, war ein außerordentlich umfangreicher und beschränkte sich keineswegs auf die Ostseeländer; selbst nach Lissabon gingen danziger Schiffe, um ihre reichen Holzladungen gegen Salz umzutauschen; San-Jago di Compostella und die spanische Factorei in Brügge sowie die Westküste von Frankreich gehörten ebenfalls in das Gebiet, welches die regelmäßigen Unternehmungen der danziger Kaufherren umfaßten; auch an dem lebhaften Handel, den die Hanseaten, durch alte Privilegien geschützt, mit England trieben, waren die Danziger stark betheiligt. Aber eben um jene Zeit suchte man in England die ausschließlich den Hansastädten eingeräumten Vorrechte zu beseitigen, und die daraus entspringende Spannung fand auch von andern Seiten her vielfach Nahrung. Einmal nämlich erlitten die Hanseaten und mit ihnen die Danziger viele empfindliche Verluste durch die Seeräuberei, welche während der großen englisch-französischen Erbfolgekriege an den Küsten Englands und Frankreichs getrieben wurde. Das Uebelwollen, dem sie jetzt in England begegneten, suchten die Danziger zu vergelten, indem sie gegen die englischen Kaufleute, welche sich widerrechtlich in Danzig angesiedelt, aber bisher Duldung gefunden hatten, mit aller Strenge einschritten. Endlich kam die Feindschaft zu offenem Ausbruch infolge der Weiterungen, die dadurch hervorgerufen wurden, daß Dänen mit danziger Schiffen Seeraub getrieben hatten. Als Danzig, an dem Vorfalle unschuldig, die geforderte Genugthuung verweigerte, ließ König Eduard IV. 1468 alle deutschen Waaren in dem hanseatischen Stahlhofe zu London mit Beschlag belegen. Ein sechsjähriger Seekrieg kam zum Ausbruch, in welchem Danzig seinen Ruhm als Seemacht begründete und befestigte. Unter der Führung des Paul Beneke fochten danziger Schiffe glücklich gegen englische: in dem wechselvollen und abenteuerlichen Raubkriege

machten die Danziger glänzende Beute, namentlich nahm Beneke mit dem „Peter von Danzig" das berühmte brügger Bild vom Jüngsten Gericht, noch heute der werthvollste Kunstschatz, den Danzig in seinen Mauern birgt, und die schönste Zierde der Marienkirche. Erst 1474 kam zu Utrecht der Friede zu Stande; den Hanseaten wurden die ihnen in England zustehenden Privilegien und Handelsfreiheiten bestätigt und erweitert, und außerdem erhielten sie Genugthuung und reichen Schadenersatz. Damit nahm der Handel einen neuen Aufschwung und in Menge führten die Danziger Holz und Getreide nach den englischen Häfen, um mit reichen Ladungen von Wollzeugen und Metallen heimzukehren. Noch einmal wurde zwar die Eintracht gestört, und eine endgültige Regelung der obschwebenden Streitfragen erfolgte erst 1491 zu Antwerpen, wo namentlich die Rechte genau bestimmt wurden, die den in Danzig Handel treibenden Engländern zustehen sollten.

Noch bunter und reizvoller ist das Bild, welches das Innere Danzigs in dieser Periode uns darbietet. Daß ein so furchtbarer Krieg, wie Danzig ihn zwölf Jahre lang durchgefochten hatte, nicht ohne tiefgreifende, zum Theil höchst verderbliche Folgen sein konnte, liegt auf der Hand. Die entsittlichenden Wirkungen des Kriegs erkennen wir in der Zügellosigkeit, der Neigung zu Streit und Gewaltthat, die uns überall begegnen. Auch nach der Wiederkehr des Friedens gefielen sich viele in einem Leben nach Art der Söldner und Krieger, und Völlerei und Ausschweifung waren häufig gerügte Laster. Daneben machten sich aber auch alle die guten Eigenschaften geltend, welche Zeiten wie die des Städtekriegs in einer thatkräftigen Bürgerschaft erwecken mußten. Nur der patriotischen Opferfreudigkeit der Mehrzahl seiner Bewohner hatte Danzig die Freiheit und die wichtige Stellung zu verdanken, deren es nach der

Brechung der Ordensherrschaft sich erfreute, und deren Weiter-entwickelung und Bewahrung die vornehmste Pflicht der jüngern Generationen war.

Schon in seiner veränderten äußern Gestalt drückte sich die Wandlung aus, welche Danzig durchgemacht hatte. Die früher nur nothdürftig befestigte Rechtstadt wurde mit verstärkten Befestigungswerken versehen und namentlich mit starken, überwölbten Thoren. Die Mauern und Wälle wurden bald auch auf die Altstadt und die im Laufe der Zeit entstandene Vorstadt ausgedehnt. Der selbstbewußten Abgeschlossenheit der auf ihre junge Freiheit stolzen Stadt entsprach der thatkräftige, gesetzmäßige, pflichttreue Sinn, der die gute und tüchtige Mehrheit ihrer Bewohner erfüllte, ihr entsprach auch die herrschende Neigung und Sitte, sich in geschlossenen Corporationen, nach Gilden und Genossen-schaften zusammenzuthun. Unter diesen Verbindungen ragte namentlich die um das Jahr 1410 entstandene Sanct-Georgs-brüderschaft hervor, zu der ursprünglich nur Adeliche Zutritt gehabt hatten und die auch späterhin noch vorzugsweise die den altpatricischen, den regierenden Familien Angehörigen zu ihren Mitgliedern zählte. Diese Vereinigungen bildeten zugleich den Mittelpunkt für das gesellige Leben: in dem kleinen Artushofe (an der heutigen Krämergasse) versammelte sich die vornehme Jugend zu Körper- und Waffenübungen, und im Junkerschießgarten am Langgasser Thor fanden die festlichen Armbrustschießen statt. Bei besondern Gelegen-heiten wurden heitere, durch sinnreiche Allegorie fesselnde Spiele und Feste gefeiert; König Artus und dann zu Be-ginn des Frühjahrs der Maigraf waren die Mittelpunkte der dann stattfindenden schmuckreichen Festzüge und Schau-stellungen.

Neben dem Glanz und der Heiterkeit des äußern Lebens, in dem sich der Reichthum der Stadt widerspiegelte, wurde

aber auch der Kunst und namentlich der Wissenschaft ihr Recht, und die danziger Patricier haben von jeher vor der Bildung und ihren Trägern Achtung gehabt und ihnen die ihnen gebührende Stellung bereitwillig eingeräumt. Eifrig bemühten sich die jungen Patriciersöhne um Gewinnung einer höhern Bildung, namentlich lagen sie den juristischen und diplomatischen Studien ob, denn wie damals den Bürgerlichen überhaupt nur in der Laufbahn eines Rechtsgelehrten oder Staatsmanns die Erreichung eines höhern Ziels möglich war, so eröffneten gerade die Verhältnisse Danzigs und seiner republikanischen Verfassung jedem einzelnen in dieser Richtung glänzende Aussichten. Namentlich die Söhne der angesehensten Patricierfamilien schlugen fast sämmtlich diese Laufbahn ein, welche ihnen einst als Rathsherren, Syndiken oder Bürgermeistern eine glänzende und einflußreiche Stellung in ihrer Vaterstadt sicherte. Der kaufmännische Wandertrieb ließ einzelne weit herumreisen, um vieler Menschen Sitten und Länder kennen zu lernen. So weilte z. B. Eberhard Ferber, einem der ältesten und angesehensten danziger Patriciergeschlechter entsprossen, erst als Edelknabe an dem mecklenburgischen Hofe, diente dann der Hansa und schloß sich später dem Gefolge des Herzogs Bogislav X. von Pommern an, durchzog mit ihm Süddeutschland, verweilte zu Innsbruck am Hofe Kaiser Maximilian's, ging dann mit dem Herzoge nach Venedig und machte mit ihm die abenteuerliche Fahrt nach dem Heiligen Lande mit, von der er nach zweijähriger Abwesenheit über Rom und Venedig nach seiner nordischen Heimat zurückkehrte. Auf solchen Fahrten und bei dem vielfach üblichen Studium des Rechts auf den berühmten Universitäten Deutschlands und namentlich Italiens mußte sich der Blick denn freilich erweitern, mußte klar und frei werden, und wer mit einer so reichen Welterfahrung und so mannichfachen Kenntnissen dann in die Verwaltung

des kleinen Freistaats eintrat oder gar an die Spitze derselben berufen wurde, der mußte dann auch in den kleinern Verhältnissen derselben Großes zu leisten und nach allen Seiten das Gebiet des Strebens und Ringens zu erweitern wissen. Eine solche Vorbildung, deren die meisten der später zu den höchsten Aemtern berufenen jungen Patricier theilhaftig wurden, gab ihnen zugleich dem Volke, ihren Mitbürgern gegenüber ein solches geistiges Uebergewicht, daß diese sich ihrer Herrschaft bereitwillig fügten und gar keinen Versuch zur Beseitigung der patricischen Vorherrschaft machten.

In einem eigenthümlichen Contrast aber zu der Haltung Danzigs dem Auslande gegenüber und seiner reichen innern Entwickelung steht die Ohnmacht, in der wir es einzelnen verwegenen Frevlern gegenüber finden, sodaß längere Zeit hindurch die gegen England zur See siegreiche Stadt im eigenen Lande den Gewaltthaten und Räubereien ruchloser Wegelagerer wehrlos preisgegeben war. Aber eben darin spiegelt sich die ganze staatliche Verkommenheit jener Zeit wider, die Auflösung aller Ordnung und die Geltungslosigkeit jeglichen Rechts und Gesetzes. Fehdewesen und Raubritterthum, Bündnisse des Raubadels mit dem heruntergekommenen Fürstenthume, dem geistlichen nicht weniger als dem weltlichen, — das sind ja die Erscheinungen, welche die trostlosen Zustände Deutschlands in den letzten Jahrzehnten des sinkenden Mittelalters überall gleichmäßig charakterisiren. Ein schlagendes Beispiel davon bietet uns auch die Geschichte Danzigs, das jahrelang von der Keckheit eines „abgesagten Feindes" in Athem erhalten und in einen kleinen, aber außerordentlich verlustvollen Raubkrieg verwickelt werden konnte. [8])

Gregor Mattern, der Sohn eines danziger Gewandschneiders (d. i. Tuchhändlers), hatte als Factor in London

1488 mit dem Kaufmann Harder über die Abnahme havarirt gelieferter Waaren Streit bekommen, denselben im Jahre darauf beim Zusammentreffen in Middelburg erneuert und bei dem sich entspinnenden Handgemenge seinen Gegner verwundet. Vergeblich wurden bei beider Rückkehr nach Danzig Sühneversuche gemacht; der wilde und leidenschaftliche Mattern überfiel 1492 seinen Widersacher, mishandelte ihn schwer und floh dann aus der Stadt nach Oliva. Ein langwieriger Proceß war die Folge dieser Gewaltthat. Mattern weigerte sich, ohne freies Geleit in Danzig zu erscheinen, wurde geächtet, zog aber nun im ganzen Lande über Danzig klagend herum, fand aber auch auf dem preußischen Städtetage nur eine entschiedene Zurückweisung. Danzig wandte sich an König Johann Albert von Polen; aber auch dessen Vorladung beachtete Mattern nicht, sondern erhob 1495 förmlich Fehde gegen Danzig. Mit seinen Spießgesellen hob er die vom Hofe zurückkehrenden Bürgermeister Georg Buck und Rathsmann Georg Mandt auf; zwar wurden dieselben von den aus Danzig ausrückenden Scharen, welche die Bande Mattern's überfielen, befreit, der Hauptschuldige aber mit zwei seiner Genossen entkam. Das Schlimmste jedoch war, daß Mattern bei den den Danzigern feindlichen Großen des Landes, namentlich dem Bischof von Leslau und dem polnischen Schloßhauptmann von Marienburg, Aufnahme und Schutz fand. Aus seinen sichern Schlupfwinkeln erließ Mattern Droh- und Brandbriefe, verwüstete das danziger Gebiet und raubte die nach Danzig bestimmten Waarenzüge. Durch die energischen Maßregeln des Königs von Polen gefährdet ging er dann nach Pommern und setzte sein Räuberleben von da aus fort, bis auf die Mahnung Danzigs Herzog Bogislav X. ihm Einhalt that und ihn nöthigte, sich nach Ostpreußen zu wenden. Dort aber fand Mattern in Gerdauen, dem

Schlosse des Grafen von Schlieben, Aufnahme und setzte unter dem Schutze des hohen preußischen Adels sein Räuberhandwerk fort, sogar von dem Ordensmarschalle durch Ertheilung sichern Geleits gefördert. Dies letztere entzog ihm zwar 1498 der Hochmeister Friedrich von Meißen, ohne daß jedoch seine Versuche zur Herstellung des Friedens Erfolg gehabt hätten. Die Landstraßen Ost- und Westpreußens blieben durch die Banden Mattern's nach wie vor unsicher. Im Mai 1499 fing der kecke Wegelagerer eine von dem polnischen Hofe heimkehrende Gesandtschaft ab, darunter den danziger Rathsherrn Martin Rabenwald, und führte sie nach tapferer Gegenwehr gefesselt in seinen Schlupfwinkel. Uebermüthig meldete er selbst dem danziger Rathe das Geschehene und forderte für die Freilassung des Gefangenen ein Lösegeld von 50000 ungarischen Gulden. Als Danzig sich auf diesen Handel nicht einließ, richtete Mattern mit 30 seiner „Saalbrüder" einen feierlichen Absagebrief an die Stadt, in dem er den Danzigern förmlich Fehde ankündigte wegen ihrer Vergehungen gegen „den namhaftigen und wohlthätigen Gregor Mattern". Es begann nun ein förmlicher Krieg der Raubscharen gegen Danzig: dreimal wurde in der Stadt durch Mattern's Aussendlinge Feuer angelegt, sodaß die Bürgerschaft und der Rath endlich ernstliche Maßregeln ergriffen. Mit Unterstützung Polens und des Ordens wurde eine größere Truppenmacht aufgeboten, viele Mitschuldige Mattern's wurden gefangen und als Räuber hingerichtet; die Grafen Schlieben aber entkamen und reizten die märkische Ritterschaft gegen Danzig auf, sodaß dieselbe auch Absage- und Fehdebriefe ergehen ließ. Die Danziger ließen sich aber nicht einschüchtern; ihre Truppen nöthigten endlich Mattern zur Flucht, ihr Geld vermochte den Wojwoden von Posen, zu dem sich der kühne Räuber geflüchtet, denselben nicht zu beschützen,

und in Posen endete Danzigs abgesagter Feind am 7. April 1502 am Galgen.

Um dieselbe Zeit wurde Danzig durch schwere innere Kämpfe erschüttert, in denen man die ersten Anzeichen des Zerfalls der alten Ordnung sehen muß, weil der Gegensatz zwischen den angesehenen patricischen Familien und der bisher von ihnen regierten Bürgerschaft ein so schroffer wurde, daß eine innere Umwälzung als nahe bevorstehend und nothwendig erschien. Diese Kämpfe aber mußten um so erregter und leidenschaftlicher werden, als sich mit den in ihnen treibenden politischen Motiven bald die großen kirchlichen Fragen verbanden, welche mit dem Beginn der Reformation den Zusammenbruch des Alten beschleunigten.

Unter den Familien, welche als die einflußreichsten und mächtigsten in Danzig dastanden, nahm die der Ferber den ersten Platz ein; an der Spitze ihrer zahlreichen Widersacher und Nebenbuhler befand sich damals das Haus der Feldstete. Namentlich mit Johann Ferber, der um 1480 erster Bürgermeister war, begann die Glanzzeit der Ferber'schen Familie; sein ältester Sohn hatte die wichtige Stelle eines Pfarrherrn zu Sanct-Marien, der zweite, Eberhard, begann seine Laufbahn als Page am mecklenburgischen Hofe, diente dann auf den Kriegsschiffen der Hansa und machte später mit Herzog Bogislav X. von Pommern dessen Reise nach dem Heiligen Grabe mit. Der dritte Sohn, Moritz, gab durch die Händel, in die er mit Heinrich von Süchten über dessen Heirath mit der Danzigerin Anna Pilemann gerieth, den Anlaß zu schweren Kämpfen im Innern der Stadt. Ein langwieriger Proceß wurde durch alle Instanzen geführt, Moritz Ferber appellirte endlich an die Curie und ging zur Vertretung seiner Sache selbst nach Rom. Die Gegner erwirkten ihrerseits bei dem Könige von Polen für Danzig ein Privileg, durch welches den Danzigern die

Appellation an den Kaiser oder den Papst untersagt wurde. Erst nach langem Hader kam 1507 eine Aussöhnung zu Stande. Im Jahre 1510 aber wurde Eberhard Ferber Bürgermeister und seitdem begannen die Zwistigkeiten, namentlich die Reibungen mit den Feldstetes von neuem, und als Ferber 1515 erster Bürgermeister wurde und gleich danach mit beinahe fürstlicher Pracht dem Fürstencongreß zu Presburg beiwohnte, da kannte seine und seines Hauses Herrschsucht keine Grenzen mehr: ein allgemein anstößiger Nepotismus begann und ohne Rücksicht auf den Tadel, der von allen Seiten laut wurde, brachte Ferber seine Söhne und Verwandten in die ersten geistlichen und weltlichen Stellen.

Diese innern Kämpfe waren doppelt bedenklich zu einer Zeit, wo Danzig nach außen hin auch vielfach verfeindet und in Gefahr war, gänzlich isolirt zu werden. Den preußischen Ständen, die sich ganz dem polnischen Einflusse hingaben, stand Danzig fern, mit den Städten Elbing und Thorn und denen Ermelands lag es in mannichfachem Streit. Der Versuch, in der Bildung eines Ständetags einen höchsten Gerichtshof für das ganze Land zu bilden, an den von allen Gerichten Preußens appellirt werden sollte, zerschlug sich namentlich an der Weigerung Danzigs, auf seine höchste Gerichtsbarkeit Verzicht zu leisten, und trug noch mehr dazu bei, Danzig Feinde zu machen. Dazu kam ein Streit mit Kaiser Maximilian, der Westpreußen als einstiges Lehn des Reichs Polen entziehen und an das Reich zurückbringen wollte. Nach allen Seiten hin, im Innern und in seinen auswärtigen Beziehungen war Danzig so gefährdet. Obenein erneuerten sich nun noch in derselben Zeit seine Leiden durch einen abgesagten Feind; doch fand Eberhard Ferber ebendadurch Gelegenheit, seine Thatkraft und Umsicht zu entfalten und sich um Danzig ein Verdienst zu erwerben, das auch von seinen Widersachern anerkannt werden mußte.

Simon Mattern, ein Bruder Gregor's, war durch das Schicksal seines Bruders um seinen guten Namen und Credit gekommen und verlor sein Vermögen. Gegen das von ihm gethane Gelöbniß, keine Verbindung mit seinem verbrecherischen Bruder zu unterhalten, begab er sich doch 1499 zu diesem, lebte eine Zeit lang in Thorn, kehrte dann aber nach Danzig zurück, angeblich um sich mit seinen Gläubigern zu vergleichen und wieder ein ordentliches Leben zu beginnen. Im Jahre 1503 aber trat er mit seinen verbrecherischen Planen offen hervor. Er schickte den Danzigern einen Fehdebrief; im Putziger Winkel, hart an der pommerschen Grenze, die ihn im Falle der Noth sichern konnte, errichtete er sein Raubnest und organisirte von da aus sein Raubwesen ordentlich. Die geraubten Sachen wurden im Gebiete des Bischofs von Kammin, der an dem Gewinn seinen Antheil erhielt, deponirt, Agenten besorgten in Köslin und Kolberg den Verkauf derselben und zogen das Lösegeld für die Gefangenen ein. Raubbanden durchstreiften Westpreußen und die Mark, vom pommerischen und märkischen Adel heimlich und offen unterstützt. Zugleich klagte Simon Mattern bei Fürsten und Herren gegen Danzig wegen Rechtsverweigerung. Im Jahre 1504 kam es wirklich zur gerichtlichen Verhandlung der Sache vor der von König Alexander von Polen dazu eingesetzten Commission; die Unwahrheit seiner Angaben gegen Danzig wurde Mattern nachgewiesen und das ihm gewährte sichere Geleit aufgekündigt. Die Erneuerung jeglicher Art von Raub und Gewaltthat durch Mattern und seine Genossen brachte die Stadt aber 1505 nur in noch größere Noth. Rathlos nahmen die Danziger ihre Zuflucht zu dem unglücklich gewählten Mittel, gegen Mattern mit gleichen Waffen zu kämpfen, indem sie einen seiner ehemaligen Genossen, Andreas Schwarze, zu Raub und Plünderung bevollmächtigten; der lebhafte Unwille der benachbarten Fürsten

war die einzige Folge davon. In dieser Noth zuerst erwarb sich der 1506 in den Rath gekommene Eberhard Ferber ein hervorragendes Verdienst um seine Vaterstadt. Er vermittelte im Innern den durch die Streitigkeiten zwischen Ferber und Feldstete gestörten Frieden und stellte Danzigs gute Beziehungen zu den benachbarten Fürsten wieder her. Gegen Mattern richtete man zwar noch nichts Entschiedenes aus, doch wies man den Antrag desselben mit Nachdruck zurück, als der freche Räuber sich gegen Zahlung von 4000 Mark zum Frieden bereit erklärte. Doch führten die damals angeknüpften Verhandlungen später zu einem Abkommen, worin Mattern Frieden gelobte und der König von Polen die geforderte Zahlung leisten sollte. Aber die Genossen Mattern's, der stolz und mit offenem Hohn die Früchte seines Raubes genoß, setzten das alte Leben fort: Elbing entfernte sie durch Geldzahlung aus seinem Gebiete, worauf sie in Ermeland hausten. Bald folgte Mattern selbst ihrem Beispiele, und das alte Unwesen herrschte nur noch in verstärktem Maßstabe. Auf den Berathungen der Landtage war nichts durchzusetzen, der Adel freute sich ja der Noth der Städte und hoffte dieselben jetzt gedemüthigt zu sehen. Erst als Eberhard Ferber 1510 Bürgermeister wurde, traf man ernstliche Anstalten, um den Räubereien ein Ende zu machen. Er erreichte doch zunächst so viel, daß man vom polnischen Hofe und von dem königlichen Gerichte her mit wirklicher Strenge durchzugreifen begann. Im Jahre 1515 ging Ferber mit starkem, einem kleinen Heereszuge vergleichbaren Geleit nach Krakau, fand bei König Sigismund gute Aufnahme und stellte dann in Wien und Presburg bei Kaiser Maximilian die guten Beziehungen Danzigs zum Reiche wieder her. Er erwirkte außerdem ein königliches Edict, wonach alle in Westpreußen aufgegriffenen Räuber ohne Unterschied des Standes von den danziger Gerichten

abzuurtheilen sein sollten. Damit konnte man hoffen, endlich der geheimen Helfer habhaft zu werden, welche Mattern unter dem preußischen Adel hatte. Nun erst war ein energisches Einschreiten möglich: die Gefangennahme und Erhängung eines jener adelichen Räuber, des Hans von Krockow, bewirkte einen heilsamen Schrecken, die Mattern'sche Bande lief auseinander, Mattern selbst wurde mit einigen seiner Genossen 1516 im Posenschen ergriffen, nach Danzig gebracht und bis zur Vollstreckung der Strafe in dem Ankerschmiedethurm eingekerkert. Dort erklärte er sich bereit, schriftlich seine Bekenntnisse aufzuzeichnen; während der ihm dazu gewährten Frist nahm er sich durch Erhängen das Leben.

Hatte sich namentlich Eberhard Ferber durch seine Umsicht und Thatkraft bei den Mattern'schen Händeln ausgezeichnet, so wurde er doch bald danach durch seinen ungezügelten Ehrgeiz und seine Herrschsucht für Danzig der Urheber neuer, höchst verderblicher innerer Wirren, indem seine Gegner, die ihn auf andere Weise zu beschränken vergeblich versucht hatten, sich endlich genöthigt sahen, die Leidenschaften des Volks wach zu rufen und gegen den Allgewaltigen zu entfesseln. Den ersten Anlaß dazu bot die Ueberbürdung der Stadt mit Steuern, welche während des von Albrecht von Brandenburg gegen Polen um seine Anerkennung als Hochmeister geführten Kriegs (1519—20) geradezu unerträglich wurde. Als eine neue Geldbewilligung gefordert wurde, verlangte die aus 48 Bürgern bestehende dritte Ordnung, daß man erst über die früher bewilligten Summen Rechenschaft ablege. In dem sich deshalb entspinnenden Streite appellirte Ferber 1522 an den Schiedsspruch des Königs von Polen. Aus Furcht vor dessen Einmischung kam ein Ausgleich zu Stande, die Gereiztheit und Erbitterung aber blieb. Ferber machte im November 1522 einen Versuch zur gewaltsamen

Herstellung seiner Autorität, derselbe mislang aber, Ferber floh nach Dirschau und rief polnischen Schutz an. In Danzig sprach man die Acht gegen ihn aus und der Parteihader wurde immer wilder und leidenschaftlicher, was die Geistlichkeit und die Polen zur widerrechtlichen Erweiterung ihrer Befugnisse geschickt benutzten.

Mit dieser aus politischen Motiven und Familienhader hervorgegangenen Bewegung traf nun das erste Aufwogen der Reformation und der von Wittenberg ausgehenden Neuerungen zusammen; daß es doppelt schnell und tief wirkte, war bei solchen Verhältnissen natürlich, zumal da auch in Danzig vorbereitende Einflüsse gewirkt hatten. In dem benachbarten Culm gab es eine Gemeinde der Brüder vom gemeinsamen Leben. Manche Danziger hatten in Wittenberg studirt und dort den reformatorischen Geist der Lehre Luther's eingesogen. Bezeichnend war es, daß schon 1518 ein danziger Geistlicher, Jakob Knade, das Cölibatsgesetz durchbrach und in die Ehe trat, also noch bevor die lutherische Lehre auch in diesem Punkte befreiend gewirkt hatte; doch muß es zweifelhaft sein, ob kirchliche Beweggründe und die Einsicht in die Haltlosigkeit der bestehenden Gesetze oder rein persönliche Motive und mehr zufällige Verhältnisse Knade zu diesem Schritt bestimmt haben. Es war ja aber eben eine Zeit, wo auf das von Wittenberg her gegebene Signal aller Orten die Erhebung gegen die bisherige geistige Knechtschaft begann. In Danzig verkündete der Franciscaner Dr. Alexander zuerst eine reinere Lehre, namentlich aber machte das Auftreten des Predigers Jakob Hegge einen gewaltigen Eindruck. Hegge, der Sohn eines danziger Schneiders, ward vom Bischofe seines Amtes entsetzt, trat darauf zum Lutherthum über und begann dieses zunächst heimlich zu lehren. Bald fand er so zahlreichen Zulauf, daß er auf dem Hagelsberge öffentlich predigte und

daß man ihm endlich das Heilige=Leichnam=Hospital einräumen mußte. Andere, zum Theil fanatische und stürmische Prediger traten auf; die Aufregung des Volks wuchs unter dem Eindruck der alle Gemüther befangenden Kriegs= und Hungesnoth, der Streit mit Ferber wegen der Rechenschaft über das ausgegebene Geld kam hinzu: mit Ferber's Flucht und Berufung an den König von Polen trat eine kritische Wendung ein. Der Rath unter dem Bürgermeister Philipp Bischof bemühte sich vergeblich, zwischen die streitenden Theile zu treten, es beiden recht zu machen und mit keinem von ihnen zu verderben. Im Jahre 1523 erging von dem Polenkönig Sigismund das Gebot, die Ketzerei auszurotten und die demokratische Bewegung zu unterdrücken. Jakob Hegge mußte die Stadt verlassen, hielt sich aber nur ein halbes Jahr in Wittenberg auf und kehrte dann wieder zurück, seine Wirksamkeit ungestört wieder aufnehmend. So vermehrten sich schnell die Anhänger der neuen Lehre: der allgemein beliebte Dr. Alexander wurde zum Prediger an der Sanct=Marienkirche gewählt, der Rath beschloß, daß das Evangelium rein und unverfälscht gelehrt, über zweifelhafte Punkte aber nicht von der Kanzel herab gestritten werden solle. Der Bischof und der König von Polen ließen die Neuerer ruhig gewähren. Daneben aber schwebte noch immer der Ferber'sche Proceß, dessen Entscheidung, wie sie auch ausfallen mochte, für Danzig nur neue Unruhen zur Folge haben zu können schien. Deshalb suchte denn auch namentlich der danziger Rath den Austrag der Sache hinzuzögern; dies aber erbitterte das Volk, die religiöse Aufregung desselben übertrug sich mit auf den Ferber'schen Streit, und in dem Glauben, daß ihm nur dann wirklich sein Recht werden könne, wenn eine volksthümliche Regierung eingesetzt werde, begann es auf den Umsturz der bestehenden Verfassung hinzuarbeiten. Schon während des Jahres 1524

kam es zu Aufläufen und Tumulten. Die Verhaftung eines bei dem Volke beliebten Geistlichen durch den Bischof von Leslau brachte den Sturm zum Ausbruch. Das Volk erhob sich in Masse, der Bischof mußte aus der Stadt fliehen, und in der nächsten Zeit war nun die Gewalt bei dem stürmisch erregten Volke, das den Johann Wendland zu seinem Haupte, außerdem fünf evangelische Geistliche und zwölf Rentmeister zur Controle der städtischen Finanzen erwählte. Nun wurde offen reformirt, die Mönche durften nicht mehr predigen und die Rentmeister mischten sich willkürlich ein in die Befugnisse des Raths. Dieser machte einen vergeblichen Versuch, mit Hülfe der gemäßigten Partei der Gewerke und Zünfte seine schwer erschütterte Autorität wiederherzustellen. Ein Versuch, die Predigt des Dr. Alexander zu hindern, beschwor einen gewaltigen Sturm herauf: gleich in der Kirche brach der Aufruhr aus, das Volk rottete sich bewaffnet auf dem Fischmarkt und den Dämmen zusammen, am folgenden Tage, den 23. Jan. 1525, griffen auch die Vorstädter zu den Waffen und drohend forderte die Menge von dem Rathe Abstellung aller Uebelstände im geistlichen und weltlichen Regimente. Der Rath, ohne Schutz der Volkswuth preisgegeben, mußte sich fügen und den demüthigenden, sogenannten „Artikelbrief" annehmen. Durch denselben wurde für das eben Geschehene Amnestie gewährt, Treue gegen das Evangelium, den Rath und den König von Polen gelobt und die Ausweisung der unlauter Lehrenden ausgesprochen. Die übrigen Bestimmungen des „Artikelbriefes" bezogen sich auf sehr verschiedenartige Dinge, auf den Zins, auf Abgaben, Armenpflege u. s. w. Die zwölf Rentmeister, deren Beseitigung dem Rathe gelungen war, wurden wieder eingesetzt und vor ihnen sollten die Rathsherren rechenschaftspflichtig sein. Das Recht, die Bürgermeister, den Rath und die Schöffen zu wählen, erhielt die Gemeinde. So

wurde eine durchgreifende Veränderung der Verfassung beschlossen, durch welche thatsächlich die höchste Gewalt zunächst an die Rentmeister und die das Volk leitenden Prediger kam. Man stand auf dem einmal betretenen Wege nicht still; eine Versammlung der Gemeinde auf dem Langenmarkt sprach am 25. Jan. die Absetzung des bisherigen Raths aus; die zwölf Rentmeister und zwölf aus den drei Stadttheilen wählten einen Rath, in den von den Mitgliedern des alten nur der Bürgermeister Philipp Bischof kam — ein Umstand, der die zweideutige Stellung dieses Mannes inmitten der innern Conflicte hinreichend kennzeichnet. Am 27. Jan. mußten die abgesetzten Rathsherren in der Marienkirche einen ihre Schuld in übertriebenen Ausdrücken bekennenden „Schandbrief" unterzeichnen, und das Volk beschloß treu an den Neuerungen festzuhalten. Die Reformation der Kirchen machte nun schnelle Fortschritte; um dabei den gefährlichen Einfluß der Schwärmer und Sturmprediger zu beseitigen, wandte man sich um Sendung eines tüchtigen Mannes an Luther, und dieser schickte den milden Magister Michael Hänlein als Leiter des Reformationswerkes nach Danzig.

Diese stürmischen Vorgänge in der Stadt, durch welche die alte Verfassung in revolutionärer Weise umgestürzt wurde, hatten sich vollzogen, ohne daß von seiten der Leiter der Bewegung ein Versuch gemacht wäre, den polnischen Hof zur Gutheißung und Bestätigung des Geschehenen zu bestimmen. Daher gewannen dort durch die Unruhen in Danzig Ferber und seine Partei nur noch größern Einfluß und es wurde ihnen leicht gemacht, König Sigismund zu energischer Strenge gegen eine Bewegung zu bestimmen, die nicht blos die bestehenden politischen Verhältnisse umwarf, sondern obenein auch noch der Ketzerei zum Siege verhalf. Ein königliches Mandat gebot den Danzigern, alle Neuerungen

rückgängig zu machen. Eine deshalb an den König geschickte zahlreiche Gesandtschaft, an deren Spitze der Volksführer Georg Zimmermann stand, hatte keinen Erfolg; vielmehr lud ein königliches Schreiben den alten, von dem Volke abgesetzten Rath vor und forderte Auslieferung des Artikel- und des Schandbriefs. Dies entschiedene Vorgehen schüchterte die erst so zuversichtliche Menge ein, während es den Vertretern der alten Zustände, den Kaufmannsgilden und den Zünften, neuen Muth einflößte. Die Haupträdelsführer aus den Predigern und Bürgern wurden vorläufig gefangen gesetzt, und man gestattete wieder das Messelesen, schien aber sonst zum Ausharren und zur Vertheidigung der neuen Errungenschaften entschlossen. Da erging ein königliches Ultimatum, welches bis zum 8. Jan. 1526 Frist stellte, dann sollte, wenn niemand zur Verantwortung erschienen, das Contumacialverfahren gegen Danzig eingeleitet werden. Das wirkte: der Bürgermeister Philipp Bischof, der insgeheim, wie es scheint, immer ein Anhänger des Alten gewesen war, und der Secretär Ambrosius Sturm gingen mit ausgedehnten Vollmachten nach dem polnischen Hofe ab. Fußfällig baten sie König Sigismund um Gnade für die Stadt und willigten in Bedingungen, die nichts anderes bedeuteten als eine vollständige politische und kirchliche Restauration; zugleich luden sie den König zu einem Besuche in Preußen und in Danzig ein. Nun hörten die reformirten Predigten in Danzig auf, das Messelesen begann wieder, Eberhard Ferber kehrte über seine Gegner triumphirend nach Danzig zurück und alles schien ohne besondere schwere Erschütterungen in das alte Gleis zurückzukehren, denn auch als im April König Sigismund kam, versicherte er die Stadt ausdrücklich seiner königlichen Gnade. Aber es geschah ganz anders, als man es erwartet hatte. Am 17. April wurde die Stadt militärisch besetzt, und nun schickten sich die Kaufmannsgilden

und alle Anhänger des Alten an, für die kurze Zeit der Demüthigung blutige Rache zu nehmen. Zahlreiche Hinrichtungen, Verbannungen und Einkerkerungen in Menge bezeichneten den völligen Sieg der Reaction. Die politische Reaction hatte das gleichzeitige Unterliegen der Reformation zur Folge: die kirchlichen Neuerungen wurden sämmtlich rückgängig gemacht, die aufgehobenen Klöster wurden wiederhergestellt, der katholische Gottesdienst allein herrschte in den Kirchen, aber freilich nicht die katholische Lehre wirklich in den Herzen der Bürger.

Auf eine so blutige Niederwerfung der religiösen und politischen Unruhen folgten Jahre der Stille und des Friedens, in denen man das, was auf dem Wege der Gewalt nicht zu erreichen gewesen war, unvermerkt und ohne jede äußere Erschütterung zu gewinnen und für die Dauer zu befestigen wußte. Nach dem strengen Strafgericht, das er gehalten, erließ König Sigismund ein Statut für Danzig, welches die städtische Regierung von den Einschränkungen, die ihr eben vom Volke auferlegt waren, befreite, sie aber zugleich an bestimmte Gesetze band und so von Misbrauch der Gewalt und Willkürhandlungen abzuhalten geeignet war. Dadurch wurde der Friede zwischen dem Rath und dem Volke gesichert. Auf kirchlichem Gebiete aber machte die ebenso schwer gefährdete Reformation neue und bleibende Fortschritte durch die Mäßigung und Vorsicht, mit der ihre Verkündiger jetzt zu Werke gingen. In der Stille und mit Vermeidung jedes öffentlichen Anstoßes lehrte der allgemein beliebte Dr. Alexander das Evangelium, und in dem Prediger an der Sanct-Trinitatiskirche Pancratius Klemme[9]) fand er einen tüchtigen Genossen. In aller Vorsicht und unmerklich beseitigte derselbe geschickt den Ceremoniendienst und legte sogar 1537 öffentlich die Mönchskutte ab; bei seinem Tode im Jahre 1541 konnte man in Danzig die

Sache der Reformation als vollständig siegreich und gesichert ansehen. Es kam dazu, daß der neue König von Polen, Sigismund II. August, von durchaus toleranten Gesinnungen erfüllt war; von ihm erwirkte der danziger Secretär Georg Kleefeld schon 1557 ein Privilegium, durch welches die Austheilung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt ausdrücklich gestattet wurde. Bereits 1572 wurde dasselbe von dem zum Könige von Polen gewählten Heinrich von Anjou bestätigt, und aus den Streitigkeiten, welche infolge einer zwiespaltigen Wahl bald danach zwischen Kaiser Maximilian II. und Stephan Bathory ausbrachen, zogen die Danziger auch in Rücksicht auf ihre kirchlichen Verhältnisse geschickt neue Vortheile, da der erstere durch die Bestätigung aller ihrer Rechte die Danziger auf seine Seite zu ziehen suchte.

Auch die politischen Wirren erneuerten sich in dieser Zeit und nahmen zuweilen eine für Danzig höchst gefährliche Wendung, namentlich weil Danzig mit den übrigen preußischen Städten in keinem genauern Verhältnisse war, sondern ziemlich isolirt stand. Mit Elbing und Marienburg gerieth die Stadt in einen langwierigen und heftigen Streit, weil diese durch die Durchstechung einer Insel bei der Montauer Spitze (wo das Delta der Weichsel beginnt) den Wasserstand der Nogat zu vergrößern suchten und den der Weichsel dadurch beeinträchtigten, sodaß dem Handel und der Schifffahrt Danzigs daraus eine ernstliche Schädigung drohte; erst später kam in dieser Sache ein Ausgleich zu Stande und wurde durch Ziehung eines Dammes im Weichselbett der Lauf des Flusses so regulirt, daß die Danziger nicht beeinträchtigt wurden. Auch unter den kriegerischen Erschütterungen jener Zeit, den Kriegen Polens mit Livland (1556—57) und mit Rußland und Schweden (1561—69) hatte Danzig zu leiden, da es, wenn auch nicht unmittelbar thätig an dem Kampfe betheiligt, doch in seinem Handel

wesentlich beeinträchtigt wurde. Andere Unfälle kamen hinzu: von England aus eingeschleppt richtete 1564 eine verheerende Seuche großes Unheil in der volkreichen Stadt an. Ernstlicher aber und drängender noch waren die Gefahren, mit denen Danzig bedroht wurde, seitdem man von seiten der Polen ganz offen darauf ausging, ganz Westpreußen der Sonderstellung zu berauben, die es bisher innegehabt, und es zu einer polnischen Provinz zu machen. Die Hinderung des bisher freien Salzverkaufs in Preußen im Jahre 1565 und ein Streit über die königlichen Tafelgüter, die Danzig widerrechtlich in Besitz genommen haben sollte, brachten den schon seit längerer Zeit regen Gegensatz in aller Schärfe zum Ausbruch. Entschlossen, ihre alten Rechte und Freiheiten zu vertheidigen, verweigerten die Danziger der königlichen Commission, welche zur Untersuchung und Entscheidung der Sache geschickt wurde, den Eintritt in ihre Stadt. Ein Proceß wurde daher gegen Danzig eingeleitet, während der mit Danzig wegen Einführung der Reformation verfeindete Bischof Jeschke von Oliva bei den Polen hetzte und schürte. Bürgermeister Georg Kleefeld und Albert Giese, die als Gesandte Danzigs 1569 auf den Reichstag nach Lublin gegangen waren, wurden dort verhaftet und eingekerkert. Eine königliche Commission erschien nun in Danzig und nur mit Mühe gelang es, die drohenden strengen Maßregeln abzuwenden. Kleefeld aber bewies in seiner gefährlichen Lage die größte Ausdauer und einen von edelm Patriotismus getragenen Heldenmuth: unerschüttert trat er für die Rechte seiner Stadt ein, er rechtfertigte das Verfahren derselben vollständig, wurde in Freiheit gesetzt und kehrte nach Danzig zurück, wo er mit Jubel und Freude und wohlverdienten Ehrenbezeigungen empfangen wurde.[10]) So rettete, während Westpreußen durch das gewaltsame Verfahren der Polen auf dem lubliner Reichstage 1569 polnische

Provinz wurde, Danzig auch jetzt noch seine Selbständigkeit. Freilich wurde dieselbe auch in der Folgezeit von immer schwerern Gefahren bedroht.

Nach dem Aussterben der Jagellonen 1572 und nachdem Heinrich von Anjou auf die Nachricht von dem Tode seines Bruders Karl's IX. von Frankreich die eben erst von ihm angenommene polnische Krone gleich wieder im Stich gelassen hatte, schwankte die Wahl längere Zeit zwischen Kaiser Maximilian II. und Stephan Bathory, dem Großfürsten von Siebenbürgen. Durch die Einräumung großer Handelsvortheile wurde Danzig ganz auf des erstern Seite gezogen und setzte sich gegen Stephan, als dieser dennoch König wurde, mit gewaffneter Hand zur Wehr. Es wurde deshalb geächtet und Stephan selbst rückte zur Vollstreckung der Acht heran. Die Danziger verloren den Muth nicht; die Vorstädte steckten sie, um sie nicht vertheidigen zu müssen, in Brand. Ein furchtbarer Kampf begann nun 1577. Die Danziger zogen gegen den ihnen feindlichen Abt Jeschke von Oliva und verwüsteten Oliva und seine Klostergüter, verstärkten mit aller Anstrengung ihre Befestigungen und suchten vergeblich durch einen Ausfall den Polen Abbruch zu thun. Der erzürnte König führte den Kampf mit äußerster Grausamkeit; er verbrannte das reiche Dorf Schidlitz und schlug ein mächtiges Lager auf, das sich von Schönfeld bis zum Bischofsberge ausdehnte. Ein gewaltiges Bombardement aus den Geschützen, die große Steinkugeln in die Stadt schleuderten, richtete in der Stadt viel Unheil an, während gleichzeitig ein Angriff auf Weichselmünde die Verbindung mit der See abschneiden sollte. Aber die Danziger erwehrten sich, wenn auch unter schweren Verlusten, des feindlichen Angriffs und der König bot endlich die Hand zum Frieden. Die Acht wurde aufgehoben und sämmtliche Rechte und Privilegien wurden der Stadt von neuem bestätigt, während

Danzig dem Könige und dem Abt Jeschke nur Geldbußen zu zahlen hatte. Dennoch waren die Verluste Danzigs sehr groß, da sein Handel durch den Krieg schwer gelitten hatte.

Doch erfuhren eben in jener Zeit die commerziellen Verhältnisse Danzigs eine wesentliche Umgestaltung, welche das auf der einen Seite Verlorene durch Eröffnung neuer Handelswege in einer andern Richtung ersetzen konnte. Wie in dem Gange des europäischen Handels überhaupt, so wurde auch in dem Danzigs eine völlig neue Epoche eingeleitet durch den Abfall der Niederlande von Spanien, weniger dadurch, daß eine große Menge von Flüchtlingen nach Danzig kamen und mit ihrer Geschicklichkeit und Unternehmungslust neue Thätigkeit anregten, als vielmehr dadurch, daß infolge des Kriegs zwischen den Niederlanden und Spanien in den Häfen der erstern den deutschen Schiffen der Hauptmarktplatz und die wichtigste Bezugsquelle namentlich für alle Colonialwaaren gesperrt wurden. Das nöthigte die Hansa, welche bisher mit ihren Handelsunternehmungen auf den Norden Europas beschränkt gewesen war, mit den Gebieten, mit denen sie bisher nur durch Vermittelung der Niederlande in Verbindung gestanden hatte, unmittelbaren Handelsverkehr anzuknüpfen. Daher begannen nun seit 1566 auch danziger Schiffe regelmäßige Fahrten nach Lissabon, dem Hauptstapelplatz für den Verkehr mit der Neuen Welt. Zugleich eröffnete der Getreidemangel, der in jenen Jahren wiederholt in Italien und Spanien herrschte, den Danzigern ein neues und in jeder Hinsicht höchst ergiebiges Gebiet der Speculation, sodaß der Handelsverkehr zwischen Danzig und den Häfen des südwestlichen Europas ein überaus reger und wichtiger wurde. Freilich gingen aus ihm auch manche Unannehmlichkeiten hervor: in spanischen Häfen z. B. wurden 1587 danziger Schiffe gepreßt, an der Fahrt gegen England theilzunehmen und die Geschwader der unüberwindlichen

Armada zu verstärken. Glücklicher und förderlicher waren die Beziehungen, in welche Danzig durch diese Handelsunternehmungen zu den Staaten Italiens trat und welche namentlich in den Jahren 1580—1610 außerordentlich lebhaft unterhalten wurden.[11]) Infolge der in Italien herrschenden Hungersnoth wandte sich der Großherzog Ferdinand von Toscana, ein Mediceer, um Hülfe durch Getreidezufuhr an die Danziger, und seitdem nahm der Getreidehandel nach Italien einen glänzenden Aufschwung. Im Jahre 1591 erschien die danziger Getreideflotte dem hungernden Volke von Rom als ersehnte Retterin, und ihr Leiter, der danziger Patriciersohn Johann Speimann, wurde selbst vom Papste Gregor XIV. mit Auszeichnung aufgenommen. In Rom und Toscana wurden infolge dieser Verdienste die Danziger bei ihren Handelsunternehmungen entschieden begünstigt; auch mit Venedig und Genua entstand ein reger Verkehr, der sich selbst bis nach Neapel und Sicilien ausdehnte.

Doch nicht ein materieller Gewinn allein kam den Danzigern aus diesem italienischen Handel zugute, auch in politischer Hinsicht war derselbe nicht ohne wichtige Folgen. Nachdem 1592 wiederum eine danziger Getreideflotte die Hungersnoth in Rom beendet hatte, bewies sich Papst Clemens VIII. den Danzigern dankbar, indem er sich ihrer gegen König Sigismund III. von Polen annahm. Infolge von Danzigs Uebertritt zur Reformation nämlich war zwischen den Danzigern und dem Bischof von Leslau ein heftiger Proceß um den Besitz der Marienkirche entstanden, welche die Katholiken als ihnen zustehend zurückverlangten; der königliche Schiedsspruch war durch die Bemühungen der Katholiken gegen die Stadt ausgefallen und dieselbe zum Verluste ihrer herrlichen Hauptkirche verurtheilt worden. Der Verwendung des dankbaren Papstes war es zu danken, daß

die wirkliche Ausführung des Spruches unterblieb und den Danzigern ihre Kirche gelassen wurde.

Ferner aber übte die rege Verbindung mit Italien, dem Heimatlande der Künste und Wissenschaften, auf die Entwickelung der allgemeinen Bildung in Danzig einen hervorragenden Einfluß aus. Bei der großen Aehnlichkeit der danziger Verhältnisse mit denen Venedigs und anderer italienischer Republiken wurden diese letztern bald zu einer Art hoher Schule für politische und staatsmännische Bildung, und diejenigen jungen Patricier, welche sich in ihrer Vaterstadt der höhern Beamtenlaufbahn widmen wollten, pflegten sich längere Zeit namentlich in Venedig aufzuhalten, um in den größern Verhältnissen der reichentwickelten italienischen Republik staatsmännische Studien zu machen. Aus ähnlichen Gründen begaben sich viele nach Rom; denn die kirchliche Stellung des reformirten Danzig zu dem katholischen Polen und die Rücksicht auf die eben damals anhebende katholische Reaction machten es nothwendig, daß die danziger Regierung über die Stimmung der Curie und die von ihren Gegnern bei derselben verfolgten Plane immer möglichst genau unterrichtet sei. Gerade die Gesandtschaft in Rom wurde deshalb besonders reich und glänzend unterhalten. Ueberhaupt aber mußte man in Danzig darauf bedacht sein, sich rechtzeitig die nöthige Anzahl juristisch gebildeter Männer heranzuziehen, welche die städtischen Aemter, die solche Kenntnisse erforderten, bekleiden konnten, und da aus dem Stande der Patricier allein das nicht geschehen konnte, so sorgte man von Staats wegen dafür, daß aus den niedern Ständen hochbegabte junge Leute in diese Laufbahn eintraten. Mit Staatsunterstützung wurden Alumnen nach den Universitäten und Akademien geschickt, namentlich wurde Padua sehr häufig von solchen Jünglingen besucht, die dann verpflichtet waren,

dem Rathe, der für ihren Unterhalt sorgte, von Zeit zu Zeit über den Gang ihrer Studien Bericht zu erstatten.

Wenn so in dieser Periode die Zahl derjenigen in Danzig nicht gering war, welche Italien und seine classischen Stätten gesehen und sich mit seinen Kunstdenkmalen und seinem literarischen Reichthum bekannt gemacht hatten, so war es nur natürlich, wenn diese die in ihrer Jugend empfangenen Eindrücke nun auch für ihre Vaterstadt zu verwerthen suchten, indem sie dieselbe mit schönen Bauten und mit den Freuden eines regen geistigen Verkehrs ausstatteten. Daher finden wir denn auch gerade in den während dieser Zeit entstandenen großen Bauwerken Danzigs ganz unverkennbar den Einfluß der italienischen Kunst, während anderes an die rege Verbindung mit den Niederlanden gemahnen kann. Daß die Periode bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts für die innere Geschichte Danzigs die reichste und glänzendste ist, geht auch aus den großartigen Bauwerken hervor, in denen die Handelsblüte und die politische Bedeutung des nordischen Venedig gerade während dieser Zeit eines glücklichen Aufschwungs sich verkörperten. Nachdem 1502 dem Hauptgewölbe der Sanct-Marienkirche der Schlußstein eingefügt war, stand das herrliche Gebäude, eine Zierde der baltischen Lande überhaupt, im wesentlichen vollendet da und, während die Zeitumstände eine vollständige Ausführung des ursprünglichen Plans nicht gestatteten, konnte man nun an die Ausschmückung im Innern gehen; dafür war namentlich wichtig der Bau der großen Orgel während der Jahre 1580—86. Im Jahre 1561 erhielt das rechtstädtische Rathhaus in dem schlank und leicht aufsteigenden, reichgegliederten und verzierten Thurme seinen schönsten Schmuck, dessen kühnes Aufragen den Aufschwung Danzigs selbst zu versinnlichen scheint. Im Jahre 1568 wurde offenbar nach italienischen Mustern das stattliche Grüne Thor

gebaut, welches den Langenmarkt nach der Wasserseite abschließend ursprünglich dazu bestimmt war, den Königen von Polen bei ihren Besuchen in Danzig als Absteigequartier zu dienen. Das altstädtische Rathhaus, heute ein Theil des Stadtgerichts, wurde 1587 vollendet. Derselben Zeit gehört dann die Entstehung der schönsten und glänzendsten Privatgebäude an; auch in ihnen erkennt man den Einfluß der italienischen Architektur, ja manche jener Bauten sind in ihren schönsten Zierathen geradezu italienischen Ursprungs, den Schmuck der Giebel und sogar ganze Façaden ließ man zu Schiffe aus Italien kommen; so ist z. B. die bilderreiche Façade des Steffens'schen Hauses am Langenmarkt ganz aus Italien gebracht, und zwar war sie der Ueberlieferung nach eigentlich zur Hinterfronte bestimmt und kam nur deshalb an ihren gegenwärtigen Platz, weil das Schiff, das die noch kostbarere Hauptfaçade trug, auf der Reise zu Grunde ging. Namentlich erkennt man in den bilderreichen und zum Theil außerordentlich schmuckvoll mit mancherlei Arabesken verzierten Beischlaggeländern manches Kunstwerk, das den italienischen Ursprung noch heute auf den ersten Blick verräth. Auch das Innere der Häuser und die Einrichtung der Wohnungen müssen wir uns dem Glanze und der soliden Pracht der Bauart entsprechend denken: kunstreich geschnitzte Treppen, deren Geländer die feinste Arbeit zeigen, sind noch heute in nicht geringer Zahl zu finden, obgleich natürlich im Laufe der Zeit sehr viel davon abhanden gekommen oder durch Umbauten zerstört worden ist. Auch bewahrt noch manches danziger Haus Zimmer mit schönem Schnitzwerk und reichem Getäfel; namentlich aber sind noch viele kostbare, geschnitzte und reichverzierte Möbel, besonders stattliche Schränke, erhalten und in manchem Hause wird man durch das herrlichste antike Meublement überrascht.

In alledem spiegelt sich eben der glänzende, aber zugleich auch solide Reichthum ab, dessen Danzig in dieser Periode sich erfreute. Der ganze Ton und das ganze Leben hatte in dem kleinen, auf eigenen Füßen stehenden Freistaat etwas durchaus Patricisches, aber im guten Sinne Patricisches, das seinen wahren Werth und seine Bedeutung erhielt durch den edeln Patriotismus und die stolz republikanische Gesinnung, die in der Bürgerschaft lebten und ihr inmitten mannichfacher Kämpfe den wahren Halt gaben. Zu keiner Zeit seiner Jahrhunderte umfassenden Geschichte gebührt Danzig so sehr wie gerade in der eben geschilderten Periode die Ehre, mit der mächtigen Republik von San-Marco verglichen und mit dem Namen des nordischen Venedig verherrlicht zu werden. Aber auch bei Danzig folgt wie bei Venedig auf die glänzende Blüte ein tiefer Verfall.

III.

Mit dem Ende des 16. Jahrhunderts beginnt auch in der Geschichte Danzigs die rückläufige Bewegung, in welcher durch innere und äußere Stürme die Blüte und Macht des nordischen Venedig zu Grunde geht. Dabei wiederholt sich in den Verhältnissen Danzigs im kleinern Maßstabe das, was als charakteristisches Kennzeichen der ganzen Periode für die allgemeine Geschichte festzuhalten ist. Der neue Aufschwung, welchen der Katholicismus seit der Gründung des Jesuitenordens genommen, führt auch für Danzig zu dem Auftreten einer kühnen und rücksichtslosen jesuitisch-katholischen Reaction, welche das Werk der Reformation noch einmal schwer zu gefährden droht; erst mit der glücklichen Abwehr derselben ist die evangelische Kirche in Danzig gesichert. Im Innern der gesammten evangelischen Kirche Deutschlands ist jene Zeit erfüllt von den leidenschaftlichen

Zänkereien zwischen Lutheranern und Calvinisten, in denen der ganze pfäffische Fanatismus des verknöcherten Lutherthums zum Ausbruch kam. Ganz dieselbe Erscheinung finden wir in Danzig, das von jenen lutherisch-calvinistischen Streitigkeiten tiefer erschüttert wurde als manche andere Stadt. Für die politische Geschichte Danzigs aber bilden in dieser Periode des beginnenden Verfalls die gewaltigen Kriege den Hintergrund, welche seit der Entsetzung Sigismund's III. von Polen und Schweden von dem schwedischen Throne zum Ausbruche kamen und auf länger als ein Jahrhundert den Nordosten Europas zu einem großen Kriegstheater machten. Inmitten dieser gewaltigen Kämpfe konnte Danzig zwar anfangs noch seine Bedeutung als Handelsstadt bewahren, aber seine politische Selbständigkeit mußte den Mächten gegenüber, in deren Streit es dadurch verwickelt und zwischen welche es gestellt wurde, allmählich gänzlich schwinden. Verliert Danzig aber so auch von seiner politischen Bedeutung, so behält es doch auch in jenen kampferfüllten Zeiten insofern eine sehr wichtige und historisch denkwürdige Stellung, als es die Hauptstütze und der wichtigste Hort des Deutschthums bleibt und sich durch seine Treue gegen die deutsche Nationalität und gegen die evangelische Lehre für alle Zeiten ein hohes und nicht zu unterschätzendes Verdienst erworben hat.

Seitdem nämlich auf dem lubliner Reichstage 1569 den Polen der lange vorbereitete Gewaltstreich gelungen und Westpreußen seiner Selbständigkeit beraubt und zur polnischen Provinz gemacht war, machte die Verpolonisirung des einst rein deutschen Landes erschreckend schnelle Fortschritte. Adel und Klerus hatten längst, von dem Glanze des polnischen Hofes geblendet und angelockt durch äußere Vortheile, jedes nationale Gefühl zu verleugnen angefangen, und bereitwillig boten sie sich jetzt dem Einflusse des Polenthums dar und

ließen sich in Sprache, Sitte, Gesinnung und Religion von ihm völlig umwandeln. Die deutschen Adelsgeschlechter Preußens suchten etwas darin, ihre Familiennamen ins Polnische zu übertragen oder doch wenigstens polnisch zuzustutzen, wie auch die deutschen Bezeichnungen ihrer Edelhöfe und Güter polnischen Benennungen weichen mußten. Ganz ebenso geschah es mit dem Klerus, der ebenso bereitwillig von seinem Deutschthum wie von der Sache der Reformation abfiel. So blieben denn die Städte allein übrig als Vertreterinnen der deutschen Nationalität und der mit dieser zugleich gefährdeten Reformation; den ersten und hervorragendsten Platz aber nimmt unter ihnen Danzig ein. Es war daher natürlich, daß die eifrigen Bemühungen der jesuitisch-katholischen Reaction ganz besonders Danzig und der in ihm erblühenden evangelischen Kirche galten.

An der Spitze dieser Bestrebungen stand Bischof Stanislaus Hosius, ein glaubenseifriger Katholik, dessen Hauptwunsch es war, daß auch Polen seine Bartholomäusnacht feiern möchte, der daneben aber auch der Gelehrsamkeit und wissenschaftlichen Bildung in der katholischen Kirche eine höhere Bedeutung verschaffen wollte. Hosius beförderte eifrig die Verbreitung der Jesuiten in Polen und Preußen, er gründete für sie 1564 das Collegium Hosianum zu Braunsberg und bediente sich ihrer dann auch bei den angestrengten Bekehrungsversuchen, durch welche Danzig in den Schos der alleinseligmachenden Kirche zurückgeführt werden sollte. Die früher geschlossenen Klöster wurden wieder eröffnet, namentlich aber forderten die Katholiken, daß man ihnen die Sanct-Marienkirche als ihrer Confession ursprünglich zugehörig herausgeben sollte. Am polnischen Hofe, wo die jesuitisch-katholische Reaction namentlich durch den päpstlichen Legaten Malaspina vertreten war, strengte man deshalb einen Proceß gegen Danzig an; derselbe drohte eine ungünstige

Wendung zu nehmen und man mußte in Danzig den Verlust des schönsten kirchlichen Bauwerks fürchten. Da rettete die Danziger ihre eben damals so rege Handelsverbindung mit Italien; zum Lohne für die Hülfe, welche die danziger Getreideflotte unter Johann Speimann dem von einer Hungersnoth heimgesuchten Rom gebracht hatte, ertheilte Papst Clemens VIII. der Stadt gerade in jener Zeit der höchsten Gefahr ein Privilegium, durch welches sie gegen alle Beeinträchtigungen und Verfolgungen sichergestellt und in Schutz genommen wurde, welche unter dem Vorwande der katholischen Religion gegen sie verübt werden würden; zugleich erhielt der Nuntius am polnischen Hofe Malaspina den gemessenen Befehl, sich jeder Feindseligkeit gegen die um Rom so verdiente Stadt zu enthalten. So wurde denn der schon so ungünstig stehende Proceß nicht weiter geführt, freilich auch nicht ausdrücklich niedergeschlagen; doch blieb seit seinem Stillstande nun die Marienkirche im Besitze des evangelischen Danzig, wenn auch die Katholiken ihre Ansprüche noch nicht aufgegeben haben und noch heute jeder katholische Pfarrer an der mit der Marienkirche verbundenen königlichen Kapelle gegen die Entziehung der Hauptkirche bei seinem Amtsantritt feierlich Protest einlegt.

Die Jesuiten gaben aber ihre Bemühungen noch nicht auf, Danzig wieder zum Katholicismus zurückzuführen. Längere Zeit schon hatten sie heimlich in der Stadt ihr Wesen getrieben, bis sie 1590 zur Entfernung genöthigt wurden. Nun ließen sie sich aber in der nächsten Nähe Danzigs, bei der Vorstadt Altschottland nieder, wo sie auf dem ihnen vom Bischof Rodrazewski geschenkten Grund und Boden eine Kapelle erbauten und ein Collegium und Priesterseminar errichteten. Der Rath sah sich daher seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts zu den nachdrücklichsten Gegenmaßregeln genöthigt und trieb die Jesuiten aus dem

Brigittenkloster, in dem sie sich heimlich eingenistet hatten. Durch diese stete Wachsamkeit gelang es denn auch wirklich, die Plane, welche die Jesuiten gegen Danzig verfolgten, zu vereiteln und sie außerhalb des städtischen Gebiets zu halten.

Neben diesem Kampfe gegen den Katholicismus wurde in ebendieser Zeit ein leidenschaftlicher Streit zwischen Lutheranern und Calvinisten geführt, welchem jedoch auch durchaus weltliche Elemente nicht fremd waren. Infolge der Religionsverfolgungen, welche allerorten gegen die Calvinisten geübt wurden, kamen viele von denselben nach Preußen und auch nach Danzig; sie fanden dort Aufnahme und Unterstützung, erregten aber bald durch ihre schwungreiche Gewerbthätigkeit, die sie in der neuen Heimat begannen, den Neid und die Misgunst der altangesessenen Gewerbtreibenden, und gerade in jener Zeit altlutherischen Eiferns war es nur natürlich, daß diese Spannung sich hinter Glaubenseifer für die Erhaltung der reinen lutherischen Lehre verbarg. Dazu bot sich namentlich Gelegenheit durch die streng lutherische Gesinnung des eifrigen Dr. Kittel, des ersten Predigers an der Sanct-Marienkirche; sein Calvinistenhaß traf mit der Aufregung des Volkes gegen die zu Wohlstand gelangenden fremden Einwanderer zusammen, und die Leidenschaften wurden in einem erschreckenden Grade entfesselt. Vergeblich bemühte sich der Rath um Vermittelung und Verhinderung eines offenen Ausbruchs, denn ihm lag daran, die fleißigen Fremden, die den Verkehr und den Wohlstand hoben, in der Stadt zu behalten. Gegenüber dem Eifer der beiden Prediger aber, die an der Spitze der streitenden Parteien standen, des genannten Kittel und des Dr. Prätorius, waren alle Bemühungen des Raths vergeblich, und namentlich während der Jahre 1581—88 hallten die Kanzeln wider von dem fanatischsten

Pfaffengezänk. Wohl erwehrten sich die Calvinisten der Angriffe ihrer leidenschaftlichen Feinde und gewannen sogar eine Zeit lang beinahe das Uebergewicht, mit dem Anfange des 17. Jahrhunderts aber begann eine Reaction im Sinne strengster lutherischer Recht- und Reingläubigkeit, welche die Reformirten der schon gewonnenen Vortheile wieder gänzlich beraubte; im Jahre 1612 erfolgte sogar der Erlaß eines Decrets, durch welches den Reformirten die bürgerliche Gleichberechtigung entzogen wurde, indem ihnen der Zutritt zum Rathe und andern städtischen Aemtern versagt wurde.

Weit verderblicher aber als diese innern religiösen und kirchlichen Kämpfe waren die äußern Kriegsstürme, von denen Danzig betroffen wurde und in denen der einst so glänzende Wohlstand und die reiche Handelsblüte desselben völlig zu Grunde gingen. Seit dem Ausbruch des großen nordischen Krieges zwischen Polen und Schweden wurden Danzig nur wenige Jahre der Ruhe gegönnt; lange war es das eifrigste Streben der danziger Staatsmänner, ihrer Stadt zwischen den streitenden Theilen wenigstens eine neutrale Stellung zu sichern. Wenn das nun auch bis zum Jahre 1620 im wesentlichen gelang, so war damit doch die ungeheuere Schädigung nicht abgewandt, welche der Krieg in den Ostseelanden für Danzig nothwendig im Gefolge haben mußte, zumal da Polen gegen die mächtige Stadt stets mistrauisch war und die Schweden, zu denen Danzig namentlich durch kirchliche Sympathien gezogen wurde, dieselbe ihre Treue gegen Polen möglichst hart entgelten zu lassen suchten. In dem ersten Jahrzehnt des seit 1595 geführten Kriegs vermochte Danzig sich noch einigermaßen zu halten, seine Noth wuchs aber zusehends, seitdem Gustav Adolf 1611 den Thron bestiegen und die Fortführung des von seinen Vorgängern begonnenen Kriegs beschlossen hatte. Die schwedische

Flotte blokirte Danzig und that seinem Handel den schwersten Schaden und der kriegerische König suchte auf jede Weise die Stadt zum Anschluß zu bringen und ergriff jeden Vorwand zu einem feindlichen Verfahren gegen sie und zur Beseitigung ihrer künstlichen Neutralität. Ein solcher bot sich ihm gerade damals: Ein holländischer Kaufmann, Spiering mit Namen, sollte um eine in Danzig gemachte Erbschaft von dem danziger Rathe gebracht worden sein; der deshalb angestrengte Proceß am polnischen Hofe rückte nicht aus der Stelle, und Spiering stellte sich daher unter den Schutz Gustav Adolf's, der diese Sache gern benutzte, um unter einem neuen Vorwande die ohnmächtige Stadt zum endlichen Anschluß an Schweden zu zwingen; mit Zustimmung Gustav Adolf's begannen Spiering und die Seinen Seeräuberei gegen danziger Schiffe. Wehrlos stand die Stadt solchen Gewaltthaten gegenüber; vergeblich gab der Rath immer und immer wieder von dem wahren Verhältniß der Spiering'schen Sache genauen Bericht, vergeblich betheuerte er immer von neuem seine friedliche Gesinnung und seine strenge Neutralität — alles hatte keinen Erfolg, und ohne unmittelbar an dem Kriege betheiligt zu sein, hatte Danzig doch alle Leiden desselben zu tragen.[12]) Der sechsjährige Waffenstillstand, der 1626 geschlossen wurde, führte auch nur eine kurze Erholungszeit herbei; aber die rühmenswerthe Treue, mit der Danzig an der Sache Polens festgehalten hatte, wurde nun auch anerkannt, indem die städtische Gerichtsbarkeit durch ein königliches Privilegium auch auf Edelleute ausgedehnt wurde und Danzig Befreiung von allen Abgaben erhielt.

Nur zu bald aber erneuerten sich die kriegerischen Unruhen. Schon bei dem Tode Gustav Adolf's 1632 schien der Ausbruch des Kriegs bevorzustehen, und Danzig traf daher seine Maßregeln, indem es für den Fall eines Angriffs

sich in Vertheidigungszustand setzte, den Obersten Huwaldt zum Stadtcommandanten ernannte und deutsche Miethstruppen heranzog. Doch ging die Gefahr noch glücklich vorüber, und 1635 wurde sogar durch den Stuhmsdorfer Vertrag zwischen Polen und Schweden ein Waffenstillstand auf 26 Jahre geschlossen; dadurch wurde auch Danzig von dem bisher durch die Schweden ihm aufgelegten Zoll befreit, aber der Polenkönig Wladislaw IV. versuchte denselben für sich weiter zu erheben. Die Folge davon war ein heftiger Streit zwischen dem Könige und Danzig, welches sich auf seine alten Privilegien und die eben erst noch ausdrücklich bewilligte Steuerfreiheit berief und auch von seiten der bei dem danziger Handel am meisten mitinteressirten Staaten Unterstützung fand, indem Dänemark und die Generalstaaten, aber auch Frankreich und England sich seiner gegen die Willkür Polens annahmen.

Trotz solcher Erfahrungen stand Danzig treu zu Polen, auch als noch vor Ablauf des zu Stuhmsdorf vereinbarten Waffenstillstands „der nordische Pyrrhus" Karl X. Gustav von Schweden seinen Eroberungskrieg gegen Johann Sigismund von Polen begann. Bei der Annäherung des feindlichen Angriffs erneuerte Danzig 1656 ausdrücklich dem Könige von Polen den Treueid; es setzte sich durch Niederreißen der Vorstädte in Vertheidigungszustand und traf unter den schwersten Opfern bedeutende Rüstungen zum Widerstande. Die von den Danzigern auf dem Weichselufer zur Deckung des Weichsellaufs errichtete Schanze nahmen die Schweden und begannen dann mit der Flotte auch von der Seeseite die Feindseligkeiten, indem sie den Hafen sperrten. Doch ließen die Danziger den Muth nicht sinken; eine niederländische Flotte eilte ihnen zu Hülfe, auf der Rhede gelang die Gefangennahme des schwedischen Feldmarschalls Grafen von Königsmark, und nach blutigem

Kampfe erstürmten die danziger Truppen auch die Schanze auf dem Weichselhaupte wieder. Erst 1660 machte der Friede von Oliva dem erschöpfenden Kriege ein Ende.

Wenn auch in seinem äußern Bestande ungeschmälert, ging Danzig doch in seiner Kraft gebrochen aus den langjährigen Kriegen hervor. Die ungeheuern Opfer, welche der Kampf gefordert, hatten die Kräfte der Stadt doch weit überstiegen, zumal da ja der Handel in den Kriegsjahren gänzlich daniederlag. Danzig, dessen Finanzen bisher so blühende und wohlgeordnete gewesen waren, war beim Ende des Kriegs tief verschuldet. Die Werbung und der Unterhalt der fremden Kriegsknechte, deren man gegen Schweden bedurfte, hatten enorme Summen verschlungen, z. B. in dem einen Jahre 1656 hatte Danzig für eine Streitmacht von 5000 Mann nicht weniger als eine Million Gulden ausgegeben. Bedeutende Opfer forderten auch die kriegerischen Bauten, die durch den Drang der Zeit nothwendig gemacht wurden. Die Befestigungen wurden nicht blos sehr verstärkt, sondern auch beträchtlich erweitert, indem die Stadttheile Langgarten und Niederstadt in sie hineingezogen wurden. Auf den Danzig beherrschenden Höhen des Hagelsbergs und des Bischofsbergs wurden Vertheidigungswerke angelegt. In der Stadt selbst wurde 1605 das alte Zeughaus erbaut, mit seinen vier stattlichen Giebeln und dem ornamentalen Reichthum derselben eins der schönsten und merkwürdigsten Gebäude Danzigs. Das 1644 gebaute neue Zeughaus (am Leegenthorplatz) zeigt dagegen in seiner einfachen Form, daß es zu einer Zeit entstanden ist, wo man eben nur einem dringenden Bedürfniß abhelfen wollte, sich aber nicht auf kunstreiche Bauten einlassen konnte.

Die 40 Jahre der Ruhe nach außen hin, welche mit dem Olivaer Frieden begannen, waren im Innern Danzigs aber wiederum sturmerfüllt und daher der Sammlung neuer

Kräfte wenig günstig. Der Gegensatz zwischen dem bevorrechteten Stande der großen Kaufleute und den Gewerken, die an der Regierung nur einen geringen Antheil hatten, trat gerade in dieser Zeit mit erneuter Schärfe auf, da in den Jahren der Noth doch auch die letztern in patriotischer Bereitwilligkeit die größten Opfer gebracht hatten und in nichts hinter den erstern zurückgeblieben waren, welche die Gewalt nach wie vor allein in der Hand behielten. Auch innerhalb der dem Kaufmannsstande Angehörigen herrschte Parteispaltung; denn durch den im Laufe der Zeit entwickelten künstlichen Gegensatz zwischen Groß- und Kleinbürgerrecht wurde eine Menge tüchtiger und wohlhabender Männer von dem gewinnreichen Großhandel ausgeschlossen, und wie zur Zeit des Verfalls der Hansa in allen hanseatischen Städten, so erstarrte nun auch in Danzig die frühere Scheidung der Stände zu einem leblosen, jede Bewegung und jede Entwickelung hindernden Kastenwesen. Die Bemühungen der dadurch Beeinträchtigten um Aufhebung dieser Einrichtungen hatten keinen Erfolg, und selbst ein ihnen Schutz gewährendes königliches Privilegium fand von seiten des Raths keine Beachtung. So kam es denn in den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts zu heftigen innern Reibungen, zumal da der alte Gegensatz zwischen Lutheranern und Reformirten auch hierbei wieder in Wirksamkeit trat; besonders geschürt und genährt wurde dieser bürgerliche und kirchliche Zwist durch die Intriguen und Hetzereien des seines Amtes entsetzten Dr. Strauch, der früher Prediger zu Sanct-Trinitatis und Rector des Gymnasiums gewesen war und dessen lutherischer Fanatismus es selbst zu öffentlichen Tumulten und heftigen Volksaufläufen kommen ließ.

Diese innern Streitigkeiten mußten sich noch steigern und der in ihnen zum Ausbruch kommende Gegensatz mußte noch mehr geschärft werden, weil die tiefe Zerrüttung, die infolge

der Kriegsjahre über die Finanzen von Danzig hereingebrochen war, an die Steuerkräfte der Bürger die allerhöchsten Anforderungen stellte und dadurch den Widerspruch noch deutlicher hervortreten ließ zwischen den großen Opfern, welche auch die Gewerke bringen mußten, und den geringen Rechten, die ihnen zustanden. Daher bemächtigte sich der gewerbtreibenden Bevölkerung Danzigs immer mehr der Geist der Unzufriedenheit und die Begierde, dem Zustande der Ungleichheit, der so schwer auf allen lastete, möglichst bald und vollständig ein Ende zu machen.

So finden wir denn in dieser Zeit des Verfalls in Rücksicht auf das materielle Wohl und die politische Bedeutung nur noch in Einer Richtung Danzig blühend und fortschreitend, nämlich in seinem geistigen und wissenschaftlichen Leben. Der Ruhm der Fürsorge für Wissenschaft und Kunst hat von jeher eine Zierde Danzigs gebildet; in der Verfolgung dieser höhern Interessen war die danziger Bürgerschaft dann noch befestigt worden durch die rege, auch literarisch und ästhetisch fruchtbare Verbindung mit Italien. Für wissenschaftliche Anstalten war immer mit Eifer und Erfolg Sorge getragen worden; so war 1558 das akademische Gymnasium eröffnet worden, welches unter der Leitung tüchtiger Gelehrter eine Pflanzstätte edler Geistesbildung und wissenschaftlicher Tüchtigkeit wurde. Einen ebenfalls bedeutenden Mittelpunkt gewann das wissenschaftliche Leben in Danzig durch die Gründung der Stadtbibliothek gegen Ende des 16. Jahrhunderts. Ein italienischer Edelmann, Bonifacius Markgraf von Oria, war als Reformirter genöthigt worden, seine Heimat Neapel zu verlassen; mit seiner kostbaren Bibliothek, welche er im Laufe der Zeit gesammelt hatte, begann er zu reisen, verweilte in Frankreich, England, den Niederlanden; im Jahre 1579 wurde er auf einer Seereise an die preußische Küste geworfen und verlor fast

seine ganze Habe bei der Strandung; nur ein Theil seiner Bibliothek wurde, freilich beschädigt, geborgen. Der damals schon hochbetagte und erblindete Edelmann beschloß in Danzig zu bleiben; er bot dem Rathe seine Bücherschätze an und es wurde ein Vertrag geschlossen, durch welchen dem Markgrafen von Oria ein Jahrgehalt und Wohnung in dem Franciscanerkloster gewährt wurde, wogegen seine Bücher in den Besitz der Stadt übergingen. Diesem Abkommen verdankt Danzig seine reiche Stadtbibliothek, welche im Laufe der Zeit vermehrt und vergrößert für jede Art geistiger und wissenschaftlicher Bestrebung einen bleibenden Mittelpunkt gebildet hat. Es würde nun aber zu weit führen, wollten wir uns hier in die ziemlich reichhaltige Gelehrtengeschichte von Danzig einlassen, seiner bedeutenden Schulmänner, Theologen, Historiker genauer Erwähnung thun. Nur Einen heben wir von den Gelehrten Danzig's hervor, dessen Ruhm der am weitesten verbreitete war, nämlich den als Astronom seiner Zeit hoch gefeierten Johannes Hevelius. Als Sohn eines reichen Brauers auf der Pfefferstadt 1611 geboren, studirte Hevelius, auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorgebildet, in Leyden die Naturwissenschaften, warf sich aber namentlich auf Mathematik und Astronomie. Dann bereiste er längere Zeit Deutschland, Frankreich, England und Italien und trat mit den berühmtesten seiner Fachgenossen in Verbindung. Später lebte er dann in Danzig, erbaute sich an seinem Hause eine eigene Sternwarte und widmete sich ganz seiner Wissenschaft, erfindungsreich namentlich in der Construction neuer Instrumente zu astronomischen Beobachtungen, die mit aller Sorgfalt ausführen zu lassen ihm sein großer Reichthum erlaubte. Im Jahre 1647 erschien seine berühmte „Selenographie", welche ihm einen Platz unter den Astronomen jener Zeit verschaffte; er widmete das schön ausgestattete Buch im patriotischen Sinne seiner

Vaterstadt Danzig, und noch heute bewahrt die danziger Stadtbibliothek einen schönen Band, in welchem in saubersten Ausführung all die Apparate, Instrumente und Maschinen gezeichnet sind, deren sich Hevelius bei seinen Beobachtungen bediente. Der Ruhm des danziger Astronomen erstreckte sich bald über Deutschlands Grenzen hinaus; seit 1663 bezog derselbe von Ludwig XIV. einen Jahrgehalt und auch von Johann III. von Polen und Karl II. von England wurden ihm mannichfache Gunstbeweise zutheil. Hochangesehen und von den Danzigern mit selbstgefälligem Stolze gefeiert starb Hevelius 1687.

War durch die Kämpfe, welche das 17. Jahrhundert erfüllt hatten, Danzigs ehemalige Macht und Blüte schon geknickt, so mußte sie vollends gebrochen werden durch die furchtbaren Schicksalsschläge, welche seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts die Stadt schnell hintereinander trafen. Die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts ist der erschöpfendste Abschnitt, den Danzig durchzumachen gehabt hat, während dessen der Reichthum der Stadt auf alle Zeiten vernichtet worden ist. Wie während des ersten nordischen Kriegs, so fand Danzig sich auch jetzt wieder in die Mitte zwischen die streitenden Theile gestellt, von denen jeder der Stadt möglichst viel abzupressen bemüht war. Schon im Frieden hatten die stets erneuerten Geldforderungen des verschwenderischen Königs August II. von Polen, zugleich sächsischen Kurfürsten, Danzig Verlegenheiten und Streitigkeiten bereitet und oft schwere Opfer auferlegt. Mit dem Ausbruche des Kriegs zwischen August II. und seinem Bundesgenossen Peter dem Großen und Karl XII. von Schweden erreichten die an Danzig gestellten Anforderungen und die Erpressungen, denen es wehrlos preisgegeben war, eine geradezu unerträgliche Höhe. Dazu standen schon 1703 die siegreichen Schweden im Gebiete Danzigs; der General Graf Stenbock stellte

unerschwingliche Forderungen, namentlich Lieferungen an Waffen, Munition und Lebensmitteln begehrte er; nur mit Mühe erkaufte Danzig durch eine Contribution von 100000 Thlrn. das Versprechen, daß es künftig nicht mehr behelligt werden sollte. Aber schon 1704 setzten die Schweden der Stadt hart zu; sie sollte sich von August II. lossagen, den von Karl XII. erhobenen Stanislaus Lesczinsky als König anerkennen und an ihn alles zahlen, was bisher an August II. als König von Polen gezahlt worden war. Drei Tage Zeit wurden den Danzigern zur Entscheidung gelassen; im Falle der Nichtannahme drohte Stenbock Danzig in ein „Eulennest“ zu verwandeln, und für jede Stunde, die von der gewährten dreitägigen Frist noch ohne Entscheidung verstriche, sollte Danzig 1000 Thlr. bezahlen. Wehrlos stand Danzig solchen Gewaltthaten gegenüber; am dritten Tage, nach Verlauf von 67 Stunden, die man mit 67000 Thlrn. büßte, nahm Danzig die gestellten Bedingungen vollständig an. Doch war damit erst der Anfang zu einem beispiellosen Raub- und Erpressungssystem gemacht, und heimlich bemühten sich die Danziger an den Höfen von Frankreich und England sowie bei den Generalstaaten um Hülfe, erreichten aber nirgends mehr als eine Verwendung zu ihren Gunsten bei dem Schwedenkönige. Da entschloß man sich zu einem Aeußersten: in dem preußischen Generalmajor von der Goltz gewann man einen Commandanten; der schon früher aus holländischen Diensten in die Danzigs übergetretene Oberst Sinclair trat ihm zur Seite und mit Eifer rüstete man, um die Stadt in Vertheidigungszustand zu setzen, ohne daß dadurch den Erpressungen und Gewaltthaten der Schweden irgendwie Einhalt gethan wäre. Die Noth Danzigs steigerte sich noch, als nun auch die Russen in seiner Gegend zu streifen und ebenfalls Contributionen einzutreiben begannen; dazu empfing Danzig von zwei Königen Befehle, sollte an

zwei die Krongefälle bezahlen und jeden unterstützen. Das hatte zwar ein Ende, seit August II. auf die polnische Krone im Altranstädter Frieden Verzicht leistete, doch war die Lage Danzigs damit doch um nichts gebessert, denn auch König Stanislaus mußte von der Stadt bedeutende Opfer verlangen, ohne daß er vermocht hätte, sie gegen die Schweden und deren Räubereien ganz sicherzustellen. Das Jahr 1709 brachte mit Karl's XII. Niederlage bei Pultawa und seiner Flucht nach der Türkei auch in dem Schicksal Danzigs eine neue Wendung hervor. Mit dem nun erfolgenden Sturz des Stanislaus Lesczinsky mußte Danzig sich wieder August II. unterwerfen und seinen durch die Noth des Kriegs und die Gewalt des Feindes erzwungenen Abfall mit einer Straffumme von 600000 Fl. büßen. Das Elend der Stadt wurde vollendet durch den Ausbruch einer furchtbaren Pest, welche 1709 und 1710 viele Tausende von Opfern verschlang und dem ohnehin schon so daniederliegenden Handel und Gewerbe neue Wunden schlug. Außerdem aber dauerten auch in den nächsten Jahren die Räubereien und Erpressungen fort, welche von den das Land durchziehenden polnischen und russischen Truppen verübt wurden. War kein Geld mehr zu erlangen, so wurden die Waarenlager und Waarenzüge der Danziger weggenommen — kurz, keine Art von Leiden blieb der Stadt in jenen kriegserfüllten Jahren erspart. Im Jahre 1716 verweilte Peter der Große selbst einige Zeit in der Nähe von Danzig, und die Ehrengeschenke, die man ihm geben, die Feste und Spiele, durch die man ihn feiern mußte, legten der erschöpften Stadt noch neue Opfer auf. Hinterher verlangte der Zar dann noch, daß Danzig sich jedes Handels mit den Schweden enthalten und ihm zum Kampfe gegen dieselben fünf Fregatten stellen sollte. Noch schwebten die Verhandlungen über diesen Punkt, während zugleich von polnischer Seite der Stadt alle nur

möglichen Lasten aufgebürdet und die ihr einst feierlich verbrieften Rechte mit Füßen getreten wurden, als 1718 der plötzliche Tod Karl's XII. den ersehnten Frieden in die nächste Zukunft zu rücken schien. Doch verwirklichten diese Hoffnungen sich noch nicht, sondern eine russische und schwedische Flotte, die einander gegenüberlagen, sperrten nach wie vor den danziger Hafen und drohten die Schrecken des Kriegs jeden Augenblick zu erneuern, bis endlich der Friede von Nystadt 1721 dem langjährigen Kriege ein Ende machte.

Aber nur wenige Jahre konnte man sich des Friedens freuen, und die Zeit, wo Danzig endlich Ruhe genoß, hatte zu einer wirklichen Erholung und zur Sammlung neuer Kräfte noch nicht hinreichend lange gedauert, als schon ein neuer Sturm hereinbrach und Danzig noch härter als früher von den Schrecken des Kriegs getroffen wurde. Als nach dem Tode August's II. der mit dem Sturze Karl's XII. seiner Herrschaft beraubte Stanislaus Lesczinsky seine Ansprüche auf die polnische Krone erneuerte, kam es zu dem mehrjährigen polnischen Erbfolgekriege, in welchem Rußland mit seiner ganzen Macht für August's II. Sohn, August III., als König von Polen eintrat und den von Frankreich unterstützten Stanislaus zu beseitigen bemüht war. Stanislaus Lesczinsky war bald zur Flucht genöthigt; er rettete sich nach Danzig, hinter dessen starken Wällen er seinen Feinden so lange Widerstand zu leisten hoffte, bis die in Aussicht gestellte französische Hülfe von der Seeseite her ankäme. Auch waren die Danziger, bei denen Stanislaus noch in gutem Andenken war und die ihn deshalb sofort anerkannt hatten, bereit, ihre Stadt zu seiner Rettung auf das Spiel zu setzen. Mit Eifer wurde an der Verstärkung der Befestigungswerke gearbeitet, wobei Frankreich durch seinen Gesandten, den Marquis de Monti, mit Geld und Waffen

Hülfe leistete; auch Ingenieure wurden aus Frankreich nach der bedrohten Stadt geschickt. Im Hinblick auf die starke Befestigung der mit 800 Kanonen besetzten Wälle und die im ganzen auf 20000 Mann steigende Vertheidigungsmannschaft (bei der freilich die bewaffneten Bürgercompagnien mit eingerechnet waren), waren die Danziger entschlossen, bis auf das Aeußerste Widerstand zu leisten. So entspann sich denn, als ein russisch-sächsisches Heer unter Feldmarschall Münnich vor der Stadt erschien, ein gewaltiger, mit Erbitterung und Heldenmuth geführter Kampf. Am 30. April 1734 begann das Bombardement; eilig flüchtete sich alles vor der drohenden Gefahr nach dem sicherern, jenseit der Mottlau gelegenen Langgarten oder suchte sich in den gewölbten Kellern zu verbergen. Die Verheerungen, welche dadurch angerichtet wurden, verfehlten ihren Eindruck auf die Bürgerschaft nicht; manche riethen zu Unterhandlung und Unterwerfung, aber der französische Geschäftsträger, Marquis de Monti, redete so zuversichtlich von der nahen französischen Flotte mit einem Entsatzheere an Bord, daß man sich zu fernerm Ausharren entschloß. Aber die Noth wuchs bald; zwar wurde der gewaltsame Sturm, mit dem die Russen in der Nacht vom 8. auf den 9. Mai sich des Hagelsbergs zu bemächtigen suchten, mit schwerem Verluste für die Angreifenden noch zurückgeschlagen, aber der französische Entsatz blieb aus, die Lebensmittel fingen an knapp zu werden, die Neigung zur Capitulation gewann bei vielen die Oberhand. Noch aber hatten die unter preußischer Vermittelung angeknüpften Verhandlungen keinen Erfolg, und bald darauf flößte das Erscheinen einiger französischer Schiffe und die Landung einer französischen Heeresabtheilung bei Weichselmünde allen neuen Muth ein. Als aber auch diese Hoffnung vereitelt, die französische Abtheilung zum größten Theile gefangen und Weichselmünde endlich in die Gewalt

der Russen gefallen und zugleich durch das Erscheinen einer russischen Flotte auf der Rhede die letzte Aussicht auf Hülfe genommen war, da stimmte Stanislaus Lesczinsky selbst bei, daß man mit den Russen über die Capitulation in Unterhandlung treten solle. Aber nur mit Mühe erlangte man zunächst die Bewilligung eines dreitägigen Waffenstillstandes, während dessen die Belagerer die Arbeiten an ihren Werken noch dazu ruhig fortsetzen konnten. Stanislaus selbst entfloh während dieser Frist als Bauer verkleidet unter mancherlei Abenteuern und Gefahren aus der Stadt und entkam glücklich nach Königsberg. Das Bekanntwerden der Flucht Lesczinsky's steigerte die Wuth der Russen, und nach Ablauf der dreitägigen Frist nahmen sie das Bombardement mit erneuter Heftigkeit wieder auf; die ganze Stadt schwebte in der größten Gefahr und nirgends war man mehr seines Lebens sicher. Erst nachdem die Unschuld Danzigs an des Königs Stanislaus Flucht erwiesen war und die Häupter der Partei Lesczinsky's, die in die Stadt geflohen waren, an die Russen ausgeliefert waren, um bis zur Beendigung des ganzen Kriegs in ihrer Gefangenschaft zu bleiben, wurde am 9. Juli die Capitulation abgeschlossen. Danach erkannte Danzig August III. von Sachsen als König von Polen an, zahlte an die Kaiserin von Rußland eine Buße von 1 Mill. Thlrn., lieferte die in seinem Solde stehenden Polen und Schweden als Kriegsgefangene an die Russen aus und nahm in Weichselmünde eine sächsische Besatzung auf.

Mit dem Ende des Kriegs aber waren die Leiden Danzigs noch nicht zu Ende; bedeutende Theile der Stadt lagen in Trümmern, Kirchen und andere öffentliche Gebäude waren beschädigt, die Zahl der Getödteten und Verwundeten überstieg 1000 bedeutend. Schwerer aber noch lastete auf der Stadt der finanzielle Ruin, der die Folge dieser Belagerung war. Nicht blos, daß der Handel Monate hindurch still

gestanden hatte: außer der an Rußland zu zahlenden Million und den 30000 Dukaten, welche zum Dank für die Verschonung der Glockenspiele und Kirchenglocken dem russischen Heere gezahlt werden mußten, verlangte August III. noch den Ersatz der gegen Danzig aufgewandten Kriegskosten und begnügte sich erst nach langem Feilschen und Markten mit 900000 preußischen Gulden, d. i. 300000 Thlrn. Nur mit der äußersten Mühe brachte man die zur Zahlung so enormer Summen nöthigen Mittel auf, und es war natürlich, daß die Steuern und Abgaben auf ein ganz unerhörtes Maß hinaufgeschraubt werden mußten, um einen auch nur annähernd genügenden Ertrag zu geben. Dabei machten sich denn auch die schon früher empfundenen Uebelstände mit erneuter Schwere geltend; am meisten wurden durch die Opfer, welche der Bürgerschaft nothgedrungen aufgelegt werden mußten, die Handwerker und die kleinen Gewerbtreibenden betroffen, während die großen Kaufherren auch hier mit einer Betheiligung abkamen, die zu dem von den übrigen Erforderten in gar keinem Verhältniß stand. Doppelt drückend wurde das empfunden, da von dem edeln patriotischen Sinne, der die Kaufleute und die regierenden Geschlechter einst erfüllt hatte, so gut wie gar nichts mehr übriggeblieben war. Die Regierung des Raths artete immer mehr zu einer auf Vetterschaft und Nepotismus beruhenden Oligarchie aus, die selbstsüchtig das allgemeine Wohl stets dem eigenen nachsetzte. Die nothwendige Folge war der Beginn einer lebhaftern Opposition von seiten der sogenannten Dritten Ordnung. Mit Eifer bemühten sich beide Theile, den polnischen Hof für sich zu gewinnen; die Dritte Ordnung reichte gegen die bestehende Rathsregierung 69 Klagepunkte ein, welche die Grundlage der Verhandlungen bildeten und auch theilweise Erledigung fanden. Erst am 3. Jan. 1752 kam der langwierige Streit, während

dessen es auch nicht an gewaltsamen Auftritten und heftigen Tumulten im Innern der Stadt gefehlt hatte, zu einem endgültigen Austrag. Eine königliche Ordination stellte das Verhältniß der Stände und die Vertheilung der Macht unter sie in neuer Weise fest und beseitigte die üblich gewordene Vetterschaft und den unwürdigen Nepotismus. Die Bestimmungen dieser königlichen Ordination, des neuen Grundgesetzes für die Freistadt Danzig, beschränkten die bisher unbegrenzten Befugnisse des Raths in sehr wichtigen Punkten, sie untersagten namentlich das Zusammensein von Verwandten im Rathe, hoben manche von den Handelsbeschränkungen auf, durch welche der Großhandel künstlich in den Händen der großen Kaufherren und der Geschlechter gehalten worden war, und erneuerten für die Rathswahlen das längst in Vergessenheit gerathene Präsentationsrecht der Dritten Ordnung.

Noch äußerten sich die Folgen dieser schweren innern Kämpfe in einzelnen Unruhen und Tumulten, in denen die letzten Stürme nachzuckten, als auch schon der Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs neue äußere Drangsale über die so schwer getroffene Stadt herbeiführte. Von allen Seiten wurde Danzigs Gebiet bei dem Ausbruche der Feindseligkeiten bedrängt; in Pommern standen die Schweden und in Preußen drangen die Russen ein. Schon 1758 standen die letztern unter Fermor und Panin vor Danzig und forderten im Namen der Kaiserin Elisabeth, daß die Stadt eine russische Besatzung aufnehmen und dafür jeder Art von Gunst und Bevorzugung gewärtig sein sollte. Die fremden Geschäftsträger unterstützten die Forderung Rußlands mit allem Nachdruck, und es bedurfte aller diplomatischen Geschicklichkeit und namentlich neuer Geldopfer, um die russischen Generale einstweilen zu beschwichtigen. Dennoch blieb die Gegend von Danzig der Schauplatz jeder Art von

Gewaltthätigkeit und Willkür, und wollte die Stadt ihre Selbständigkeit und ihren Wohlstand nicht widerstandslos für alle Zeiten verloren gehen lassen, so mußte sie sich ohne Rücksicht auf die neuen Opfer, die ihr damit auferlegt wurden, zu Rüstungen und zur Vertheidigung entschließen. In der Person des Generalmajors Eggers gewann man einen Offizier, der die Vertheidigungsmaßregeln leiten und an die Spitze des gesammten städtischen Kriegswesen treten sollte. Von allen Seiten aber fielen die Mächte nun erst recht über Danzig her: Rußland sah in diesen Rüstungen einen Act der Feindseligkeit, Preußen klagte über Begünstigung der Russen, Schweden beschuldigte die Stadt preußischer Sympathien, während der seines sächsischen Kurfürstenthums beraubte König von Polen immer neue Geldforderungen an die Stadt stellte, deren Finanzen schon so tief zerrüttet waren. Was an Geldmitteln verfügbar war, mußte verwandt werden, um die von Zeit zu Zeit in der Nähe Danzigs erscheinenden russischen Generale zu beschwichtigen und durch reiche Geschenke von der Ausführung ihrer Gewaltdrohungen zurückzuhalten. Auch gelang es dem Rathe wirklich, durch die von allen Seiten hereinbrechenden Stürme glücklich hindurchzusteuern und der Stadt, wenn sie auch in ihrer politischen Macht und ihrer materiellen Blüte noch schwerer geschädigt war, doch ihren äußern Bestand zu bewahren.

Mit dem Ausgang des auch für Danzig so verlustvollen Siebenjährigen Kriegs begann aber für das so schwer getroffene nordische Venedig nur eine neue Leidensperiode, die letzte, welche infolge seiner Verbindung mit Polen mit dem Ende seiner Selbständigkeit ausgehen sollte. Russischer Einfluß und russische Gewalt hatten nach dem Tode August's III. den Günstling Katharina's II., Stanislaus Poniatowski, auf den entwürdigten polnischen Thron erhoben. Mit seiner

Herrschaft, die eigentlich freilich nur dem Namen nach vorhanden war, begannen neue Bedrückungen: stets neue Vorwände, angeblich geltend zu machende Rechte oder Drohungen mit großen Processen wurden gefunden, um Danzig zu reichen Gaben an den König zu vermögen; offenbar war es darauf abgesehen, die alten Handelsprivilegien Danzigs zugleich mit seiner republikanischen Freiheit zu vernichten, und erst der Intervention der russischen Kaiserin, die sich der bedrängten Stadt gegen ihren habgierigen Günstling annahm, und den reichlichen Geldspenden, welche man am Hofe rechtzeitig aufwandte, gelang es, die drohenden Gefahren zu beseitigen.

Auch der materielle Wohlstand Danzigs, soweit er die großen Stürme der nordischen Kriege noch überdauert hatte, ging in dieser Zeit einem kläglichen Untergange entgegen. Das den ausländischen Handel schwer belastende polnische Zollsystem veranlaßte Friedrich II. von Preußen zu Repressalien, welche namentlich in der Anlegung einer Zollstätte zu Marienwerder bestanden und von den Danzigern bald als schwere Hemmnisse für ihren Handel empfunden wurden. Neue Streitpunkte fanden sich bald, seit einmal ein solcher Conflict veranlaßt war. Vergebens suchte Danzig sich gegen die Beeinträchtigungen seines ebenso mächtigen wie gewaltsamen Nachbars zu sichern. Da kam mit dem Jahre 1771 die polnische Theilungsfrage in das Stadium der Entscheidung; russische und preußische Truppen rückten in das wehrlose Land, angeblich um die Grenze gegen die in Polen herrschende Pest zu sperren. Neue Klagen wurden nun auch gegen das hart bedrohte Danzig vorgebracht, welches die aus Preußen fliehenden Militärpflichtigen beschützen und den Handel der preußischen Unterthanen beeinträchtigen sollte. Auf Grund dieser Klagen rückten preußische Truppen unter dem Obersten von Ingers=

leben in das danziger Gebiet; eine Buße von 100000 Dukaten wurde gefordert, und während der Rath vergeblich durch seinen Gesandten in Berlin Schonung zu erbitten bemüht war, streiften preußische Truppen bis an die Thore der Stadt. So mußte man denn der Gewalt weichen und ein Drittel der geforderten Summe sogleich zahlen, die nach Danzig geflohenen Militärpflichtigen aber ausliefern.

Das alles aber war nur der Anfang der über Danzig hereinbrechenden Katastrophe. Mit der Durchführung der polnischen Theilung 1772 begann erst die verhängnißvolle Krisis; alle Lebensadern wurden Danzig unterbunden und die Stadt trat sozusagen in das Stadium eines mühseligen Todeskampfes ein. Durch die erste polnische Theilung erhielt Preußen alles das, was einst zu dem Staate des Deutschen Ordens gehört hatte und von diesem 1466 im zweiten Thorner Frieden an Polen abgetreten war, also ganz Westpreußen mit Ausnahme der Freien Städte Danzig und Thorn. Diese beiden aber wurden dadurch kleine Enclaven mitten in dem Gebiete des großen Königs. Denn zu dem an Friedrich II. fallenden Westpreußen gehörte auch das Gebiet des alten Cujavien, also die danziger Vorstadt Sanct-Albrecht und das Kloster Oliva. Friedrich begnügte sich damit nicht; er verlangte von Danzig die Abtretung wichtiger Theile des städtischen Gebiets, nämlich des Dorfes Schidlitz, des wichtigen Holm, wo die Mottlau in die Weichsel geht, der Halbinsel Hela und namentlich des Hafenortes Fahrwasser. Vergeblich erwies der Rath urkundlich sein Besitzrecht auf alle diese Territorien: Friedrich II. ließ durch nächtlichen Ueberfall von Oliva aus Fahrwasser besetzen und hielt nun den Danzigern den Weg nach der See gesperrt. Langwierige Verhandlungen und ein heftiger Streitschriftenwechsel begannen, alle Versuche zu einem gütlichen Vergleich, um den auch Rußland sich bemühte, blieben

ohne Ergebniß, während der König in rücksichtsloser Gewaltthätigkeit den Danzigern den Handel ganz unmöglich zu machen und ihren Wohlstand so ganz zu ruiniren suchte, daß sie, blos um einem solchen Zustande zu entgehen, endlich freiwillig sich in seine Gewalt begeben sollten. Das gesammte Gebiet von Danzig wurde mit Zollinien umgeben, an denen für Ein- und Ausfuhr unerhört hohe Abgaben entrichtet werden mußten; die Radaune, für den Gewerbebetrieb in Danzig unentbehrlich, wurde zum großen Theile abgeleitet; so umgürtet von Zollstätten war Danzig, daß die danziger Patricier, wenn sie auf ihren Sommerhäusern zu Langefuhr, welches Friedrich durch Kauf an sich gebracht hatte, zu Pelonken, Oliva u. s. w. Erholung suchten, den Kuchen und Wein, den sie mitnahmen, hoch verzollen und sich die lästigen Chicanen der preußischen Steuerbeamten gefallen lassen mußten. Zwei Jahre ertrug man diesen Zustand, da erkannte Katharina II. Preußens Recht auf Fahrwasser an und forderte von dem danziger Rathe kategorisch, daß er ein Gleiches thue. Der Rath war dazu geneigt, wurde aber von den Bürgern der Dritten Ordnung in tumultuösen Auftritten daran gehindert. Die Hoffnung, die man auf Polen setzte, erwies sich, wie zu erwarten gewesen, ebenfalls als grundlos. Der preußisch-polnische Handelsvertrag vom Jahre 1775 enthielt Bestimmungen, deren Durchführung für den danziger Handel mit einem Todesurtheile gleichbedeutend war: alle auf der Weichsel nach Danzig bestimmten Waaren mußten einen Durchgangszoll von 12 Proc. zahlen, während von den auf der Nogat nach Elbing gehenden nur 2 Proc. erhoben wurden. In gleicher Weise wurde die Ausfuhr aus dem danziger Gebiete mit unerhörten Abgaben belastet; die zu Preußen gehörigen Vorstädte von Danzig, Altschottland und Stolzenberg, konnten alle Waaren 8 Proc. billiger liefern als das

wenige Schritte davon liegende, aber durch eine preußische Zollinie eingeengte Danzig. Da war es denn natürlich, daß aller Handel und Verkehr sich aus Danzig nach jenen Vorstädten zog und diese zu Wohlstand und Reichthum gelangten, während Danzig immer todter und stiller wurde und einer gänzlichen Verarmung entgegenging. Selbst der polnische Handel ging ganz in preußische Hände über. Ein solcher Zustand mußte auf die Dauer durchaus unerträglich werden; aufs äußerste bedrängt raffte sich der Rath 1782 auf und wagte den bisher geduldeten Durchgang von Waaren von der Weichsel nach den preußischen Orten zu verhindern. Der Unwille von seiten Preußens war gewaltig; vergebens deducirte der Rath Danzigs gutes Recht aus den alten Privilegien; die Antwort waren Schritte offener Feindseligkeit gegen die Stadt von seiten Preußens. Erst der von Danzig angerufenen russischen Vermittelung gelang es 1784 einen Vertrag zu Stande zu bringen, der den Danzigern freilich eine nur scheinbare Erleichterung gewährte.

Das Verhältniß des ohnmächtigen Freistaats zu dem gewaltigen Nachbar blieb aber immer ein solches, daß Danzig jeden Augenblick des Endes seiner Selbständigkeit gewärtig sein konnte, — ein Schicksal, das man abzuwenden suchte, indem man in jeder Weise die Gunst des berliner Hofes zu erhalten bemüht war. Aber es war nur eine kurze Frist, welche Danzig durch das Ausharren in der Noth der letzten Jahre gewonnen hatte. Die Stürme des Revolutionszeitalters brachen über Europa herein, die Einmischung Preußens und Oesterreichs in den in Frankreich tobenden Kampf und ihr unglücklicher Feldzug verflochten sich mit den russisch-türkischen Händeln und der orientalischen Frage, und es kam 1793 zu der zweiten Theilung Polens; sie sollte Preußen in den Besitz des so lange begehrten Danzig setzen. Am 24. Febr. 1793 erschien das Decret, durch welches der

König Friedrich Wilhelm II. die bevorstehende Besetzung des Freistaats Danzigs ankündigte und welches eine Anzahl zum größten Theile unbegründeter und weit hergeholter Anschuldigungen gegen Danzig und Klagen über dessen gegen Preußen feindselige Gesinnungen enthielt. Gleichzeitig concentrirte sich in der Umgegend ein bedeutendes Truppencorps, um das danziger Gebiet einstweilen zu besetzen. Bereits am 8. März stand dasselbe vor den Thoren der Stadt und hinderte jede Art von Verkehr durch dieselben; zugleich wurde die Weichsel sowol nach der See hin wie nach dem Binnenlande zu gesperrt. Eine Deputation sollte im Lager erscheinen, um die Befehle des Königs von Preußen in Empfang zu nehmen. Eine solche wurde hinausgeschickt, zugleich aber wurde auch zur Vertheidigung gerüstet. Den danziger Abgeordneten theilte der General von Raumer mit, daß er zur Besetzung der ganzen Stadt bevollmächtigt, aus Schonung zunächst nur die Einräumung des Bischofs- und Hagelsbergs und der Festung Weichselmünde begehre; dazu und zu der ebenfalls geforderten Einstellung jedes Handelsverkehrs mit Frankreich wurde dem Rathe eine vierundzwanzigstündige Frist bewilligt. In Danzig selbst folgten nun unruhige Stunden einer fieberhaften Erregung und Spannung; das aufgeregte Volk lärmte und tumultuirte, der Rath erwog die Wehrlosigkeit und Ohnmacht der Stadt, die Kaufmannschaft ließ durch ihre Vertreter die Interessen des Handels erwägen; man konnte zu keinem Schluß kommen, zweimal mußte die gewährte Bedenkzeit um 24 Stunden verlängert werden, und erst am 11. März begab sich eine neue Deputation in das Lager des preußischen Generals, um demselben die ihm offenbar ganz unerwartet kommende Erklärung zu überbringen, daß Danzig „verlassen von aller Hülfe und den Zeitumständen nachgebend“ sich freiwillig der Herrschaft des Königs von Preußen zu unterwerfen bereit

sei. Der General von Raumer war für diesen Fall ohne die nöthigen Weisungen; dieselben wurden erst eingeholt und so lange blieb Danzig unbesetzt, da man nicht durch die Aufnahme preußischer Truppen die Leidenschaft der aufgeregten Menge zu einem Aeußersten steigern wollte. Dennoch fehlte es nicht an Excessen, und nur den von seiten des Raths und des preußischen Commandos getroffenen energischen Vorsichtsmaßregeln war die Verhinderung ernstlicherer Unruhen zu danken. Die Lage Danzigs blieb noch eine höchst drückende, da die Blokade fortdauerte und selbst die nach Berlin an den Staatsrath gerichtete Bitte um Aufhebung derselben keinen Erfolg hatte. Erst am 26. März traf die Meldung ein, daß der König die freiwillige Unterwerfung Danzigs bereitwillig annehme; zugleich erhielt General von Raumer die Weisung, Danzig zu besetzen, und wurde den Bürgern der Stadt — nicht aber den Einwohnern des Gebiets — Freiheit vom Militärdienst versprochen, auch die Zusicherung ertheilt, daß die Rechtstadt von Einquartierung freibleiben und Danzig sein Handels- und Stapelrecht erhalten werden sollte.

Am 28. März 1793 erfolgte der Einmarsch der Preußen, welche zunächst die Außenwerke besetzten. Die fast drei und ein halbes Jahrhundert umfassende Geschichte des kleinen, einst so mächtig blühenden Freistaats ging damit zu Ende und das stolze nordische Venedig, damals freilich nur noch ein Schatten seiner ehemaligen Herrlichkeit, sank zu einer preußischen Provinzialstadt herab. Dieser merkwürdige Uebergang vollzog sich denn auch nicht ohne heftige innere Erschütterung. Die aufgeregte, in die ganze Trostlosigkeit der Lage nicht hinreichend eingeweihte Menge schrie über Verrath, sie rottete sich tumultuirend zusammen, mishandelte und tödtete die ihr entschlossen Entgegentretenden, zog mit Flinten und aus dem genommenen Zeughause geraubten

Kanonen gegen die Preußen, welche in den Außenwerken ungünstig aufgestellt ihren Geschossen ausgesetzt waren. Auch die Preußen mußten feuern, und erst als durch die Granaten, die vom Hagelsberge her gegen die Aufrührer geschleudert wurden, Schrecken verbreitet und die Wuth der zügellosen Menge einigermaßen ausgetobt war, legte sich der Sturm, der für Danzig leicht so außerordentlich verhängnißvoll hätte werden können. Längere Zeit dauerte es jedoch, bis man sich über die Aufnahme der preußischen Truppen in die eigentliche Stadt einigte; daher blieb Danzig denn auch den lästigen Folgen der noch fortdauernden Blokade ausgesetzt. Erst am 4. April erfolgte der Schlußact dieses Dramas: am Morgen dieses Tages zogen die preußischen Truppen unter General von Raumer mit klingendem Spiele in die innere Stadt ein, und schon am 7. Mai leistete Rath und Bürgerschaft dem neuen Herrscher feierlich die Huldigung.

Hatte sich Danzig nur nach schweren Kämpfen und nicht ohne Widerstreben von seiner republikanischen Selbstherrlichkeit getrennt, um als Glied eines großen Staats gegen die Stürme und Leiden der gewaltig bewegten Zeit Schutz zu finden in dem festern Zusammenhalt der preußischen Monarchie, so hat es, nachdem der entscheidende Schritt einmal gethan war, sich in seinen so ganz neuen Verhältnissen auch mit einer Freudigkeit und Opferbereitwilligkeit heimisch zu machen gesucht, welche in jeder Hinsicht Ruhm verdienten und dem neuerwachten und veredelten Patriotismus seiner Bevölkerung ein schönes Zeugniß ausstellen. Zumeist die Rücksicht auf die völlige Isolirung seiner Stellung, die Unterbindung aller seiner Lebensadern und den damit nothwendig hereinbrechenden Ruin hatte die Entscheidung für Unterwerfung unter preußische Hoheit ausfallen lassen. Gerade der Zeitpunkt aber, in welchem der Anschluß der den Stürmen der Zeit nicht mehr gewachsenen Republik an die preußische

Monarchie erfolgte, war für diese selbst ein höchst verhängnißvoller: denn eben damals begann jene Reihe erschütternder Ereignisse, welche den Staat Friedrich's des Großen zertrümmerten und dem gänzlichen Untergange nahe zu bringen drohten. Wenn aber gemeinsame Leiden und gemeinsames Durchkämpfen durch schwere Unglückszeiten das festeste Band um Herrscher und Beherrschte zu schlingen und beide unlösbar zu vereinigen geeignet sind, so hat Danzig in den Jahren der Napoleonischen Kriege so viel geduldet und so Glänzendes geleistet, daß es sich ein Recht erworben hat auf eine Stellung, wie sie die am längsten mit dem Hause der Hohenzollern verbundenen Städte irgend beanspruchen können.[13])

Mit der Einverleibung Danzigs in den preußischen Staat ging natürlich auch eine durchgreifende Veränderung in seiner Verfassung vor sich. Die bisher bestehenden drei Ordnungen wurden aufgelöst und ein neuer städtischer Magistrat trat an die Spitze der Verwaltung. Die richterlichen Functionen des frühern Raths wurden auf das neueingerichtete Stadtgericht übertragen. Ordnung und Regelmäßigkeit kehrten in die Verwaltung und die Rechtspflege zurück, und dankbar empfand man allgemein den neuen Aufschwung, den Handel und Verkehr nahmen, seit die lästigen preußischen Zollschranken gefallen und Danzig wieder in den Besitz seiner natürlichen Stellung als Centrum für den Handel der Weichsellande gekommen war. Eine republikanische Verschwörung, welche 1797 von einigen unreifen Köpfen angezettelt wurde, ging ohne jede Bedeutung und Folge zu Ende. Die neue Verbindung Danzigs mit dem preußischen Königshause und der infolge derselben neu auflebende Wohlstand der Stadt fanden ihren schönen Ausdruck in den reichen und glänzenden Festlichkeiten, welche im Sommer 1798

stattfanden zu Ehren Friedrich Wilhelm's III. und der Königin Luise, welche auf der Reise zur Huldigung nach Königsberg einige Tage in und bei Danzig verweilten.

Nach kurzer Ruhe, unter deren Segnungen Danzig neu erblüht war, brach mit dem Jahre 1806 ein neues schweres Verhängniß über Danzig herein und verflocht die Stadt aufs tiefste mit dem namenlosen Unheil des preußischen Staats. Nach dem Unglückstage von Jena und Auerstädt verweilte ein Theil des königlichen Hauses einige Zeit in Danzig, von wo er aber durch die Nachricht von der Capitulation von Prenzlau zur weitern Flucht nach Königsberg genöthigt wurde. Als dann mit ungeahnter Schnelligkeit der Kriegsschauplatz von der Elbe und Oder nach der Weichsel verlegt war, standen Danzig die Schrecken einer französischen Belagerung bevor. Bei der Annäherung der Feinde wurde mit Hülfe des Stauwerks an der Steinschleuse die reiche Niederung unter Wasser gesetzt; die Vorstädte wurden zum Theil geräumt und demolirt, um die Vertheidigung zu erleichtern. Das war ein trauriger erster Weihnachtstag, als mit dem Niederreißen des stark bewohnten Neugarten begonnen wurde und dessen bisherige Insassen obdachlos in das kalte Decemberwetter hinauswandern mußten. Ein gleiches Schicksal traf bald danach die den Wällen zunächstgelegenen Dörfer, namentlich mußte die zu seltenem Reichthum erblühte Vorstadt Stolzenberg gänzlich niedergebrannt werden; auch Altschottland und Petershagen wurden den Flammen übergeben. Mitte März 1807 begannen die Kämpfe an den am meisten vorgeschobenen Werken, und immer dichter und enger zogen sie sich seitdem an die Stadt heran. Vergebens forderte Marschall Lefèvre, der die Belagerung leitete, den Commandanten Graf Kalckreuth am 25. April zur Uebergabe auf; sie wurde abgelehnt, und

das Bombardement wurde nun immer heftiger und in seinen Wirkungen immer verheerender. Erst als jeder Widerstand unmöglich geworden war, schloß der heldenmüthige Commandant eine Capitulation, welche ihm und der Besatzung freien Abzug mit allen militärischen Ehren gewährte. Am 27. Mai verließ der Rest der Besatzung, die von 21000 Mann auf den dritten Theil zusammengeschmolzen war, mit klingendem Spiel die Stätte ihres in jener Zeit doppelt hell glänzenden Ruhms.

Mit dem Abzuge der heldenmüthigen preußischen Besatzung und dem Einrücken der Franzosen unter dem später zum Herzog von Danzig erhobenen Marschall Lefèvre begannen für Danzig sieben Jahre eines scheinbaren Glanzes, unter dem das jammervollste Elend verborgen war, in denen der Rest des fürstlichen Reichthums, den das danziger Patriciat aus den Stürmen des 18. Jahrhunderts gerettet hatte, der erfinderischen Raubgier der Franzosen, dem frevelhaften Despotismus Napoleon's und der raffinirten Erpressungskunst seiner Marschälle und Intendanten unwiederbringlich zum Opfer fiel, in denen die Stadt unter hochtönenden Titeln, mit denen man sie belastete, das ganze Elend der Fremdherrschaft und des frivolen Militärdespotismus zu ertragen hatte. Man frage die Leute, welche als Knaben und Jünglinge zu jener Zeit des Schreckens in der unglücklichen Stadt gelebt haben, und man wird aus ihren Erzählungen und den noch so lebendig gebliebenen Eindrücken, die sie bewahrt haben, ein ungefähres Bild von dem Zustande gewinnen, der damals in Danzig herrschte.

Der Tilsiter Friede gab Danzig scheinbar seine Selbständigkeit wieder; es wurde Republik unter französischem und sächsischem Schutze und in seinem Gebiete im ganzen auf 11 Quadratmeilen vergrößert. Aber hatte die Stadt

schon bei der ersten Anwesenheit der Franzosen und durch die glänzenden Festlichkeiten, mit denen man Lefèvre und die andern die Republik besuchenden Marschälle und hohen Würdenträger ehren mußte, schwer gelitten, so wurde man über den Werth der durch die Franzosen erneuerten republikanischen Freiheit vollständig aufgeklärt, als für die Gewährung derselben für den Kaiser ein Ehrengeschenk von 10 Mill. Frs. gefordert wurde, während der General Rapp, der zum Gouverneur ernannt wurde, sich selbst mit einer Million beschenken ließ. Außerdem mußte eine Contribution von 20 Millionen gezahlt werden, und Danzig sich zur Aufnahme einer französischen Besatzung und zur Verpflegung derselben verpflichten. Vergebens waren die Bemühungen der mit großem Pomp erneuerten republikanischen Regierung, eine Milderung herbeizuführen; auch in Danzig organisirte Daru das Raub- und Erpressungssystem. Es würde zu weit führen und zu unerquicklich sein, wollten wir hier in eine genauere Schilderung des damaligen Elends eingehen und die Leiden im einzelnen darstellen, welche die unglückliche Stadt in den sieben Jahren der französischen Besetzung zu ertragen gehabt hat und durch welche ihr ehemaliger Reichthum bis auf den heutigen Tag gebrochen ist. Seinen Höhepunkt erreichte das Elend Danzigs, als nach dem Zusammensturz der Napoleonischen Macht General Rapp hinter den Wällen der durch Napoleon noch verstärkten Festung der russischen Belagerungsarmee verzweifelten Widerstand leistete, ungeachtet des Flehens der ruinirten Bürgerschaft, welche den größten Theil ihrer Stadt in Flammen aufgehen sehen mußte. Erst am 29. Dec. 1813 nach mehrmonatlichem Widerstande capitulirte Rapp und räumte am 2. Jan. 1814 die fast in einen Trümmerhaufen verwandelte Stadt. Danzig kehrte wieder unter preußisches

Scepter zurück, die republikanische Leidenszeit war zu Ende und mit der Einführung der neuen preußischen Reformen, namentlich der Städteordnung, wurde auch Danzig der Segnungen des Friedens theilhaftig, die freilich lange Zeit ungestört wirken mußten, ehe sie auch nur die schlimmsten Spuren der durchgerungenen Kämpfe verwischt hatten.

Anmerkungen.

---

1) Es braucht wol kaum noch bemerkt zu werden, daß die vorliegende Geschichte Danzigs nicht den Anspruch erhebt, etwas durchaus Neues zu geben. Gegenüber den langathmigen und für einen größern Leserkreis ungenießbaren ältern Darstellungen der danziger Geschichte kam es darauf an, auf beschränktem Raume ein Bild von der merkwürdigen Blüte und der vielseitigen Bedeutung des nordischen Venedig zu entwerfen; dem in diesem Gebiete heimischen Forscher wird von einigen Einzelheiten abgesehen nichts Unbekanntes geboten sein; auch ist das überreich vorhandene Material archivalischer Art doch noch lange nicht hinreichend durchgeforscht, um für eine detaillirte Darstellung der Geschichte Danzigs eine völlig genügende Grundlage darzubieten, da namentlich für die spätern Zeiten in dieser Hinsicht eigentlich erst noch alles zu thun ist. Im allgemeinen beruht daher die vorliegende Arbeit auf den ältern hierher gehörigen Werken, den bahnbrechenden Studien des Professors Dr. Hirsch, meines verehrten frühern Collegen, jetzt in Greifswald, und nur in einzelnen Abschnitten auf erneuter quellenmäßiger und archivalischer Forschung. Aus der reichen historischen Literatur über Danzig kommen hier namentlich in Betracht: Kaspar Weinreich's Danziger Chronik. Ein Beitrag zur Geschichte Danzigs, der Lande Preußen und Polen, des Hansabundes und der nordischen Reiche. Herausgegeben und erläutert von Th. Hirsch und F. A. Voßberg (Berlin 1855); M. Kaspar Schütz, Historia rerum Prussicarum. Warhaffte vnd eigentliche Beschreibung der Lande Preußen, ... darinnen auch die ankunfft und erbawung der Königlichen Stadt Dantzig fleißig beschrieben und angezeiget wird (Zerbst 1592), dann mit einer Fortsetzung (1525—98) von D. Chyträus (Leipzig 1599). (Vgl. im allgemeinen über Schütz M. Töppen, Geschichte der preußischen Historiographie, S. 252 fg.); Reinhold Curicke, Der Stadt Dantzig historische Beschreibung, worinnen von dero Vhrsprung, Situation, Regierungs-Art, geführten Kriegen, Religions- und Kirchen-Wesen

ausführlich gehandelt wird. Verfasset und zusammengetragen im J. Christi 1645, anitzo aber mit sonderbahrem Fleiß ... in offentlichen Druck außgegeben von Georg Reinhold Curicken (Amsterdam und Dantzigk 1608; mit sehr interessanten und lehrreichen Abbildungen in Kupferstich); Daniel Gralath, Versuch einer Geschichte Danzigs aus zuverlässigen Quellen und Handschriften (3 Bde., Königsberg 1789—91); Gotthilf Löschin, Geschichte Danzigs von den ältesten bis zur neuesten Zeit (2 Bde., Danzig 1822—23). Alle diese Arbeiten kommen mehr als Materialiensammlungen als wegen der kritischen Verarbeitung ihrer Quellen in Betracht. Die Grundlagen zu einer wissenschaftlichen Anforderungen genügenden Geschichte Danzigs sind zuerst durch die langjährigen Forschungen von Theodor Hirsch gelegt. Es steht von seinen Arbeiten hier in erster Linie: Th. Hirsch, Die Oberpfarrkirche zu Sanct-Marien in Danzig in ihren Denkmälern und in ihren Beziehungen zum kirchlichen Leben Danzigs überhaupt dargestellt (Thl. 1, 1843; Thl. 2, leider unvollendet); Danzigs Handels- und Gewerbsgeschichte unter der Herrschaft des Deutschen Ordens. Gekrönte Preisschrift der Fürstlich Jablonowski'schen Gesellschaft (Leipzig 1858). Einige kleinere Arbeiten Hirsch's werden an den betreffenden Stellen genauer angeführt. Hier seien außerdem noch erwähnt: K. Hoburg, Geschichte der Festungswerke Danzigs (Danzig 1852); Geschichte und Beschreibung des Rathhauses der Rechtstadt Danzig, aus archivalischen Quellen (Danzig 1857). Für die Ordensgeschichte ist benutzt: Joh. Voigt, Geschichte Preußens. 9 Bde. Ein Verzeichniß der wichtigsten Urkunden über Danzigs Verfassungsgeschichte bietet Gengler, Corpus iuris municipalis Germaniae medii aevi. Vol. I. s. v. Danzig, S. 709 fg.

2) Vita S. Adalberti in den Mon. German. hist., S. 4, 593: „urbs Gydannyze". — Die ältern Geschichtschreiber Danzigs, Gralath und auch noch Löschin, verlieren sich bei der Vorgeschichte Danzigs in die allervagsten Hypothesen, von denen hier keine Notiz genommen werden kann.

3) Das Folgende nach Hirsch, Geschichte der Marienkirche und Handels- und Gewerbsgeschichte, wo diese Verhältnisse zum ersten male nachgewiesen sind.

4) Voigt, Geschichte Preußens, Bd. 6.

5) Vgl. im allgemeinen über die Vorgänge in der Zeit der tannenberger Schlacht und der Belagerung Marienburgs Voigt, Geschichte Preußens, VII, 120 fg.

6) Vgl. H. Prutz, Die Katastrophe des danziger Bürgermeisters Konrad Letzkau, in der Altpreußischen Monatsschrift, herausgegeben von R. Reicke und E. Wichert, III, 597—630.

7) Hirsch, Kaspar Weinreich. Einleitung.

8) Vgl. Hirsch, Danzig zur Zeit der Mattern; in den Neuen Preußischen Provinzialblättern (1854).

9) Hirsch, Pancratius Klemme (1842).

10) Hirsch, Herr Georg Kleefeld und seine Zeit (1848).

11) Hirsch, Der Handelsverkehr Danzigs mit den italienischen Staaten zu Ende des 16. Jahrhunderts; in den neuen Preußischen Provinzialblättern (1847).

12) Aus den Missivbüchern, die im danziger Archive bewahrt werden, kennen wir die in der Spiering'schen Sache zwischen dem danziger Rathe und Gustav Adolf geführte Correspondenz. Aus derselben gewinnt man überhaupt einen Einblick in die hülflose Lage der Freien Stadt und die Bedrängniß, in der sich dieselbe eigentlich fortwährend befand. Ich theile einige Einzelheiten daraus mit: 1620, Sept. 28: Der danziger Rath berichtet an Gustav Adolf, wie es in Danzig mit den Ansprüchen Fremder auf eine in Danzig gemachte Erbschaft gehalten werde, und zeigt, daß danach auch in Sachen des Peter Spiering alle Form Rechtens erfüllt und nicht gewaltthätig verfahren sei. (Missiv 1620, Fol. 86.) 1621, Juni 16: Der Rath, durch ein Schreiben Gustav Adolf's vom 10. Febr. a. c. und die beigefügte Supplication des P. Spiering unterrichtet, daß der König über seinen ersten Bescheid „nit allerding vergnüget", sondern zornig darüber sei, daß Spiering ihn in der Supplication „fast grob vnd verletzlich betastet", stellt noch einmal genau den Gang des Spiering'schen Erbprocesses dar und weist nach, daß Spiering nicht „das dominium der besagten Erbschafft vnd die wirkliche intromission erlangt" habe, übersendet die betreffenden Actenstücke, um zu zeigen, daß kein Unrecht geschehen, also auch kein Grund zu Repressalien da sei, und schließt dann: „Als leben wir nochmals der unterdienstlichsten Hofnung und Zuversicht kegenst E. K. M. dieselbe keineswegees dergleichen mittel kegenst uns oder die unsrigen verhengen werden, dadurch die gewöhnliche commercien und nachbarliche correspondentz — — durch diese frembde leute behindert oder verschmelert werden möchten" u. s. w. (Missiv 1621, Fol. 69.) 1621, Sept. 19: Der Rath erneuert die Versicherungen der Neutralität und bittet um Wiederherstellung der Handelsbeziehungen.

(Ebend. Fol. 114.) 1621, Dec. 24: Ein Schreiben desselben Inhalts, durch einen expressen Boten gegen Empfangsbescheinigung überbracht. (Ebend. Fol. 148.) 1622, April 22: „An Gustaff Sparrn Kön. Majtt. zu Polen (!) und Schweden Kriegsobersten": Klage über Gewaltthaten schwedischer Soldaten gegen danziger Bürger. (Missiv 1622, Fol. 37.) 1622, April 29: Ein Schreiben in gleicher Sache an den Kapitän von Fitinghoff. (Ebend. Fol. 46.) 1622, Mai 23: „An die Secretarios bei Hofe" — (die stehenden Bevollmächtigten am polnischen Hofe zu Warschau) —: Der König von Polen möge die Neutralität Danzigs respectiren, da Gustav Adolf sonst seine Drohungen gegen die Stadt gewiß ausführen werde. (Ebend. Fol. 43.) 1622, Juli 26: Ein Schreiben desselben Inhalts an „Hans Weiher, Woiwoden von Culm". (Missiv 1622, Fol. 22.) 1622, Aug. 12: „An den Secretär Bauer bei Hof:" Meldung, daß von Gustav Adolf ein neues, hart drohendes Schreiben eingelaufen sei; Auftrag, gewisse Papiere zurückzuschaffen, welche die geschehene Auslieferung der von Spiering beanspruchten Erbschaft an den König von Polen beweisen. (Ebend. Fol. 77.) 1622, Aug. 19: „An die Herren Stadtenn" (Generalstaaten der Niederlande): Ausführliche Auseinandersetzung der Spiering'schen Angelegenheit und Beschwerde über des Franz Spiering Intriguen gegen Danzig. Die Generalstaaten sollen dem Treiben desselben Einhält thun, da sonst die polnische Krone genöthigt sein würde, gegen die in ihrem Gebiete befindlichen niederländischen Kaufleute Repressalien zu ergreifen. (Ebend. Fol. 80 fg.) 1622, Aug. 29: An Gustav Adolf: Dem Franz Spiering sei in Danzig kein Recht verweigert worden; Bitte um Einstellung der Repressalien. (Antwort auf ein am 19. Juli erhaltenes königliches Schreiben vom 6. Juni. Ebend. Fol. 85.) 1623, Juni 9: An Gustav Adolf: Widerlegung des Gerüchts von Rüstungen in Danzig. (Missiv 1623, Fol. 38.)

13) Am 26. April 1807 erließ König Friedrich Wilhelm III. von Bartenstein aus „an die gute und getreue Bürgerschaft von Danzig" ein Schreiben, in welchem er ihr für den bisher während der Belagerung bewiesenen Opfermuth dankt. Darin heißt es: „Es gereicht dies Allerhöchst Ihnen zur angenehmsten Genugthuung, um so mehr, als sich die gute Bürgerschaft, ob sie gleich erst später mit Allerhöchst Ihren Staaten vereinigt worden ist, vor den Einwohnern so vieler ältern Städte des Staats so sehr zu ihrem Vortheile ausgezeichnet."

Das bürgerliche Wohnhaus in seiner geschichtlichen Wandlung.

Von

A. von Eye.



Neuere Entdeckungen haben unwiderleglich dargethan, was noch Alexander von Humboldt in Abrede stellen zu müssen glaubt, daß der Mensch Zeuge von Umwandlungen unsers Erdballs gewesen, die den bekannten Riesengeschlechtern der Pflanzen und Thiere ihren Untergang gebracht, und daß sein Alter um so viel höher hinaufreicht, je wahrscheinlicher es wird, daß jene Umwandlungen, wenigstens in den spätern Epochen, keineswegs gewaltsam und rasch, sondern vielmehr allmählich sich vollzogen haben, ähnlich wie jetzt noch gewisse Theile unserer Erdcontinente, zum Beispiel die Ostsee mit ihren Umgebungen, sich heben, andere sich senken und ihr Klima ändern, ohne daß diese Aenderungen andern Beobachtungen als den genauen Messungen der Wissenschaft zugänglich würden. Die ältesten Zeiten, bis zu welchen wir den Bestand unsers Geschlechts verfolgen können, zeigen das höher gelegene Europa in der Oede eines nördlichen Himmelsstrichs, unter welchem die Ströme unsers Vaterlandes, die jetzt in Nord- und Ostsee sich ergießen, hier noch festen Boden durchflossen und vielleicht in gemeinsamer Mündung, wahrscheinlich erst bei den heutigen Orkneyinseln, das Meer erreichten. Die merkwürdigen, erst vor zwei Jahren bei Schussenried in Schwaben [1]) veranstalteten Ausgrabungen haben die damalige Oberfläche der Gegend bloßgelegt und dieselbe mit Renthiermoos bedeckt gefunden, wie es jetzt die kahlen Ebenen Lapplands überzieht. Unter

zahlreichen Renthiergeweihen, denen Knochen seines steten Begleiters und Verfolgers, des Viälfraßes, wie des Höhlenbären beigemischt waren, sind Steinwerkzeuge rohester Art gefunden, welche jetzt gleichwol neben den Spuren ihres Gebrauchs an eben jenen Knochen und Hörnern die gleichzeitige Anwesenheit des Menschen zweifellos kundthun. Die Roheit dieser gefundenen Instrumente bezeugt zugleich den niedrigen Standpunkt der Cultur, dessen sich damals noch der designirte Herr der Schöpfung zu erfreuen hatte.

Bekanntlich ist es seit neuerer Zeit das Lieblingsthema einer gewissen, ihrer eigenen Art zuwider gern ins Phantastische hinüberspielenden Richtung der Naturwissenschaft gewesen, den Menschen auf dem niedrigsten Stande seiner Entwickelung aufzusuchen und ihn hier zu den übrigen Theilhabern des Daseins, namentlich dem Affen, in ein selbst über die Blutsverwandtschaft hinausgehendes Verhältniß zu setzen. Die ältesten historischen Zeugnisse des Menschendaseins, wie wir eben ein solches angeführt haben, berechtigen wenigstens die strenge Wissenschaft nicht zu derartigen Schlüssen. Denn die Annahme liegt nahe, daß der Mensch der sogenannten Renthierperiode in der Ungunst der umgebenden Verhältnisse nur verkümmert sei, wie denn auch die ebenfalls im Funde von Schussenried und anderswo vorkommenden Reste von Pferden und Rindern, vielleicht damals schon Theilnehmern der beginnenden menschlichen Gesittung, auf kleinere, dürftigere Rassen hinweisen, als wir sie im wilden oder heutigen Zustande dieser Thiergeschlechter vorfinden.

Wie in vorhergehenden Epochen der Erdgeschichte, unter günstigern Naturbedingungen, von welchen die Geognosie Zeugniß gibt, unser Urahnherr gestaltet und beschaffen gewesen, darüber liegt kein greifbares Zeugniß vor. Jedenfalls aber dürfen wir aus allem, was seitdem als des

Menschen Art und Natur sich kundgegeben, schließen, daß er von jeher bedürftig gewesen, d. h. daß ein Widerspruch zwischen seiner innern Nothdurft und seiner Umgebung bestanden habe, für dessen Hinwegräumung und Befriedigung er auf sich selbst angewiesen war — im Gegensatze zu allen seinen Stammverwandten, für welche, wie wir sehen, die Natur in und außer ihnen in allem Nöthigen trefflich sorgt und, wie wir wissen, gerade in jenen frühern Schöpfungsperioden ganz ausnehmend vorbereitet hatte, sodaß selbst Mammuth und Nashorn noch geraume Zeit in jener kalten Periode fortdauern konnten.

Diesem Bedürfnisse, der dunkler oder klarer gefühlten Nothdurft, welche ihn von vornherein wesentlich von jedem Thiere unterscheidet, verdankt der Mensch alles, was ihn erst wahrhaft zum Menschen macht, seine ganze Cultur und in dieser — sein Haus. Wir haben absichtlich so weit ausgeholt, auf den eigentlichen Gegenstand unserer Unterhaltung zu kommen, um sogleich denselben in seiner tiefsten Bedeutung und damit den geistigen Grund zu erfassen, auf welchem die Wohnung als abstracter Begriff im Dasein des Menschen begründet, auf welchem es ihr möglich geworden, sich mit demselben so eng zu verknüpfen, daß sie an seiner Entwickelung und Bildung hat theilnehmen und selbst als geschichtliches Moment hervorgehen können. Denn nur als solches hat die Wohnung wie alles andere, was in der zeitlichen und räumlichen Ausbreitung unsers Geschlechts sich der wissenschaftlichen Betrachtung darbietet, ein Interesse für uns. Es bleibt die Frage, ob auch das Haus, und in welchem Maße es befähigt gewesen, sich den Fortschritten der Menschheit anzuschließen, aus dem Erfordernisse der Noth ein Ergebniß der Freiheit zu werden und, wie es einst seinem Erfinder die Existenz erleichtert,

in fortschreitendem Maße im Stande sei, seinem Bildner das Leben veredeln und angenehmer machen zu helfen.

Wir sehen durch diese Rücksicht unsere Aufgabe zugleich in angemessene Grenzen gewiesen, da uns nur die Wohnung der Culturvölker im engern Sinne beschäftigen kann; alle die mannichfaltigen Gestaltungen aber, die Halbcultur mehr stehen zu lassen, als hervorzubringen pflegt, außer Acht gelassen werden können, so bunt und anziehend in mancher Rücksicht sie auch sein mögen.

Ohne Zweifel stand — was ein neues Argument gegen die Darwin'sche Theorie abgeben möchte, die den Menschen erst aus der Vervollkommnung der Thierwelt hervorgehen läßt — jener anfänglich weit hinter allen seinen Kunstgenossen aus dem letztgenannten Reiche zurück. Die Biene baute längst ihre Zellen, die mit dem wenigsten Material den weitesten Raum umspannen, der Vogel flocht aus zarten Gräsern sein Nest und wußte es geschickt an dem schwankenden Halm aufzuhängen oder unter den schützenden Ast zu bergen, der Biber errichtete schon lange seine Wasserbauten, als der Mensch vor den sengenden Strahlen der Sonne oder dem gießenden Regen sich nur unter die Zweige der Bäume, unter überhängende Felsen oder dergleichen zu flüchten wußte.

Was der Mensch wirklich als erstes Dach benutzt, würde nur mit der Frage zu lösen sein, wo, in welcher Umgebung er zuerst ins Dasein getreten. Wir finden unter den Völkern, die wir den Urzuständen unsers Geschlechts nahe zu setzen geneigt sind, je nach Art und Gelegenheit die verschiedensten Verfahrungsweisen, sich durch Ueberdachung gegen die Unbilden der Witterung zu schützen. Baumzweige, Binsen, Felle u. dgl. gewähren noch immer das am schnellsten zu beschaffende und am leichtesten zu verwendende Material für den ersten Hausbau, ohne daß wir Gründe

hätten, dem einen oder dem andern den Vorzug der Priorität einzuräumen. Die Wirklichkeit läßt sich's nie verdrießen, den Anfang gründlich auszukosten, ehe sie zu weitern Entwickelungen fortschreitet. Ehe man das von der Natur überlieferte Material selbständig in die Hand zu nehmen und zu verwenden begann, hatte man gewiß lange Zeit dasselbe in unverarbeitetem Zustande benutzt. So berichtet Tacitus von den Finnen [2]), die er irrthümlich noch für einen germanischen Stamm hält, daß sie in schmuziger Armuth nichts als den nackten Boden gehabt, um sich darauf zu lagern, für ihre Kinder und Greise keinen andern Schutz gegen den Regen, als zusammengeflochtene Zweige der Bäume. Der berühmte Reisende Hermann von Schlagintweit erzählt in den Abhandlungen der naturhistorischen Gesellschaft zu Nürnberg [3]) von wilden Stämmen im Sumpfgebiete des Himalaja, die noch heute, trotz der kühlen Winter jener Gegenden, der Bedeckung fast gänzlich ermangelnd, ohne geregelten Wohnsitz in Höhlen, hinter Steinen, unter Geflechten von Bambus und andern Gesträuchen eine Unterkunft suchen.

Wo in Gebirgsgegenden schützende Schluchten und Höhlen sich fanden, wurden sie als Herbergen gewiß eifrigst aufgesucht. Neuere Entdeckungen erheben diese Voraussetzung zur Gewißheit, indem sie Spuren der einstigen Bewohner, Werkzeuge primitiver Art und Reste ihres einfachen Verbrauchs darin aufgedeckt. So berichtet L. Lindenschmid in einem Werke über die vaterländischen Alterthümer der Sammlungen zu Sigmaringen [4]): „Im Jahre 1844 wurde die an einer Bergwand bei dem ehemaligen Kloster Beuron gelegene Paulshöhle ausgeräumt. Dieselbe gehört zu jenen offenbar durch Menschenhand erweiterten Felsenspalten, welche sich gruppenweise an den Ufern der obern Donau bis gegen Sigmaringen herab zeigen, und nach ihrer ganzen Anlage

wie nach den Geräthen und Waffen aus Knochen und Hirschhorn, welche in ihrem Innern und in ihrer nächsten Umgebung gefunden werden, als die Schutzorte und Wohnungen der ältesten Ansiedler zu betrachten sind." F. Lisch erzählt in seiner kleinen Schrift über Pfahlbauten in Mecklenburg [5]) von Höhlen- oder vielmehr Erdwohnungen bei Dreveskirchen: „Die Beschaffenheit der Höhlenwohnungen ist (hier) immer dieselbe. In einer Tiefe von etwa fünf Fuß findet sich ein Fußboden oder ein Herd von Feldsteinen, der gewöhnlich eine runde Form vermuthen läßt. Auf diesem Fußboden liegen nun viele Scherben von sehr dickwandigen Kochtöpfen, Holzkohlen, zerhauene Thierknochen und steinerne Alterthümer."

Funde in den bekannten Adelsberger Höhlen, in welchen die Natur ihrem Schützlinge gewissermaßen gleich die Grundlinien eines Palastes vorgezeichnet, bestätigen sogar, daß dieselben bis zu ziemlich vorgeschrittenen Epochen als Wohnungen gedient.

Uebrigens finden sich über den ganzen Erdboden Höhlen zerstreut, welche Spuren an sich tragen, daß sie in frühern Zeiten zu Wohnungen benutzt sind. Professor J. H. Krause gibt in seinem trefflichen Buche „Deinokrates" [6]) eine reichhaltige Zusammenstellung derselben. Wir betreten in ihnen erst den eigentlichen Boden unserer Entwickelung. Denn obwol die vorherrschende Ausbildung des Daches an indischen und chinesischen Privatbauten vom Zelte der heißen Klimate ihren Ausgang genommen zu haben scheint, so sind doch alle Mittelglieder zwischen beiden so sehr abhanden gekommen, daß den Zusammenhang herstellen zu wollen kaum auf mehr als eine Spielerei hinausliefe. Der Bau des Zeltdaches ist zu flüchtiger Natur, zu sehr bestimmt und geeignet, dem blos augenblicklichen Bedürfnisse abzu-

helfen, als daß eine ständig fortschreitende Ausbildung sich daran zu knüpfen vermöchte. Die Höhle mit ihren rauhen Wänden lud den Menschen um so eher ein, die mildernde Hand daranzulegen, als ihre unverrückbare Stellung zur steten Wiederkehr einlud und der erste Anlaß zum dauernden Wohnsitze wurde, in welchem verschiedene Geschlechter die bildende Thätigkeit der frühern erkannten und diese fortzusetzen und zu erhöhen Anlaß nahmen. Die Höhle entsprach ferner einem Haupterfordernisse der ersten Wohnung; sie gewährte Schutz gegen feindliche Angriffe und konnte dauernde Einrichtungen aufnehmen, die diesem Zwecke entsprachen — ein Vortheil, der dem Zelte in viel geringerm Maße beigelegt werden kann, dessen Mangel ein Hauptmoment aus der Weiterbildung desselben hinwegnahm. Die Vortheile der Höhlenwohnung luden räumlich auch in weit ausgedehnterm Maße zu deren Gebrauch ein, als man bei oberflächlicher Betrachtung anzunehmen geneigt sein möchte. Herodot [7]) erzählt von Aethiopen, welche in unterirdischen Wohnungen hausten, Strabo [8]) von Troglodyten, die Elefanten und Strauße jagten. Eine der heißesten Gegenden der Erde, die Küste des Rothen Meeres oberhalb Aegyptens, barg ganze Stämme in Höhlen des felsigen Ufers. Die Beschreibungen auch der neuesten Reisenden, namentlich Barth's, berichten uns, daß die Thonhütten der Neger im Sudan mit gleicher Rücksicht auf die verzehrende Glut des Mittags wie auf die oft empfindliche Kühle der Nacht eingerichtet sind.

Auch der Reisende J. G. Wetzstein [9]), der die Höhlencolonien im Haurangebirge sah, kam zu der Einsicht, daß aus solchen Siedelungen die ersten festen Wohnsitze der Menschen müßten hervorgegangen sein. Francesco Inghirami beginnt seinen „Archäologischen Führer durch Etrurien“ mit der Architektur der Troglodyten. Ein Fortschritt war die

Anlage von Höhlenwohnungen, wo die Natur solche nicht gegeben, ohne Zweifel zunächst an Stellen, wo die ursprünglich vorhandenen Unterkunftsörter für die wachsende Bevölkerung nicht ausreichten und Obdachlose sich veranlaßt sahen, durch eigene Hand zu schaffen, was die glücklichern Besitzer ohne Mühe vorgefunden. Solche künstliche ausgehauene Grotten sieht man noch in großer Zahl in den Kalksteinwänden von Antakia am Orontes in Syrien [10]), im Gebirgslande der Kurden und an andern Orten. Alexander von Humboldt erwähnt künstliche Felsenwohnungen im südlichen Amerika, welche so angelegt worden waren, daß sie nur bei einer gewissen Höhe des darunter wegströmenden Flusses erreicht werden konnten. Ueberhaupt lag es nahe, wenn man einmal Höhlen mühevoll herstellte, sie gleich mit Rücksicht auf besondere Vortheile bezüglich der Sicherheit oder der Bequemlichkeit anzulegen. Die kühnsten Bauwerke dieser Art sind vielleicht die beiden Höhlen in einer steilen Felsenwand des Gebirges Gurchim Kale in Persien [11]), welche 800 Fuß über dem Boden des Thales und 200 unter dem Gipfel der Höhe eingegraben sind und die Ker Porter, der sie in Augenschein genommen, nur mit Gefahr von oben her erreichen konnte. Die erwähnten Höhlen am Orontes haben Thüröffnungen und Löcher für Luft und Licht sowie erhöhte Felsenbetten, die zu Schlafstellen ursprünglich bestimmt gewesen zu sein scheinen. In Indien finden sich Höhlenwohnungen, welche durch labyrinthische Gänge miteinander in Verbindung stehen und von welchen Ritter in seiner großen „Erdkunde“ eine nähere Beschreibung gibt. Auch anderswo wurden von Reisenden solche getroffen. Bisweilen sind ganze Berge zu bewohnbaren Zellen ausgehöhlt, wie Dubois de Montpereux [12]) eine solche unterirdische Stadt in Georgien antraf und in seiner „Reise im Kaukasus“ beschreibt.

Wir haben diese ursprüngliche Art des Wohnens, den

bloßen Behelf der Noth nachdrücklicher hervorgehoben, um später mehr betonen zu können, von welchem Einfluß sie auf alle fernere Entwickelung dieser Seite der menschlichen Cultur gewesen, wie lange die Höhle in der bürgerlichen Wohnung bestanden, diese vorzugsweise der Nothdurft abgeholfen, ein Zufluchtsort geblieben sei, ehe sie höhern Zwecken zu dienen geeignet gemacht. Wenn auch auf den ersten Stufen der menschlichen Entwickelung eingeführt, wurde sie keineswegs auf den folgenden gleich beiseitegeschoben. Sie blieb länger im Gebrauche und im Bewußtsein der Menschen haften, als wir von der Höhe der heutigen Zeit ohne weiteres annehmen möchten, und machte mit ihrer Bildung mehr Wandlungen durch, als man ihrer ursprünglichen Einfachheit hätte zuschreiben mögen. Höhlen blieben auch noch im Gebrauch, als man im Bau der Hütten bereits Fortschritte gemacht. So führt Pausanias[13]) von der alten Bevölkerung der Insel Sardinien an, daß sie zerstreut in Hütten und Höhlen gewohnt habe. Noch in unserer Zeit fand Prokesch von Osten auf der Insel Nikasia im Griechischen Archipel kein einziges Haus; Höhlen dienten einigen Bewohnern statt dieser zur Unterkunft. Gleicht doch auch die Wohnung der Grönländer und der gemeinen Isländer mehr einem ausgeworfenen Graben als einem Hause; ja, wir brauchen nicht so weit zu gehen, um uns zu überzeugen, wie sehr die menschliche Natur, die Bildung nicht erhob, noch zur mütterlichen Erde sich hingezogen fühlt, welche ihr die erste Nahrung und Ruhestätte gewährte. Betrachten wir ein slowakisches Dorf in den abgelegenern Gegenden Ungarns. Kaum verrathen einige mit faulem Stroh und frischem Moose überdeckte Erhöhungen auf der weiten Fläche, daß wir einem geregelten Aufenthalte namentragender Staatsbürger uns nähern. Zur Wohnung selbst müssen wir hinabsteigen; sie besteht aus einem nicht allzu geräumigen

Erdloche, dessen Seiten kaum gegen den Einsturz der feuchten Masse geschützt sind. Erhebt sich die Hütte mit wirklichen Wänden über den Boden, so wird die senkrechte Richtung derselben durch Schmuz und Unrath, den Generationen angehäuft, mit der schrägen Linie des ewigen Einsturz drohenden Daches vermittelt. Sind Fenster vorhanden, werden sie zur Hälfte mit Lappen verstopft, mit Papier verklebt, auch wenn man mit zwei Händen sie zudecken kann. Von Einrichtung und Ausstattung ist so wenig vorhanden, die treue Hüterin jedes wahren Hauses, die Vorsorge, waltet so wenig an diesen Orten thierischer Versunkenheit, daß erst, wenn ein neuer Ankömmling das Licht der Welt erblickt hat, man anfängt, die Lumpen zu sammeln, die sein Bett abgeben sollen.

Sehr merkwürdig ist die Beschreibung alter Höhlenwohnungen, die J. G. Wetzstein auf seiner Reise in das Haurangebiet bei Hibbike fand und wovon er Folgendes bemerkt: „Man hatte in das Felsenplateau Einschnitte gemacht, welche die Tiefe und Breite eines Zimmers hatten, und diese Einschnitte mit einem soliden steinernen Gewölbe bedeckt. Die auf diese Weise gebildeten Wohnungen hatten vollkommen ein keller- oder tunnelähnliches Aussehen. Einige derselben hatten noch einen Ueberbau, aber den meisten fehlte ein solcher. Die Entstehung des Ortes muß einer frühen Vorzeit angehören."

Selbst die alten germanischen Stämme, denen doch aufbehalten war, der Gesittung überhaupt und damit auch der menschlichen Wohnung weitere Pforten zu öffnen, sind, wenn wir ihnen auch nicht mehr nachweisen können, daß sie aus Höhlen hervorgegangen, doch mit unterirdischen Zufluchtsstätten keineswegs unbekannt gewesen. Bekannt ist die Stelle in Tacitus' „Germania", in welcher er von ihnen sagt, daß sie Vertiefungen in der Erde auszugraben und

diese mit vielem Dünger zu überdecken gewohnt gewesen, als Rückzug für den Winter und Aufbewahrungsort für die Früchte, weil Oerter dieser Art die Strenge der Kälte lindern und bei einem feindlichen Einfall, wenn verheert wird, was offen liegt, das Verborgene und Eingegrabene übersehen und selbst nicht wahrgenommen werde, wo etwas zu suchen sei. Wenn Strabo [14]) von Troglodyten in den Ebenen am nördlichen Fuße des Kaukasus berichtet, welche gegen die bekanntlich im Winter in jenen Gegenden sehr streng auftretende Kälte sich in Erdhöhlen zurückzogen, so können wir kaum an andere Völkerschaften als die Scythen denken. Diese nennt aber Pomponius Mela [15]) geradezu, indem er dasselbe von ihnen aussagt, und da wir nach Schötensack's interessanten Untersuchungen [16]) die Scythen nebst den Thrakern für germanische Völkerschaften halten dürfen, so wissen wir, woher unsere Vorfahren die Sitte der Grubenwohnungen in das Land gebracht, die, wenigstens was die Aufbewahrungsart der Früchte betrifft, im nördlichen Deutschland sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Als im Jahre 357 Julianus gegen die Alemannen zu Felde zog und er nach Verwüstung der nächsten Grenzen das weitere Land, in welches er vordrang, von den Einwohnern entblößt fand, verrieth ihm, nach des Ammianus Marcellinus glaubwürdigem Berichte [17]), ein Ueberläufer, daß die Mehrzahl der letztern sich in unterirdischen Gräben verborgen hatte. Solche Erdwohnungen waren wahrscheinlich auch die von J. Chr. Dünnhaupt [18]) beschriebenen Gruben im Elmwalde bei Langeleben, die, paarweise gruppirt, in ziemlicher Anzahl vorhanden waren und, sofern die erste Voraussetzung gerechtfertigt, wol keinen Zweifel übriglassen, daß je eine Grube zur Aufnahme der Familie, die andere zur Bergung eines Theils der Erntevorräthe bestimmt gewesen. Sie waren zur Zeit ihrer Wiederentdeckung rund und von ziemlichem

Umfange, der indeß bei ihrer ersten Anlage ohne Zweifel geringer gewesen, da das in die Tiefe nachfahrende Erdreich den obern Rand hinausgeschoben. Sogar im spätern Mittelalter wurden, wenn auch nicht gerade Höhlen, doch Steingeklüfte gern bei Anlage von Burgen mit benutzt, wovon ein interessantes Beispiel die Stammburg der Freiherren von Rotenhan im Fränkischen bildet, welche in der jüngst erschienenen Familiengeschichte dieses alten Geschlechts näher beschrieben ist. [19])

Selbst als die Höhlen längst aus dem allgemeinen Gebrauche und Bedürfnisse der Menschen geschieden waren, fuhren sie fort, in deren Phantasie eine bedeutende Rolle zu spielen. Die römischen Dichter sind voll von Hinweisungen auf jene Urzustände unsers Geschlechts und unter andern spricht Juvenal in seiner sechsten Satire von der Zeit, als „die kalte Höhle kleine Wohnungen geboten und das Feuer mit dem Gott des Hauses, den Herrn sammt dem Vieh in gemeinsamem Schatten umschlossen". Bekannt ist, wie die nordische Sage den Zwergen und andern Fabelwesen unterirdische Behausungen anwies. Die Griechen widmeten die Grotten ihres Landes den Nymphen und andern Gottheiten und statteten sie durch Altäre selbst zu Tempeln aus. So erzählt Pausanias [20]) von einer großen Höhle am Flusse Peukellas, welche die Phryger als Heiligthum der Göttermutter eingerichtet hatten, ebenso von einer solchen am Lethäos, in welcher die Magnesier den Apollo verehrten. Das Orakel von Delphi hatte bekanntlich in einer Höhle seinen Sitz. Der Wohnort von Helden und Halbgöttern wurde ebenfalls gern in Grotten verlegt, wie der weise Centaur Chiron in einer solchen am Pelion den Jason und Achilles erzog. Auch in die christliche Mythe spielten sie hinüber; ja in den ersten Jahrhunderten der Kirche dienten verborgene Schlupfwinkel unter der Erde ihren

verfolgten Bekennern als sicherste Zufluchtsörter. Im Morgenlande nahmen nicht selten Derwische und Heilige andern Bekenntnisses Besitz von den steinernen Wohnungen, welche ihre Urväter in den Zeiten vor aller Religion ausgehöhlt hatten; ja das Kloster Megaspileon auf Morea ist, was schon der Name andeutet, ein Höhlenkloster. Ein ähnliches besuchte Fallmerayer[21]) in der Nachbarschaft des alten Trapezunt. Die ehemalige Einsiedelei und Kapelle des bekannten Wildkirchli im Canton Appenzell liefert, wenn sie auch gegenwärtig einer Wirthschaft den Platz geräumt hat, doch den Beweis, daß man auch im Abendlande den dunkeln Schos der Berge für einen geeigneten Ort hielt, um die Andacht zu verrichten. Hierher gehört auch, was Barth in seiner Afrikanischen Reise von einigen Sultanen des Sudan erzählt, die vor dem Antritt ihrer Regierung einige Tage in abgelegenen Steinhäusern zubringen müssen, die kein anderer Mensch betreten darf.

Ungleich mehr aber fällt die unmittelbare Einwirkung des Höhlenbaues auf die Architektur ins Gewicht, die sich noch in einer Zeit bemerkbar macht, als schon von einer Baukunst im engern Sinne des Wortes die Rede sein konnte. Man grub Tempel in Gebirgsmassen und meißelte Paläste aus dem Felsen. Wir erinnern hier an die großartigen Grottentempel im Ghatgebirge im westlichen Indien, die, so verschieden sie auch ihrer Anlage nach sind, doch alle als gemeinschaftlichen Charakter die Eigenthümlichkeit tragen, daß sie nicht nach unserer Weise erbaut, aus Steinquadern oder anderm Material errichtet, sondern ausgehauen sind, indem man entweder den innern Raum der Gebäude im Felsen aushöhlte oder den Boden umher vertiefte, sodaß das ursprüngliche Gestein, als Tempel oder Monument gestaltet, frei stehen blieb. Aus häufiger wiederholten Beschreibungen und Abbildungen sind die Denkmäler von

Ellora und Carli, der Inseln Salsette und Elephanta mit ihrer fremdartigen Pracht so bekannt, daß wir hier nur darauf hinweisen dürfen, ebenso wie auf die weitgedehnten Anlagen der Felsengräber in Aegypten. Sind doch auch die Pyramiden im Grunde nichts anderes als künstlich aufgeführte Berge, in welchen man die Grabhöhlen aussparte, statt sie auszumeißeln.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir aus den spärlich vorhandenen Anhaltspunkten die allmähliche Entstehung des Hauses aus Höhle, Zelt und Hütte nachweisen, die einzelnen Uebergänge untersuchen, die in halb- oder uncultivirten Ländern sich zerstreut bis auf den heutigen Tag erhalten haben, ohne daß wir anzugeben vermöchten, wie lange sie dort bestehen, wodurch sie begründet oder festgehalten, woher sie eingeführt, wohin sie verbreitet sind. Da wir das Haus als Culturproduct zu betrachten unternommen, genügt es, auf den Hauptstadien der menschlichen Entwickelung dessen Gestaltung und Einrichtung in Augenschein zu nehmen und so viel davon zu berichten, als nöthig erscheint, den innern Gehalt der damaligen Gesittung, den Geist zu beleuchten, mit welchem die Menschen zu verschiedenen Zeiten gelebt und gewohnt haben.

Ungenügend durch Nachrichten aus dem Alterthume selbst, desto mehr indeß durch Forschungen unterstützt, welche in neuerer Zeit an Ort und Stelle verfolgt worden, sind wir jetzt auch ziemlich genau über die Bauweise in den alten asiatischen Reichen, namentlich Assyrien und Babylon, in Kenntniß gesetzt. Was sich aus den bekannten Ausgrabungen Layard's [22]) und anderer darüber entnehmen läßt, ist, kurz zusammengefaßt, etwa Folgendes: Die einfachste Wohnung, um von dieser auszugehen, wie sie etwa der kleine Bürger in den Seitenstraßen Ninives und Babylons besitzen mochte, wie sie wahrscheinlich auf dem Lande, außerhalb

der hohen Schutzmauern dieser und anderer Städte jener Zeit sich kaum weiter werden entwickelt haben, bestand aus einem mäßig hohen und geräumigen Gewölbe, das über vertieftem Grunde mit Mauern aus gebrannten oder blos getrockneten Lehmsteinen aufgeführt war, indem letztere nicht nur, sondern sogar die Thür durch einen Anstrich von Asphalt zum Schmucke sowol wie zum Schutze gegen die Witterung eine Bekleidung erhalten hatten. Als Wohnung der Begüterten haben wir uns eine Vereinigung mehrerer solcher gewölbter Räume zu denken, die, unten durch Eingänge miteinander verbunden, zu Zimmern eines Hauses wurden, während oben der aus verschiedenen Kuppeln zusammengesetzte Abschluß in unveränderter Form emporragte oder durch ein gemeinsames plattes Dach abgeschlossen wurde. Die Häuser der Vornehmen waren zwar von etwas künstlicherer Construction, doch auf demselben Princip basirt. Das Hauptgewölbe war zum Saal erhoben und erweitert und dieser von einem Säulengange umgeben, den wiederum eine Anzahl kleiner Zellen und Gänge einfaßte, welche keine andere Ausführung hatten als auch jener und überhaupt die Gebäude dieser asiatischen Reiche. Nach Herodot's Zeugniß stiegen indeß diese reicher ausgestatteten Wohnungen mit drei oder vier Stockwerken in die Höhe und die obern hatten vorn statt der Wände Säulenreihen, sodaß sie mehr offenen Galerien als geschlossenen Zimmern geglichen haben müssen. Zwar liegt es wol in der Natur der Sache, daß diese Zimmer, vielleicht die Sommerlauben, von welchen im Alten Testament die Rede, mit höhern oder niedrigern Brustwehren versehen waren, vielleicht auch durch Teppiche geschlossen werden konnten. Die Dächer waren übrigens auch hier stets platt, um den Bewohnern den Genuß der kühlen Abende zu ermöglichen, aus festgestampfter Erde oder aus Balkenlagen gefügt, mit einem Estrich von Asphalt,

Stein= oder Metallplatten bedeckt, welche letztere auf den Palästen der Könige sogar aus Silber= oder Goldblech bestanden. Jedes Haus hatte seine unterirdischen Zimmer, um während der Sommermonate eine Zuflucht vor der Glut der Wüstenregion zu gewähren.

Auch die jetzt wieder aufgedeckten Paläste der assyrischen und babylonischen Herrscher waren, wie ihre Trümmer deutlich erkennen lassen, nichts als eine zum Ungeheuern ausgedehnte Erweiterung des oben angeführten einfachen Systems. Die Paläste waren aus keinem andern Material hergestellt als die gewöhnlichen Häuser; ein Unterbau mit völlig festen Mauern oft bis zu 40 Fuß Höhe aufgeführt und darin die unterirdischen Zimmer, die anderswo in die Erde gegraben waren, sowie namentlich Reinigungskanäle angelegt. Wo für den Bedarf größerer Räume das Material oder die Kunst nicht ausreichten, sie mit Gewölben zu überspannen, wurden flache Decken angeordnet, die, von Balken gehalten, in der Mitte der Säle von Säulen aus Palmstämmen unterstützt wurden. Daß die äußere und innere Ausstattung dieser Häuser sich nach dem Besitzthum ihrer Bewohner richtete und daß diese zu den Zeiten der Fülle und Ueppigkeit, welche auch jene ältesten Weltreiche durchmachten, um zu ihrem Untergange zu gelangen, namentlich in den Königspalästen eine außerordentliche Höhe der Pracht und Verschwendung erreichten, ließe sich voraussetzen, auch wenn wir sonst keine Nachricht darüber hätten. Zwar waren auch diese, wie bemerkt, nur aus Backsteinen aufgeführt und mit einem Asphaltüberzug versehen, aber die Wände außen sowol wie innen mit Malereien und Bildhauerarbeiten aufs reichste verziert. Wer kennte nicht jene riesengroßen, geflügelten und menschenköpfigen Stiere, die mit geheimer Bedeutung die Eingänge zum Nimrodpalaste in Ninive bewachten? Wer hätte sich nicht halb neugierig,

halb unheimlich von den kolossalen Friessculpturen durchschauern lassen, die vor 3000 Jahren durch den zornigen Blick ihrer Herrscher- und Siegerfiguren Scharen asiatischer Hofschranzen zu Boden zogen, während sie nun, in europäische Museen vertheilt, durch ihre räthselhaften Inschriften den Forschungsgeist des Gelehrten herausfordern? Die innern Wände waren durchweg mit Platten des in jenen Gegenden häufig vorkommenden schönen Alabasters belegt, ebenso die Fußböden; jene sculptirt und bemalt, diese mit Inschriften versehen. Malereien und plastischer Schmuck fanden sich auch in den bessern Privathäusern. Die Könige ließen Balken für ihre Zimmer aus den Cedern des Libanon holen; die Säulen der Prachtsäle waren selbst mit Goldplatten belegt. Berühmt waren im Alterthume die babylonischen Teppiche; daß auch sie zur Ausstattung der Wohnungen benutzt, wie daß diese mit mannichfacher anderer Ausrüstung versehen waren, dürfen wir nicht bezweifeln, auch wenn sich keine Spuren mehr davon vorfinden.

Wie wir in unserer Zeit aber den Werth keiner Wohnung abschätzen werden, ohne das Licht, die Beleuchtung derselben von außen nach innen, wie die Verbindung des innen waltenden Lebens auf diesem Wege mit der umgebenden Natur oder dem Getriebe der Nachbarschaft auf Markt und Straße in Betracht zu ziehen, so dürfen wir diese Frage auch bei der Entwickelung des Hauses nicht außer Acht lassen, und um so weniger, als sich herausstellen wird, daß gerade sie bei den wahrzunehmenden Wandlungen sehr ins Gewicht fällt, ja gewissermaßen den Schwerpunkt bildet, um welchen sich jene vollziehen. Die Wahl des Materials, aus welchem Häuser erbaut werden, hängt meist von der Leichtigkeit ab, das eine oder andere zu beschaffen, die Ausstattung mit Bequemlichkeiten oder Zierde vom Vermögen des Besitzers, die ganze Einrichtung aber vom Geschmack und Behagen

des Erbauers, das einem so bedeutenden Gegenstande gegenüber sich nicht als zufällige Stimmung und Laune, sondern nur aus dem ganzen Daseinsinhalte geltend machen wird, der wiederum sich nirgends deutlicher kundgeben kann als in seinem Verhältnisse zur Außenwelt und dieses vorzugsweise da berücksichtigen muß, wo er im Begriff steht, sich bis zu einem gewissen, von ihm selbst zu bestimmenden Grade davor abzuschließen.

Was nun in Bezug auf diesen Punkt die in Rede stehenden altasiatischen Häuser betrifft, so steht die uns völlig in Staunen versetzende Thatsache fest, daß etwas, was unsern Fenstern gleicht, sich durchaus nicht bei ihnen entdecken läßt. Selbst Layard bestätigt, daß, wenn sie in ihrem Innern auch etwas vom Tageslicht empfingen, dieses nur durch aufgesperrte Thüren oder durch Oeffnungen in der Decke der Zimmer kann Einlaß gefunden haben. Und die Frage, wie auf diese Weise die untern Stockwerke sammt dem Erdgeschoß beleuchtet gewesen seien, wenn wir die dürftige Einrichtung auch für die obern Räume und einstöckige Häuser uns gefallen lassen, scheint immer noch eher dahin beantwortet werden zu müssen, daß diese dunkel geblieben, als daß man durch anderweitige Vorkehrungen ihre Erhellung bewerkstelligt.

Als der mit Hülfe der Magier auf den Thron gelangte falsche Smerdis, so erzählt Herodot mit bezeichnender Genauigkeit [23]), sammt seinem Bruder auf der Burg von Susa durch die sieben verschworenen Fürsten am hellen Tage überfallen wurde, verwundete der eine, der mit einer Lanze bewaffnet war, zwei der Angreifer, während der andere, dem nur ein Bogen zu Gebote stand, in ein Nebenzimmer zu entweichen und die Thür hinter sich zu verschließen suchte. Allein Darius und Gobrias drangen mit ein und während letzterer den Verfolgten erreichte und ihn umschlin-

gend zu Boden zu werfen trachtete, wagte Darius nicht, von seiner Waffe Gebrauch zu machen, weil er im Dunkel fürchtete, den Freund statt des Feindes zu treffen. Gleichwol von Gobrias aufgefordert, sein Schwert zu ziehen, auch wenn er beide durchrenne, brauchte er den Dolch und traf den Feind. Herodot bestätigt ausdrücklich, daß dieses in der Dunkelheit geschehen. Wir haben hier also ein Nebenzimmer in einem fürstlichen Palaste, das bei Tage so wenig erhellt war, daß man darin weilende Personen nicht unterscheiden konnte. Man kann sogar ganz gegen Erwartung die Beobachtung machen, daß gerade Häuser, welche nicht zum Wohnen bestimmt waren, wie die Tempel, an den Seitenwänden Licht- und Luftlöcher besaßen. Wir dürfen daraus weiter schließen, daß nicht Unkunde, sondern die ganze Anlage des damaligen Lebens es war, welche die besprochene Eigenthümlichkeit der Bauart hervorgebracht und festgehalten. Das assyrische Haus hatte nicht allein vorherrschend, sondern ausschließlich den Zweck, gegen die Außenwelt abzusperren. Der Aermere vermochte hierin nicht weiter zu gehen, als die Dicke seiner Mauern und die Festigkeit der Thür gestatteten; er war mit dem Lichte zufrieden, das neben dem aufsteigenden Herdrauch durch die obere Oeffnung einen Weg fand. Der Vornehme benutzte den Reichthum, der ihn mehr gefährdete, zugleich zu größerer Sicherung; er umgab seine eigentliche Wohnung mit Gängen und einer Reihe von Zellen, Dienstbotenkammern, Vorrathsräumen u. s. w. Der gewöhnliche Aufenthalt des vermögenden Assyrers und Babyloniers wie der seiner Familie ist ohne Zweifel in dem erwähnten größern Mittelraume des Hauses zu suchen, dessen Pforten noch unzugänglicher sein mochten als das äußere Thor, und den zu schützen vielleicht außerdem Anstalten getroffen waren, von welchen wir keine Kunde haben.

Auf solche verborgene, dem fremden Verkehr entzogene Räume im Innern des Hauses wird auch im Alten Testamente angespielt und sie waren gewiß in ganz Asien gebräuchlich, soweit dieses sich auf den gleichen Stand der Bildung erhoben hatte. Diese Weise zu wohnen charakterisirt eine tyrannische Verfassung, welche Sicherheit der Existenz nur dem Unbekannten gewährt und jedem die Nothwendigkeit auflegt, seinen Besitz mehr im Verborgenen zu genießen, als öffentlich damit zu prunken. Die gewaltigen Herrschernaturen, welche in den Ebenen des Euphrat und Tigris jene weiten Reiche gründeten, hatten ohne Zweifel die Menschheit erst aus zerstreuten Zelten und Hütten zu Häusern und Palästen, die in ungeheuern Städten sich vereinigten, heraufgeführt, aber ihr Talent fand keinen weitern Ausbau als ihre Sinnesart gestattete, und diese hatte sich so sehr als Allgemeingeist festgesetzt, daß auch sie selbst sich nicht darüber zu erheben vermochten und die Könige, wenn auch prächtiger, doch nicht besser wohnten als ihre Unterthanen.

Unter der begründeten Annahme, daß die bessern Privathäuser, wenn auch in gebotenem Maße, doch außen ähnlich ausgestattet waren, wie die Residenzen, und in den Verzierungen keineswegs große Mannichfaltigkeit herrschte, vermögen wir uns den Eindruck ziemlich zu vergegenwärtigen, wenn wir uns im Geiste in eine Straße des alten Babylon versetzen. Unendlich lang gezogene Linien; glatte Wände an beiden Seiten, die keine Unterhaltung als durch ihre einförmigen Malereien gewähren; kein Verkehr, der durch die starren Mauern auch nur dem leisesten Herzschlag einen Zugang zum Leben des Innern gewährte; neben den Thoren dräuende Thürhüter, gemalt oder aus Stein gehauen. — Abends haben wir uns die platten Dächer belebt zu denken, wenn die Dämmerung des Hauses auch hier schützend und

fühlend sich hinaufgezogen hatte. Sie waren ohne Zweifel mit Geländern umsteckt, vielleicht, wenn wir von den hängenden Gärten der Semiramis zurückschließen dürfen, mit Blumen bestellt. Der gesellige Verkehr hatte wol auch in den obern Stockwerken seinen Sitz. Denn an diesem fehlte es nicht; es ist vielmehr bekannt, daß er, wie es immer in gedrückten Verhältnissen stattfindet, zu Ueppigkeit und Schwelgerei ausartete, und zwar hier in dem Maße, daß der Name Babylons für Jahrtausende mit dem der Hoffart und Ausschweifung als gleichbedeutend genommen ist. — Die erwähnten offenen Galerien in den größern Wohnungen waren sicher auch mehr Ergebnisse des steigenden Luxus, als Bedürfniß eines erwachenden Volksgeistes. Der festen Umhegung der Häuser entsprachen die starken Mauern, welche die Gesammtheit jener, die Stadt, gegen feindliche Angriffe abschlossen, die bei Babylon bekanntlich so ungeheuere Bauwerke waren, daß ihr Eroberer Darius erlahmte, nachdem er ihren meilenlangen Umfang auf 75 Fuß hatte abtragen lassen, die, eine wesentliche Zugabe aller damaligen Städte, auch noch das an die Stelle des verfallenden Babylon tretende Seleucia so mächtig umgaben, daß die Einwohner sich dahinter sieben Jahre lang gegen die Parther halten konnten. [24])

Angewiesen allein auf schriftliche Mittheilung der Alten, die meistens als selbstverständlich voraussetzen und verschweigen, was uns am meisten interessiren würde, sind wir in Verlegenheit, wenn wir über das weitere alte Asien so genau berichten wollen, wie über die beiden erwähnten Städte, welche kundige Forscher aus ihren Ruinen gleichsam neu haben erstehen lassen. Zwar geben auch die Trümmer der persischen Königsstadt Persepolis einen Begriff der Großartigkeit und Pracht, mit welcher sie zur Zeit ihrer Blüte muß ausgestattet gewesen sein; aber was wir von ihr wissen,

bezieht sich eben auf die Residenzen und Paläste. Von ihren Bürgerhäusern haben wir nicht so viel Kunde, um uns ein zusammenhängendes Bild machen zu können. — Von den altindischen Städten geben uns die Dichter dieses Landes Beschreibungen, die uns noch viel des Herrlichen und Wunderbaren übrig lassen, auch wenn wir annehmen, daß poetische Ausschmückung viel hinzugefügt. Das Große heftet sich aber auch hier an die Herrschersitze und die Tempel der Götter. Wenn wir die Natur des tropischen Landes und spärliche Andeutungen schriftlicher Ueberlieferung zusammenfassen, müssen wir annehmen, daß die bürgerliche Baukunst in den Städten wie die des Landes nur ein fortgeschrittener Hüttenbau war, worin Holz, Rohr, namentlich Bambus, Palmblätter und Schilf noch eine Hauptrolle spielten. Reiche zeigten ihr Vermögen wol mehr in weitläufigen Anlagen, großen Gärten und kostbarer Ausstattung der Wohnungen, als in großen und festen Bauten. In dem etwa 1000 Jahre v. Chr. entstandenen Heldengedichte „Rámájana"[25]) wird unter andern die Stadt Ajadhja mit drei breiten, nach der Schnur gerichteten Hauptstraßen und regelmäßigen Häuserreihen gepriesen. Doch dürfen wir uns unter den letztern keine gemauerten Gebäude vorstellen. Auf dem Eroberungszuge des Macedoniers Alexander verließen, wie uns seine Biographen berichten, die Einwohner die überfallenen Städte, nachdem sie ihre Behausungen in Brand gesteckt. Auf Taprobana, dem heutigen Ceylon, gab es Wohnungen, die nur wenig über dem Boden erhaben waren.[26]) Apollonius von Tyana fand in Taxila Häuser, deren erstes Geschoß unter der Erde lag.[27])

Von größtem Interesse würde es sein, wenn wir genauere Nachrichten über die Wohn- und Lebensweise in den großen phönizischen Städten, namentlich Tyrus und Sidon, besäßen, da hier in freierer Verfassung und auf Grund

unendlicher Reichthümer das asiatische Wesen der alten Zeit sich sicher eigenthümlicher und voller entwickelte als anderswo. Leider sind auch hier die gleichzeitigen Urkunden sehr sparsam zugemessen. „Tyrus bauet fest“, sagt der Prophet Sacharja, „und sammelt Silber wie Sand und Gold wie Koth auf der Gasse.“ Weiter beginnt Hesekiel seine Wehklage über dieselbe Stadt: „O Tyrus, du sprichst, ich bin die allerschönste. Deine Grenzen sind mitten im Meere und deine Bauleute haben dich aufs allerschönste zugerichtet. Sie haben alle dein Täfelwerk aus Tannenholz von Sanir gemacht und die Cedern vom Libanon führen lassen und deine Mastbäume daraus gemacht.“ Als charakteristisches Merkmal werden enge Straßen mit hohen, fünf- bis sechsstöckigen Häusern von massivem Steinbau für Tyrus angegeben[28]), was nicht auffallen kann, da zu allen Zeiten nach Handelsmittelpunkten ein großer Zudrang von Menschen stattfindet und diese, wie es auch bei uns im Mittelalter der Fall war, den von Mauern eingeengten Raum der ersten Anlage oder späterer ungenügender Erweiterungen durch Hochbauten zu ersetzen gezwungen sind. Dieselben hohen Häuser und engen Straßen werden auch in Karthago erwähnt[29]), das ja phönizische Colonie und gleichfalls Handelsstadt war. Aber wie sind diese angelegt, wie eingerichtet gewesen, wie standen sie in Beziehung zum Leben im Innern, zum Verkehr mit der Außenwelt? Wir können kaum Vermuthungen darüber aufstellen. Immer wieder hören wir von der Fülle und Pracht, womit die Zimmer von Tyrus und Sidon ausgestattet waren; aber wir erfahren nicht, wie ihre Insassen sich derselben erfreuten. Die Weissagung der Propheten ging nur zu bald in Erfüllung. Sidon fiel durch den Verrath eines einzigen Mannes trotz seiner dreifachen Mauer. Die Sidonier verbrannten sich in ihren Häusern mit Weib, Kind und allen Schätzen; der König Artaxerxes

verwerthete, zufolge Diodor's Erzählung[30]), nach dem Brande die von edeln Metallen erfüllten Schutthaufen. Die Stadt Tyrus litt bedeutend durch Erdbeben und mehr noch durch Nachlaß ihres Handels.

Ueber die Häuser und Wohnart im jüdischen Lande finden wir mancherlei Anspielungen im Alten wie Neuen Testament; doch werden wir dieselben leicht misverstehen, wenn wir sie nicht unter den Gesichtspunkten betrachten, die uns durch die allgemeine Bauweise der asiatischen Länder in früherer Zeit vorgeschrieben werden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch hier das Wohnhaus von geringen Anfängen, vielleicht aus der Erde mit einer einfachen Ueberwölbung sich erhob und von dieser aus sich weiter entwickelte, wie in Assyrien und Babylon. Im Buche Hiob werden Häuser von Lehm erwähnt. Josephus erzählt uns in seiner „Geschichte des jüdischen Krieges“[31]), daß bei der Erstürmung von Gamala, einer armen Gebirgsstadt, im Gedränge des Straßenkampfes mehrere römische Krieger auf die Dächer der niedrigen Häuser gesprungen und diese, unfähig eine solche Last zu tragen, zusammengebrochen seien. Die Trümmer stürzten, vielleicht mit den Zerstörern, den Abhang herab, richteten weitere Verwüstungen an, sodaß dicke Staubwolken sich erhoben und die Angreifer selbst beschädigt wurden. Diese Wolken dicken Staubes, die erwähnt werden, lassen keinen Zweifel übrig, daß wir es hier mit Lehmhäusern zu thun haben, die, in Trümmer aufgelöst, bei der Dürre des Sommers in Staub aufgingen, während es andererseits wahrscheinlich ist, daß diese eben nur aus den erwähnten Gewölben bestanden. Wären die Dächer platt gewesen, wie andere angenommen, müßten die Wände stark genug gewesen sein, eine Balkenlage zu tragen, und würden wol ausgereicht haben, auch noch einige Menschen aufzunehmen. Jedenfalls haben wir in diesem entlegenen Orte,

dem die Mittel gefehlt hatten, mit dem Fortgange der Zeit gleichen Schritt zu halten, die älteste Weise, Wohnungen aufzuführen, die auch in dieser Gegend gebräuchlich gewesen und denselben Standpunkt bezeichnet, den wir schon früher besprochen. Die Häuser in Jerusalem und andern wohlhabendern Städten des Landes hatten zur Zeit der Blüte desselben, wie sich aus allem entnehmen läßt, eine ganz ähnliche Einrichtung wie die zu Babylon und Ninive: im Innern gelegene, geheime Familiensitze, umgeben von Säulengängen und Nebenräumen, platte Dächer, mehrere Stockwerke, von welchen die obern gegen die Straße geöffnet waren. Ein Unterschied scheint nur in Bezug auf diese Oeffnungen stattgefunden zu haben. Denn während wir annehmen müssen, daß in den beiden erstbehandelten Städten die Vorderwände ganz fehlten und nur durch Säulen, etwa auch noch durch Teppiche und Balustraden ersetzt wurden, waren offenbar bei den Israeliten Wände vorhanden, die jedoch Fenster hatten, welche mit Vorhängen oder Gittern geschlossen werden konnten — wobei natürlich an unsere Scheibenfenster nicht zu denken ist. Im zweiten Buche der Könige läßt der Prophet Elisa den im geheimen zum König zu salbenden Jehu in das innerste Zimmer führen. Im Josephus werden diese mittlern Räume öfter erwähnt. — Rahab besaß nach der Erzählung im Buche Josua ein Haus an der Stadtmauer zu Jericho, auf dessen plattem Dache sie die beiden Kundschafter Josua's unter Flachsstengeln verbarg, die sie dort ausgebreitet hatte, und nachts ließ sie dieselben am Seil durchs Fenster hernieder, das über die Mauer den Ausgang bot. Der Prediger Salomonis spricht im 12. Kapitel von den Gesichtern, die finster durch die Fenster sehen; bezeichnender noch steht im Hohen Liede: „Siehe, er steht hinter unserer Wand und sieht durchs Fenster und gucket durchs Gitter.“

Eine reichere Nachbarschaft erlaubte den Israeliten, bessere und mannichfaltigere Baumaterialien anzuwenden. Das zweite Buch Mosis spricht von Häusern, die aus Steinen und Holz aufgeführt, deren Wände mit Lehm bestrichen waren. Später nahm auch in dieser Beziehung der Luxus sehr überhand. Vorzüglich beliebt war das Cedernholz, das der Libanon lieferte. David nannte seinen Palast, ohne Zweifel um dessen höchsten Werth zu bezeichnen, das Cedernhaus. Besonders zum Täfelwerk wurde dieses Holz gern verwandt. Jeremias spricht von solchem, das roth bemalt war. Später verwandte man auch edlere Steinarten, um die Wände zu bekleiden, wie Alabaster in Assyrien, so Marmorplatten in Judäa; in den Häusern der Reichen auch Gold und Silber, die freilich die längste Zeit wol auf den Tempel beschränkt blieben. Ein häufig angeführter Gebrauch war, die Thür aus einer einzigen Steinplatte herzustellen, die wahrscheinlich, um die Bewegung zu ermöglichen, in der Mitte auf Angeln ruhte, sodaß beim Oeffnen die eine Seite aus dem Hause hervortrat, die andere hineinragte. — Wenn das erste Buch der Könige von Ahab erzählt, daß er ein elfenbeinernes Haus habe bauen lassen, so ist das wol nur von der innern Ausstattung zu verstehen, die sicher der äußern noch voraneilte und den Propheten nicht selten Anlaß gab, ihren Warnungsruf dagegen zu erheben.

Was von den Wohnungen der Juden in späterer Zeit, namentlich im Neuen Testament gesagt wird, deutet auf Einwirkung der Griechen und Römer. Wie schon die Eroberungen Alexander's in ganz Asien den Culturzustand verändert hatten, so auch in Palästina, und die Herrschaft der Seleuciden bildete den bequemsten Uebergang zu der der Römer.

Wir kommen zu den Aegyptern, die wir unter der Rücksicht, daß ihr Land oft als der älteste Sitz der Cultur

betrachtet wird, auch an die Spitze unserer Untersuchung hätten stellen können. Aber in Bezug auf den hier behandelten Gegenstand kennen wir ihre Cultur erst aus späterer Zeit, und was wir von dieser auf eine frühere schließen, wird verständlicher, nachdem wir vorausgeschickt, was bei den andern, früh auf dem Schauplatz der Geschichte auftretenden Völkerschaften als erwiesen zu betrachten ist. Wir vermeiden auch hier, indem wir zugleich den Ballast vieler vermittelnder Conjecturen beiseitesetzen, den rückgängigen Weg und geben, von vorn beginnend, was als Resultat am meisten mit jenen und — der Natur der Sache übereinstimmt. Denn was die Alten von der ernsten, ja düstern Sinnesart der Aegypter uns vorerzählen und die Neuern mit gläubigem Staunen nachgesprochen haben, daß sie ihre Wohnstätten nur als Herbergen für die kurze Dauer des Lebens, die Gräber aber für die eigentlichen Häuser angesehen hätten, da in ihnen die Todten eine grenzenlose Zeit zubringen [32]), und was man von Einwirkung der Grabbauten auf die Profanarchitektur hat schließen wollen, ist nur sehr bedingungsweise aufzunehmen. Mit solcher Stimmung und Denkweise endet ein Volk, aber es fängt nicht damit an; sie können Ergebnisse seiner Geschichte sein, aber liegen sicher niemals ursprünglich in der menschlichen Natur. Als der alte Aegypter begann sich ansässig zu machen, dachte er gewiß wie der Bürger jedes andern Staats zunächst daran, sein Eigenthum zu sichern und seiner Person es möglichst behaglich zu machen. Das letztere konnte er, solange es ihm nicht daran lag, auch seinen Geist zu vergnügen, in einem Lande von so gleichmäßiger Temperatur und unter ewig heiterm Himmel leicht vollbringen. Er brauchte bei dem Ueberfluß von Sonne nur Schatten und Kühle. Das zweite erlangte er wiederum am besten, indem er sich nach außen abschloß. Die Wohnung selbst sehr fest zu machen,

hatte aber in einem der heißesten Länder der Erde etwas Bedenkliches; viel geeigneter war es ohne Zweifel, dieselbe mit einer Mauer zu umgeben, die hinreichenden Raum zwischen ihren eigenen und den Wänden der Wohnung ließ. Und in der That deutet alles darauf hin, daß dieses die erste Stufe des fortschreitenden Privatbaues in Aegypten gewesen. Inmitten solcher, einen Hof umschließenden, anfänglich vielleicht nur aus Holz, Rohr und Nilschlamm, später aus Backsteinen aufgeführten Mauern standen wol lange nur Hütten, bei deren Bau jene erstgenannten Materialien den Hauptbestandtheil bildeten. Darauf scheint die innere Ausstattung der noch der Periode der Pyramidenerbauer angehörenden Felsengräber bei Memphis hinzudeuten, die ganz einer solchen Hütte gleicht und welche H. Weiß in seinem bekannten Costümwerke in folgender Weise beschreibt: „Diese Kammern stellen sich zum Theil als eine Nachahmung einer Rohr- und Balkenarchitektur dar. Jede derselben umschließt einen oblongen Raum mit leicht pyramidalisch abgeschrägten, gleichsam gegeneinander gestützten Seitenwänden und darauf horizontal ruhender, flacher Bedachung. Ueber ihrer schmalen viereckten Pforte liegt als Sturz ein in die Wandmauern eingeschobener, runder Steinbalken. Er scheint zugleich das flache Dach mitzutragen. Dies ist im Innern des Gemachs meist in Form dicht nebeneinander gelegter, sauber gerundeter Baumstämme ausgemeißelt. Die Wandflächen des Innenraums lassen dagegen deutlich eine ornamentale Nachahmung von Latten und Leistenwerk erkennen." Ob nun die wirklich bewohnten Hütten auch pyramidalisch gegeneinander geneigte Wände hatten, vielleicht gar, was in den Grabkammern nicht nachzuahmen war, nach oben spitz ausliefen, muß dahingestellt bleiben.

Bei alleinliegenden derartigen Gehöften mußten die Umfassungsmauern wol von allen Seiten von derselben Stärke

sein. Bei städtischen Anlagen, wo jedes Grundstück an zwei andere, ähnlich versehene grenzte, konnte man die Seitenmauern schwächer halten und die vordere der Straße zugekehrte desto mehr verstärken. Einen andern Vortheil mußte man bald darin finden, zur bessern Ausnutzung des Hofraums die Wohnung an das eine Ende desselben zu rücken, sie an eine von dessen Wänden anzulehnen. In Aegypten geschah dieses an die hintere Hofwand — eine Einrichtung, die noch heute daselbst gebräuchlich ist. Mit der Zeit dehnte sich die Behausung über die ganze Breite der erstern aus und erhielt auch, da die leichten Rohrwände nicht mehr geeignet sein mochten, die Erfordernisse der Bequemlichkeit und des Luxus aufzunehmen, eine festere Construction.

Von der Einrichtung eines solchen Hauses gibt uns ein merkwürdiger, in einem Grabe zu Theben gemachter Fund[33]), ein Holzmodell von fast zwei Fuß Höhe, einen deutlichen Begriff. Wir sehen auch hier den ummauerten, unbedachten Hofraum, in welchen eine niedrige, wahrscheinlich wegen der Nilüberschwemmungen etwas erhöht angebrachte Thüröffnung hineinführt. Etwa zu einem Drittel ist dieser Raum an der Hinterwand vom Wohnhause eingenommen. Dieses besteht aus zwei Stockwerken, von welchen das untere zu mehrern Räumen geschieden ist, die durch kleine, langgezogene und gegen den Hof gekehrte Oeffnungen erleuchtet werden, das obere dagegen ungetheilt, offen und nur durch Wände in halber Mannshöhe eingefaßt ist. An einem Ende dieses galerieartigen Raumes befindet sich ein laubenartiger Ueberbau, in welchem eine sitzende Figur angebracht ist. Eine freiliegende Treppe führt vom Hofe auf den obern Stock.

Unter Rücksicht auf die oben angeführte und oft wiederholte Ansicht, daß von Aegypten die Cultur sich in weitem Umfange auf die anliegende Welt verbreitet, wollen wir

hier die Bemerkung nicht unterdrücken, daß trotz der Verschiedenheit in der Anlage der asiatischen und ägyptischen Wohnungen eine innere Verwandtschaft unter beiden nicht zu verkennen ist und daß, wenn auch die Priorität der einen von der andern schwer nachzuweisen sein dürfte, doch beide Bauweisen recht wohl auf einer Grundlage entstanden sein können. Eine Umfriedigung des Eigenthums, eine Umfassungsmauer für eine Hütte oder ein Haus, dessen Thürschloß zugleich der Verschluß für Zimmer, Schlafstätte, Vorrathskammer und Truhe war, mußte in Zeiten, deren einfache Verhältnisse keineswegs alle Gefahr ausschlossen, unter allen Himmelsstrichen sehr nahe liegen. Die in der Mitte liegende Wohnung, Gewölbe oder Hütte, wurde in Asien zum Hauptraume und Familienaufenthalt, während die freien Seiten des Hofplatzes bei wachsendem Bedürfnisse sich mit Nebenräumen füllten und von jenem nur die Säulenhalle als offener Gang übrigblieb. In Aegypten, wo das Klima ein Verweilen unter freiem Himmel noch mehr begünstigte, legte sich die Wohnung in der eben angegebenen Art an die eine Seite des Hofes.

Von alten Privatbauten ist an den Ufern des Nils nichts erhalten. Sämmtliche Ruinen, die dort so anhaltend die Forschbegier beschäftigen, rühren von Tempeln, Königspalästen und Grabgewölben her. Doch läßt auch in der kolossalen Größe und dem ungeheuern Aufwande, mit welchen diese Bauten aufgeführt waren, noch die Anlage des ehemaligen Bürgerhauses sich wiedererkennen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß beide aus gemeinschaftlichem Ursprunge hervorgegangen. Alle Tempel und der Palast von Medinet Abu, der einzige, der als solcher, wenn auch nur in Trümmern, noch Zeugniß ablegen kann, haben als erstes Princip ihrer Bauanlage die Umfassungsmauern. Die gewaltigen Pylonen, welche an geeignetem Platze nirgends

fehlen, sind nichts als die verstärkte Vorderseite der erstgenannten. Durch Aneinanderreihung mehrerer Höfe wurden die Hauptgebäude natürlich vom Ende in die Mitte gerückt, wenn wir den vor- und dahinterliegenden Platz als einen Hof betrachten. Die Sphinxalleen, Obelisken, Bildsäulen und anderes waren Zugaben des Luxus, der mit der Zeit sich auch in den Häusern der obersten Kasten, wenn auch in anderer Weise, einfand.

Diodor[34]) spricht von vier- und fünfstöckigen Häusern, die in Aegypten schon in früher Zeit vorgekommen sein sollen. In den alten Wandgemälden, die Bürgerwohnungen mit aufführen und als Hauptquell unserer Kenntniß dienen, kommen sie indeß nicht vor. Die Regierung der Ptolemäer wie die Herrschaft der Römer drangen auch in diesem Lande in das Privatleben ein. Die eingeborenen Priester, welche dem fremden Einflusse ungern Zugeständnisse machten, haben vielleicht unkundigen Fragern den neuen Luxusbau als alte Eigenthümlichkeit ihrer Nation dargestellt — ein Verfahren, das wir auch durch andere Beispiele bestätigt finden. Wie die Stadthäuser in die Höhe getrieben wurden, so dehnten sich die Landsitze, deren das enge Nilthal nicht entbehrte, in die Weite. Gleichwol fehlte auch hier die Umfassungsmauer nicht; doch der größere Umfang wie manche ökonomische Zwecke verlangten in derselben mehrere Eingänge. Scheuern, Stallungen, Vorrathshäuser, meistens ohne Bedachung, andererseits Gärten, Baumpflanzungen, Spaziergänge unter bedeckten Säulenhallen, Teiche und andere Bewässerungsanstalten umgaben das eigentliche Wohnhaus und wiederholten sich wol je nach dem Reichthum des Besitzers auf allen Landgütern.

Im Gegensatze zum heutigen Aegypten wird die Reinlichkeit des alten gerühmt — eine nothwendige Folge der eigenthümlichen Rolle, welche das Wasser dort spielt, ähnlich

wie noch gegenwärtig in den Niederlanden, wo das feuchte Klima bald alles vernichten würde, wenn nicht die äußerste Sauberkeit den schädlichen Wirkungen desselben Schranken setzte.

Wie es in der Natur der menschlichen Verhältnisse liegt, entwickelte sich zuerst der Privatbau und seine Anlage ging in die der Paläste und Tempel über. Doch konnte es nicht fehlen, daß die staunenswerthe Ausstattung der letztern auch auf erstere zurückwirkte. Wir bemerken diesen Einfluß unter anderm an den stattlichen Thoren, mit welchen wir in allen Darstellungen auch die Häuser der Vornehmen versehen finden. Portale von architektonischen Gliederungen, ähnlich wie die Eingänge der Tempel eingefaßt, über treppenförmige Zugänge erhoben, von säulengetragenen Vorbauten beschattet, kommen in späterer Zeit in mehrfacher Gestaltung vor. [35]) Die Einfassung des ummauerten Hofes mit Gebäuden erstreckte sich gewöhnlich über je mehr Seiten, je größer ersterer war, und es kommen Häuser vor, welche die Mauern ganz in sich aufgenommen haben und einen Hof nur noch in ihrer Mitte einschließen, der dann von offenen Arcaden umsäumt zu sein pflegt. Von der auch hier immer reicher werdenden innern Ausstattung der Häuser ließe sich manches beibringen; wir bemerken nur noch mit Rücksicht auf einen oben als allgemein maßgebend aufgestellten Gesichtspunkt, daß die Thüren immer eng, die Fenster klein und offen blieben, nur durch Vorhänge und Läden verschließbar.

Daß auch bei den Griechen oder vielmehr pelasgischen Stämmen der bürgerliche Bau von der Nothdurft des Schutzes und der gesicherten Unterkunft ausgegangen, beweisen die durch ganz Hellas und Kleinasien zerstreuten sogenannten Cyklopischen Mauern, jene uralten, entweder aus ganz unbehauenen oder bereits kunstfertiger zusammengefügten Blöcken bestehenden Steinumwallungen, welche,

wenn auch nicht die Zeit der ersten Ansiedelung, doch der frühesten Staatengründung dieser Völker bezeichnen. Hinter Mauern wie die von Tyrins oder Mykene brauchte freilich das einzelne Haus keine besondere Befestigung mehr; aber Werke der Art konnten nur entstehen, wo bereits eine große Gemeinschaft aus demselben Bedürfnisse und unter nahe gerückten Interessen ihre Kraft erhöhte, indem sie sie vereinigte. Gewiß mußten zur selben Zeit, in welcher jene Riesenbauten Dörfer und Stadtanlagen schützten, noch manche Einzelwohner und kleinere Gemeinschaften sich mit geringern Mitteln behelfen. Ja, die erkannte Unzulänglichkeit der letztern wird eben erst jene größern Verbände zusammengeführt haben. Nachrichten vom griechischen Wohnhause haben wir erst aus einer Zeit, in der seine Besitzer bereits mancher Fortschritte sich erfreuten; schließen wir aber vom Zusammengesetzten und Erweiterten auf das Enge und Einfache zurück, so haben wir bei jenem, gerade wie beim ägyptischen, eine Umfassungs- oder Hofmauer mit einer Hütte im Innern, die von der des letztgenannten, dem Landesklima entsprechend, vielleicht nur durch größere Festigkeit sich unterschied.

Daß diese Hofmauern früh aus Steinen aufgeführt wurden, beweisen nicht nur die erwähnten, aus demselben Material mit steigender technischer Vollkommenheit errichteten Ringwälle, sondern der Reichthum des Landes an guten Mauersteinen könnte darauf führen, auch wenn wir jenen Beweis nicht hätten. Homer, die einzige schriftliche Quelle für die frühere Zeit, spricht beim Hause des Odysseus neben der Mauer noch von einer zweiten Befestigung, die Voß in seiner Uebersetzung (Odyssee, XVII, 267) gewiß falsch als Zinnen auffaßt. Vielleicht war sie ein hölzernes Geländer, wie man solche zu größerer Sicherung des umhegten Grundstücks wol noch Mauern aufsetzt oder anfügt, die man nicht

für hoch genug hält. Auch der Schweinehirt Eumaios bepflanzt die Umhegung für seine Schutzbefohlenen, für welche er schwere Steine herbeigeschleppt, noch mit Hagedorn und setzt Pfähle von Eichenholz daran (Odyssee, XIV, 10 fg.). Im Eingange der Mauer vor dem Hofe des Königs von Ithaka wird eine Flügelthür gepriesen, deren Stärke noch immer mehr den Zweck hat, unwillkommene Gäste abzuhalten, als andere einzulassen. Sie „schließt machtvoll“ und „schwerlich vermag sie ein Mann zu erobern“.

Wie aber war die alte Wohnung auf dem Hofe selbst beschaffen? Die Griechen lassen in der Sage ihre Ahnen aus der Hütte hervorgehen. Der Stammvater Pelasgos baute in Arkadien die erste. Vielleicht ist die Hütte des ebengenannten Eumaios, in welche er seinen zurückgekehrten Herrn aufnimmt, ein Nachklang der ältesten Wohnung. Leider erfahren wir wenig von ihr; sie hatte einen Herd, der zugleich als Altar diente, Schlafstellen für den Hirten und seine Knechte und noch so viel Platz, daß auch für den Gast ein Lager von Reisig und Fellen ausgebreitet werden konnte. Und dies Wenige ist vielleicht alles, was sich überhaupt davon sagen ließ. Wir können mit Rücksicht auf die verhältnißmäßig bescheidene Ausstattung, mit welcher sich die Wohnung des Griechen bis über die Zeit der staatlichen Blüte hinaus begnügte, uns dieselbe in der ältesten Epoche nicht einfach genug denken.

Wie das gewöhnliche Bürgerhaus zu seiner Zeit beschaffen war, erfahren wir von Homer nicht. Er beschreibt nur die Paläste der Fürsten, vornehmlich des Odysseus, Priamos und Alkinoos. Doch gibt er auch dem Zelte des Achilleus dieselbe Einrichtung, woraus wir um so eher schließen können, daß die bürgerlichen Wohnungen den fürstlichen in der Anlage gleich gewesen.

Als Muster können wir den Palast des Odysseus

betrachten, der weit einfacher als der des reichen Phäakenkönigs, um so viel näher der Wirklichkeit stehend zu erachten ist. Durch das besprochene Thor treten wir hier zunächst in den Vorhof, in dessen Mitte der Altar des hausbeschützenden Zeus seinen Platz hat. Ueber diesen hinaus fällt unser Blick in eine offene, von Säulen getragene Halle, die durch eine Thür in der Mitte in das eigentliche Haus führt, das aber jetzt durch Erweiterung der ganzen Anlage zum Saal für Mann und Gäste geworden ist, während die Gemächer für Frau, Kinder und Dienerschaft noch hinter diesem Saale liegen. Es ist kein Zweifel, daß dieser Männersaal ursprünglich das ganze Haus, die Wohnung der Familie ausmachte, während Vorhalle, Hinterhaus und oberes Stockwerk, von welchem ebenfalls die Rede, spätere Zuthaten und wahrscheinlich lange ein Vorzug der Herrscher waren. Die Halle, naturgemäß aus dem vorspringenden und unterstützten Dache entstanden, hatte anfänglich wol nur behauene Stämme zu Trägern; im Hause des Odysseus bestehen diese bereits aus geglättetem Gestein, waren also Pfeiler oder Säulen. Sie diente übrigens keineswegs allein als Luxusbau, um einen schattigen Aufenthalt im Freien zu gewähren, wozu wir meistens ähnliche Bautheile benutzen. In der Erzählung des alten Dichters wird die Halle oft als Schlafstätte für Gäste hergerichtet, während die Besitzer des Hauses im Innern ruhen, so Odyssee, IV, 296 fg.:

> Sprach's und Helena drauf, die Argeierin, mahnte die Mägd' an,
> Unter die Halle zu stellen ihr Bett, dann unten von Purpur
> Prächtige Polster zu legen und Teppiche drüberzubreiten,
> Drauf auch zottige Mäntel zur oberen Hülle zu legen.
> Jen' enteilten dem Saal, in der Hand die leuchtende Fackel;
> Schnell dann betteten sie, und die Fremdlinge führte der Herold.
> Also schliefen sie dort in der vorderen Halle der Wohnung,
> Held Telemachos selbst und Nestor's edler Erzeugter.
> Atreus' Sohn auch ruht im innern Gemach des Palastes.

Immer wird die Halle als递ttheil des Hauses be-trachtet und sie zuerst hervorgehoben, wenn die reiche Ausstattung desselben gerühmt werden soll. Zeus beruft die Schar der Götter zur Versammlung in seinen Palast und sie sitzen um ihn vereint in der Halle, welche Hephästos selbst mit „kundigem Geist der Erfindung“ dem Vater der Welt ausgehauen hat. Auch am Palast des Priamos werden vornehmlich die „gehauenen Hallen“ gerühmt. Wenn der den Freiern ergebene Rinderhirt das Rind und gemästete Ziegen, welche er den Eindringlingen zum Schmause bringt, unter der Halle anbindet, so ist das wol nur als Zeichen der augenblicklich im Palaste herrschenden übeln Wirthschaft, nicht aber als hergebrachte Sitte zu beurtheilen.

Die Ausdehnung der Halle scheint nicht immer dieselbe gewesen zu sein. Mindestens bespannte sie die Vorderseite des Hauses; bei größern Anlagen war sie wol auch herumgebaut. Apollonios erwähnt eine solche beim Palaste des Äätes.[36]) Im Homer werden neben der Halle häufig zwei andere Räumlichkeiten genannt, die mit derselben in enger Verbindung stehen, deren Oertlichkeit aber doch nicht so genau umrissen wird, daß wir uns eine bestimmte Vorstellung davon machen könnten. Es sind dies die Vorthür und das Vorhaus. Jedenfalls befand sich deren Platz in der Mitte der Halle, vor dem Eingange in das Haus. Ob sie indeß, wenn nicht blos durch die Ausdrücke bestimmte Stellen in der Halle selbst bezeichnet wurden, von dieser auf den Hof hinaus oder in das Haus hineingebaut gewesen, darüber gehen die Meinungen auseinander. Das letztere würde voraussetzen, daß ein Vorsprung der Halle, die Vorthür, in den Männersaal hineingeragt habe, was wol eine zu künstliche Construction voraussetzen würde, auch von Homer schwerlich unerwähnt gelassen worden wäre, da die Freier beim Racheact des Odysseus sich hinter einem solchen Vor-

sprung hätten verbergen können. Der beleidigte Fürst erreicht sie indeß mit seinen Pfeilen, ohne viel seine eingenommene Stellung zu wechseln. Eher wäre anzunehmen, daß das vorspringende Dach über dem Eingange noch weiter in den Hof hineingereicht und noch von zwei oder mehrern Säulen wäre gestützt gewesen. Uebrigens werden im Homer selbst Halle, Vorhaus und Vorthür so oft für gleichbedeutend genommen, daß wahrscheinlich wird, es seien wirklich nur bestimmte Plätze in ersterer mit den beiden letzten Namen belegt gewesen, ohne daß sie architektonisch bemerklich gemacht worden, wie wir auch jetzt noch auf größern Vorplätzen, Fluren, in Küchen u. s. w. einzelne Abtheilungen blos durch besondere Bezeichnungen ausheben. Wie die Gäste unter der Halle, schläft Odysseus als fremder Bettler im Vorhause. Von der Vorthür schleift er den überwundenen Iros in den Hof und zum Thore der Mauer. Vor dem Hause des Menelaos fahren Telemachos und Peisistratos sogleich zur Vorthür und besteigen nach beendigtem Besuch hier auch wieder ihren Wagen.

Auch die Beschreibung des Raumes, den man gewöhnlich nach alter Anleitung mit der Bezeichnung des Männersaals belegt, ist nicht so deutlich, da sie aus gelegentlicher Erwähnung und einzelnen Andeutungen zusammengelesen werden muß, daß nicht verschiedene Anschauungen sich davon hätten bilden sollen. Einerseits hat man ihn als offenen, gewissermaßen zweiten Hof aufgefaßt, der an den innern Seiten rings mit einer andern Säulenhalle umgeben war; andererseits erklärt man ihn als wirklichen, geschlossenen Saal, dessen ausgedehnte Decke auf zwei Reihen von Säulen ruhte. Die erstere Ansicht gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn wir in Betracht ziehen, daß das spätere griechische wie auch das römische Haus, das sich ja aus dem alten Homerischen entwickelt haben muß, statt des Männersaals einen offenen,

säulenumstellten Raum aufwies, wie aus dem Vorhof des letztern das Peristyl des erstern hervorging. Doch anders erscheint die Sache, wenn wir festhalten, daß dieser Saal als der eigentliche Kern und Hauptraum des Homerischen Hauses das ältere, die ursprüngliche Hütte selbst gewesen, die doch ohne Zweifel bedeckt war. Dazu kommen bei Homer Andeutungen vor, die es kaum zweifelhaft lassen, daß die letztere Ansicht die richtige. Er nennt dieses Zimmer geradezu auch Haus und diese Bezeichnung erhielt sich, wenn auch mit verändertem Worte (δῶμα bei Homer, οἶκος, oecus noch bei Vitruv) lange nachher. Als abends nach Entfernung der Freier Odysseus und sein Sohn sich anschicken, die Waffen aus dem Saale fortzutragen, entsteht die Frage, wer zu diesem Geschäfte die Fackel halten solle. Die ihrem Günstling allzeit dienstfertige Athene hilft auch hier aus und beleuchtet den Raum auf wunderbare Weise, was bei den hellen griechischen Nächten kaum nöthig gewesen wäre, hätte letzterer keine Decke gehabt. Telemachos drückt seine Verwunderung aus und nennt namentlich die fichtenen Balken und hochtragenden Säulen, welche wie im Feuerschein erglänzen. Da die Wände vorher schon genannt sind und auch in anderer Weise bekleidet waren, müssen jene wol auf die Decke bezogen werden. Eine große Rolle im Saale spielt der Feuerherd, der nicht allein zur Zubereitung des Gastmahls, sondern auch zur Erwärmung gebraucht wird. Wie Penelope zur letzten Ausforschung ihres im Saale zurückgebliebenen Gemahls sich dahin begibt, läßt sie ihren Sessel ans Feuer stellen und die Mägde häufen von neuem Holz darauf, daß „Leuchtung wär' und Erwärmung". In einem offenen Raume würde solche Zurichtung aber wenig genützt haben. Immerhin ist die Frage nicht schlußgültig zu entscheiden. So bleibt auch zweifelhaft, ob die tragenden Säulen mehr in die Mitte des Gemachs gerückt waren oder

etwa wie Halbsäulen aus der Wand hervorragten, da für beide Ansichten sich Gründe aufführen lassen. Ebenso wenig erfahren wir genau, wo der Feuerherd seinen Platz hatte, ob in der Mitte oder an der Seite, noch auch, woher der Raum seine Beleuchtung erhielt. War eine Decke vorhanden, bei welcher Annahme allein diese Frage entstehen kann, so fiel wahrscheinlich wie bei den assyrischen Gebäuden das Licht durch Oeffnungen von oben, durch welche wol auch der Rauch abzog. Die Waffen, welche Odysseus vor seinem Zuge nach Ilion im Saale aufgehängt hatte, sind von Rauch geschwärzt.

Die Eingangsthür, durch die man aus der Halle in den Saal trat und unter welche sich Odysseus als Bettler setzt, um dem Treiben der Freier zuzuschauen, hatte eine Schwelle von Eschenholz und cypressene Pfosten, welche einst der Baumeister kunstvoll geglättet und senkrecht gerichtet hatte. Dieser Thür gegenüber liegt eine andere mit einer Schwelle von Stein, durch welche Penelope eintritt. Noch von einer dritten, einem Seitenpförtchen, ist die Rede, welches auf den Hof und durch diesen ins Freie führt. Es ist eng, sodaß nur ein Mann sich hindurchzuzwängen vermag; Odysseus übergibt diese Pforte während des Kampfes dem Eumaios zur Bewachung, damit die Freier nicht entschlüpfen. Was die sonstige Ausstattung des Männersaals betrifft, so erfahren wir noch aus der Beschreibung des Phäakischen Palastes, daß ringsumher an den Wänden Bänke angebracht waren, die, mit feinen Teppichen belegt, den versammelten Männern als Sitze dienten. Was Homer in dieser Beschreibung weiter ausführt, ist als dichterischer Schmuck zu betrachten.

Hinter dem Männersaale lagen die Zimmer der Frau, die Schlafkammern für die ganze Familie wie für die Dienstboten, Vorrathsräume und, wahrscheinlich unter dem Boden

versteckt, eine Art von Schatzkammer, wo der kostbarste Besitz, Gold und Erz, sidonische Kleiderstoffe, aber auch alter Wein und wohlduftendes Oel aufbewahrt wurden. Der zweite Stock, in welchem sich namentlich das Wohnzimmer der Hausfrau befand, erstreckte sich wahrscheinlich nur über diese Hintergebäude. Im einzelnen bleibt die Anordnung dunkel.

Im gewöhnlichen häuslichen Verkehr diente das Gemach der Frau auch dem Hausherrn zum Aufenthalt und hatte auch eine vollständigere Einrichtung, ähnlich wie der Gastsaal. So beschreibt Nausikaa dem Odysseus ihrer Mutter Gemach in der väterlichen Wohnung:

Jetzo gehe zur Stadt der Phäakier, dort zu erkunden
Meines gepriesenen Vaters Alkinoos prangende Wohnung.
Leicht auch wird sie erkannt, und wol ein kleinerer Knab' auch
Führte den Weg: denn nicht sind gleich ansehnlich die Häuser
Andrer Phäaken gebaut, wie des Helden Alkinoos' Wohnung
Prangt. Doch bergen dich nun die Gebäud' umher und der Vorhof;
Schnell des Königs Saal durchwandele, daß du der Mutter
Kammer erreichst. Sie sitzet am Herd im Glanze des Feuers,
Drehend der Wolle Gespinst, meerpurpurnes, Wunder dem Anblick,
Gegen die Säule gelehnt; und hinter ihr sitzen die Weiber.
Dort auch steht für den Vater ein Thron im wärmenden Anglanz,
Wo er Unsterblichen gleich dasitzt und mit Weine sich labet.

Ueber die eigentlichen Wohngemächer fügen wir noch die Stelle aus dem sechsten Gesange der Ilias an:

Als er den schönen Palast des Priamos jetzo erreichte,
Der mit gehauenen Hallen geschmückt war: aber im Innern
Waren funfzig Gemächer aus schön geglättetem Marmor,
Nachbarlich aneinandergebaut; es ruhten des Königs
Priamos Söhne allhier mit den anvermähleten Weibern;
Dann für die Töchter auch waren zur anderen Seite des Hofes
Zwölf gebühnte Gemächer aus schön geglättetem Marmor,
Nachbarlich aneinandergebaut; es ruhten des Königs
Priamos Eidam' hier mit ehrfurchtwürdigen Weibern.

Auf mancherlei Bedenken, welche diese Schilderung erwecken muß, wollen wir hier nicht eingehen, weil wir es immerhin mit einer Dichtung zu thun haben. Klar wird jedoch aus der thatsächlichen Angabe, daß bei größern Bauten zu dem Vorhofe auch ein zweiter, ein eigentlicher Hof sich gesellen konnte, um den die verschiedenen Wohn- und Wirthschaftsräume hinter dem Männersaale sich gruppirten, was deshalb bemerkenswerth ist, weil wir in dieser Anordnung schon die des spätern, ausgebildeten Wohnhauses der Griechen vorgezeichnet finden. Nicht übergehen wollen wir hier auch die geglätteten Marmorplatten, aus welchen die Gemächer aufgeführt, wenn nicht allein damit bekleidet waren. Wir werden durch diese Pracht der alten troischen Hofburg an den Luxus erinnert, den wir auch in andern asiatischen Staaten gefunden und berührt haben, der dem eigentlichen Hellas noch lange fremd blieb.

Homer schilderte die Häuser seiner Helden natürlich, wie er in seiner Zeit sie vorfand. Ueber die Entwickelung, welche sie nach ihm nahmen, sind wir vollständig ohne Nachricht. Wir können nur aus den nahe liegenden Bedingungen, welche darauf einwirken mußten, und den endlich hervorgehenden Resultaten auf die in der Mitte liegenden Zwischenstufen schließen. Gewiß aber ist, daß die Entwickelung des griechischen Wohnhauses sehr langsam vor sich ging und erst geraume Zeit nach erreichtem Höhenpunkte des politischen Lebens eine Ausbildung erlangte, welche einigermaßen der in den besprochenen asiatischen Ländern gleichkam. Ein Freistaat ist immer viel theuerer als jede Despotie, und wenn auch die Bürger nach gerechter Vertheilung beisteuern, bleibt dem einzelnen selten so viel, um sich namhaft über den Stand der Allgemeinheit zu erheben. Freilich gewährt eine geordnete und allseitig überwachte Staatseinrichtung auch nicht die Gelegenheit, daß einzelne auf Kosten des Ganzen

sich bereichern, wozu die alten Tyranneien mit ihrem Günstlings- und Satellitenwesen nur zu sehr Gelegenheit boten. Die Hauptsache bleibt immer wol, daß der griechische Bürger zu viel Aufmerksamkeit auf die öffentlichen Angelegenheiten zu verwenden hatte, um gleich den übrigen Anwohnern des Mittelmeeres seinen Privatvortheil im Handel zu suchen, und daß er mehr am Ackerbau haften blieb, von welchem er ausgegangen. Außerdem konnte er, wie auch sonst bemerkt worden, selber sich mit einem bescheidenern Hause begnügen, da die prächtigen öffentlichen Bauten: Tempel, Theater, Gymnasien u. s. w., nicht nur sein Eigenthum waren, sondern auch für einen beträchtlichen Theil des Lebens ihm zum Aufenthalte dienten.

Eine Wandlung in der ganzen Anlage des griechischen Wohnhauses scheint eingetreten zu sein mit der Zusammendrängung desselben in städtischen Vereinen. Denn was Homer beschreibt, sind im Grunde noch Landsitze. Mit dem Palaste des Alkinoos stehen große Gartenanlagen in Verbindung und nebeneinander werden die beiden Quellen genannt, von welchen die eine den Garten, die andere das Haus mit Wasser versorgte. Auch haben wir uns nicht zu denken, daß jene morgenländischen Städte gleich so dicht gedrängt angelegt wurden, wie wir es von unsern heimischen Ortschaften im Mittelalter wissen. Sie bestanden anfänglich mit wenigen Ausnahmen nur aus einer Ansammlung solcher ländlicher Höfe; wie wir ja von mehrern, so namentlich von Athen wissen, daß sie aus einer Anzahl von Dörfern waren zusammengezogen worden. So war auch in letztgenannter Stadt noch zur Zeit des Peloponnesischen Krieges nicht der ganze Platz angebaut, der mit Mauern umzogen war, und fast die ganze Landbevölkerung fand in ihnen und den langen Mauern des Piräeus Platz. Auch die Häuser der Stadt waren anfänglich mit einem Vorhofe und den andern

Elementen einer gemächlichen Wohnung ausgestattet, die wir bei Homer beschrieben finden. Manche Bürger, für deren bessere Verhältnisse der ursprünglich angewiesene Platz nicht ausreichte, mochten einen andern, größern erwerben, wo dafür Raum gelassen. Vielen war es gewiß nur vergönnt, sich innerhalb der Mauern des ersten väterlichen Erbes so vortheilhaft einzurichten, wie es eben anging. Für Ausdehnung des Hauses war nur auf dem Hofe Raum vorhanden. Man umbaute denselben, indem man die Umfassungsmauern zu Wandmauern erhöhte und in der Mitte einen verengten Platz als Hofraum freiließ. Wo bei größern Anlagen eine Halle die Vorderseite des Hauses bekleidet hatte, zog man jene auch um die innern Seiten der neuangelegten Gebäude, und so entstand auf ganz einfache Weise aus dem alten Vorhofe das Peristyl, ein rings von Gebäuden und einer säulengetragenen Halle umgebener Hof, dessen Mitte noch der Altar einnahm. Daß auch die Wohnung der Frau, der eigentliche Sitz der Familie, so sich erweitern konnte, daß — wol schon um des nöthigen Lichtes willen, da wir uns die griechische Wohnung nach außen als durchaus geschlossen denken müssen — inmitten derselben ein Hof angelegt werden mußte, haben wir schon im Homer angedeutet gefunden. Diesen weiten Hof ähnlich wie das Peristyl auszustatten, ihn mit einer Säulenhalle zu umgeben, lag nahe. So haben wir den Grundplan des spätern griechischen Wohnhauses, wie er auch noch in der Beschreibung des Vitruv, der dieselbe aus dem Beginne unserer Zeitrechnung gibt, nicht wesentlich verändert sich wiederfindet.

Nach dessen Angaben führte von der Eingangspforte zwischen den vorn im ehemaligen Hofe zusammenstoßenden Gebäuden ein schmaler Gang zu einer zweiten Thür, die in das Peristyl sich öffnete. Die Räume zu den Seiten dieser Flur dienten auf der einen gewöhnlich als Pferdeställe,

auf der andern als Kammern für Thürhüter und Wächter — offenbar eine Erinnerung aus alter Zeit, wo ebenfalls schon, ehe der ganze Hofraum sich mit Gebäuden umschloß, am Thore jene Baulichkeiten angebracht gewesen sein mochten. Das Peristyl bei Vitruv ist nur noch an den drei nächstliegenden Seiten von einer Halle umgeben. Dem Eingange gegenüber sprang das Gebäude mit den sogenannten Pasten, einem gewölbartigen Ueberbau vor, dessen Beschreibung bei dem genannten römischen Architekten dunkel ist, der aber nur als erweiterte Oeffnung zwischen den beiden hier gegeneinanderstoßenden Gebäuden, die beide Höfe trennten und über welche ein oberes Stockwerk in einer Flucht hinweggebaut war, aufzufassen sein wird. Die Pasten verengten sich bald zu einem zweiten Gange, der vom Peristyl in den nächsten Hof oder das andere Peristyl führte, das weiter mit einem ähnlichen Abschluß zu Räumlichkeiten den Durchgang bot, die unmittelbar an die Frauengemächer sich schlossen und als Arbeitsräume, Niederlagen u. s. w. dienten, ähnlich wie unsere Wirthschaftsgebäude nicht selten nur eine Fortsetzung des eigentlichen Wohnhauses bilden.

Seit dem Austritte der griechischen Staaten aus den patriarchalischen Zuständen der heroischen Zeit und größern Ausbildung des politischen Lebens scheint die Trennung zwischen dem Hauswesen des Mannes und dem der Frau sich eher befestigt als gemildert zu haben. Der Verkehr des Mannes fand in den Gebäuden statt, welche den ersten Hof umgaben, der der Frau in den Hintergebäuden. Die feststehenden Bezeichnungen sind „Andronitis“ und „Gynaikonitis“, welche stets wiederkehren. Fast jedes Zimmer hatte seinen besondern Eingang von der Halle aus, doch standen sie auch untereinander in Verbindung. In der Frauenwohnung befanden sich übrigens früher wie später die dem häuslichen Verkehre bestimmten Gemächer, die Speise- und

Schlafzimmer der Familie, die Kammern für die Dienstboten u. s. w. Als in der Männerwohnung enthalten nennt Vitruv auch schon Bildersäle, Bibliotheken, Unterhaltungssäle und die großen Räume für die Triklinien, an welchen der Herr des Hauses, nach damaliger Sitte mit Ausschluß der Frau und der Töchter, seine Gäste bewirthete. Bei reicher angelegten Bauten waren längs der beiden Seiten, durch schmale Gänge getrennt, Reihen von einzelnen Zimmern und kleinen Wohnungen eingerichtet, welche zur Aufnahme von Fremden bestimmt waren. Denn bei den Griechen war es Sitte, wenn sie wohlhabend waren, aufgenommenen Gästen im Hause möglichste Unabhängigkeit zu gestatten. Nur am ersten Tage lud man sie an den eigenen Tisch und schickte ihnen an den folgenden die nöthigen Lebensmittel in das eingeräumte Quartier, welches zu dem Zwecke mit einer Vorrathskammer versehen war. [37]) Diese Gastherbergen, deren sich bisweilen acht bis zehn bei einem Hause befanden und die untereinander durch feste Wände geschieden waren, hatten ihren Ausgang sämmtlich auf den genannten engen Zwischenraum. Nur von diesem wie aus den Hintergebäuden führten enge Nebenpforten ins Freie; sonst war mit Ausnahme des Haupteingangs das Haus ringsum geschlossen. Eine Ausnahme von dieser Regel bewirkten nur scheinbar die Verkaufsläden, mit welchen manche Häuser nach der Straße hin geöffnet waren. Denn diesen Läden, die meistens vermiethet wurden, fehlte der Eingang in die eigentliche Wohnung. [38])

All diese Einrichtungen, die überhaupt nur in reichen Häusern vollständig vertreten sein konnten, zeichneten die griechische Wohnung in den letzten Stadien ihrer Entwickelung aus, als sie von der römischen die bedeutendsten Einflüsse empfangen und dahin zurückgegeben hatte. Wir werden daher auf die kostbare und geschmackvolle Einrichtung erst

später näher eingehen. Zur Zeit der Blüte der griechischen Staaten war die Hauseinrichtung wie der Hausbau selbst äußerst einfach. Ein Mörtelanwurf genügte damals an den Wänden, wo man später kunstvolle Malereien erblickte; Holzsäulen dienten lange, bis man zu Kalkstein und Marmor überging. Die Wohnungen der Reichen unterschieden sich hauptsächlich durch den größern Umfang ihrer Anlagen, während die der gewöhnlichen Bürger wol nicht einmal alle mit den Einrichtungen ausgerüstet waren, die wir als wesentliche Bestandtheile des Hauses bezeichnet haben. Die Landhäuser pflegten schon früh vollständiger und weitläufiger angelegt zu sein als die städtischen Wohnungen. Demosthenes macht bereits den reichen Atheniensern den Vorwurf, daß ihre Häuser glänzender seien als die Staatsgebäude. [39])

Was die wichtige Frage der Beleuchtung betrifft, so waren die Griechen trotz ihrer sonstigen hervorragenden Bildung den asiatischen Zeitgenossen nicht vorangeeilt. Fenster in unserm Sinne kannten auch sie nicht. Statt deren begnügten sie sich, ähnlich wie wir es schon bei den Israeliten besprochen, mit kleinen, viereckigen Wandöffnungen, die hoch oben und sparsam in den Haupträumen angebracht waren und wie dort durch Gatter, hölzerne Schieber und Vorhänge geschlossen wurden. Und daß selbst diese Verbindung der Innen- und Außenwelt im Bewußtsein der damaligen Stadtbewohner an die äußerste Grenze des Erlaubten gestellt war, ersieht man aus der Rolle, welche diese Licht- und Luftöffnungen bei den ihrer oft Erwähnung thuenden Komikern spielen. So können wir auch unschwer uns ein Bild von dem Aussehen der Straßen in Athen und andern griechischen Städten zu der Zeit machen, aus welcher das griechische Leben selbst wie ein ewiger Triumph menschlicher Cultur uns entgegenleuchtet: einförmige Reihen weißgetünchter Wände, die beiden Stockwerke der Häuser, wo

solche vorhanden waren, nur leicht andeutend, in ziemlich regelmäßigen Abständen durch niedrige Eingänge unterbrochen, durch welche hier und da ein durchsichtiges Gatter statt der Thür etwas von dem dahinter spielenden Leben verrieth, wenn dessen Aermlichkeit den Blick noch anzuziehen vermochte. Der Hauptschmuck der Straßen blieb der rege Verkehr der Bevölkerung. Nach und nach mehrten sich die öffentlichen Denkmäler. An Plätzen, wo diese die ganze Perspective füllten, wie auf der Akropolis zu Athen, mit dem Hintergrunde der Gebirge, des schönen Meeres und Himmels mußte freilich sich ein Anblick entfalten, wie ihn die Welt nur einmal gesehen. Als die Kunst, Malerei sowol wie Plastik, auch an die Häuserfaçaden, die mit der Zeit bis zu mehrern Stockwerken sich erhoben, ihre schmückende Hand legte, war der Glanz des griechischen Lebens auf der herabsteigenden Bahn bereits weit fortgeschritten.

Um zu zeigen, wie unbequem man auch in besser eingerichteten Häusern lebte, setzen wir, nach J. H. Krause's Mittheilung[40]), eine Stelle aus des Alexandriners Achilles Tacius Geschichte des Kleitophon und der Leukippe her, in welcher er beschreibt, wie die letztere mit ihrer Mutter wohnte: „Der ganze Raum des Thalamos (Frauenwohnung) war in vier Zimmer abgetheilt, zwei zur Rechten und zwei zur Linken. Dieselben wurden durch einen schmalen Gang, welcher sich in der Mitte hinzog, voneinander getrennt. Dieser Gang wurde vorn an der Fronte durch eine Thür verschlossen, wodurch zugleich alle vier Zimmer verschlossen wurden. Die beiden hintern, einander gegenüberliegenden Zimmer hatten Mutter und Tochter inne, nämlich jede eins; von den beiden andern am Eingange bewohnte das eine neben dem der Leukippe die Aufseherin, das andere wurde als Aufbewahrungsort, wol besonders für die Garderobe, benutzt. Der schmale Gang hatte aber eine innere und

eine äußere Thür. Hatte die Mutter ihre Tochter Leukippe zu Bett gebracht, so verschloß sie selbst die innere Thür, die äußere mußte von einer Person außerhalb verschlossen werden, worauf der Schlüssel durch eine Oeffnung der Mutter im Innern überreicht wurde. Diese bewahrte denselben bis zum anbrechenden Tage auf und rief dann durch die bezeichnete Oeffnung den mit dieser Function beauftragten Diener herbei, um ihm den Schlüssel zur äußern Thür wieder zu überreichen, damit er dieselbe aufschließen konnte."

Nach dem Unterschiede der Männer- und Frauenwohnung waren auch die männlichen und weiblichen Dienstboten — Sklaven bei den freien Bürgern — streng geschieden. Wo in einem Hause sich deren viele befanden, hatten sie in dem leichter gebauten und einfacher ausgestatteten Oberstock ihre Unterkunft, während bei Leuten, die solcher Bedienung entbehrten, hier wahrscheinlich Miethsleute aufgenommen wurden.

Wie die ganze römische Geschichte mehr ein mechanisches Erzeugniß als eine natürliche Entwickelung war, so auch das römische Haus. Welchen Ausgang indeß auch dieses nahm, darauf deutet das noch heute in Italien selbst für ein größeres Haus gebräuchliche Wort casa. Aus Hütten, vielleicht mit Breter- oder Lehmwänden und flach abfallenden Strohdächern, bestand wol die Stadt des Romulus und der ersten Könige. Wie sich dieselben weiter entwickelten, berichtet keine Ueberlieferung. Livius bezieht sich zwar in seiner Römischen Geschichte auf Wohnungen aus den Anfängen des Staats. Doch nehmen wir auch nicht an, daß er in Bezug auf die ältesten Thatsachen so sehr in Täuschung befangen gewesen, wie Niebuhr es behauptet, so ist doch kaum zu glauben, daß er über das Culturleben der frühern Jahrhunderte nähere Kenntniß gehabt und, wo er auf Wohnungen

und einzelne Theile in solchen hinzuweisen hat, in seiner Anschauung nicht von seiner Zeit sollte ausgegangen sein. Wie die Römer überall den Völkern, welche sie politisch unterworfen, bei fortgeschrittener Bildung derselben sich selber geistig zu Untergebenen machten, so ist sicher, daß sie in Bezug auf den Hausbau zuerst viel von den weiter fortgeschrittenen Etruskern annahmen. Später gewannen die Griechen in Bezug auf solche Einwirkung die Oberhand.

Auch die eigenthümliche Entwickelung der innern Zustände Roms mußte auf die weitere Bildung des Hausbaues einen bedingenden Einfluß üben. Man hat mit Recht darauf hingewiesen, wie das Verhältniß der Clienten zum römischen Patron und die Sitte, von diesen bei bestimmten Gelegenheiten in großer Anzahl besucht zu werden, auch auf die Wohnung gestaltend einwirken mußte. Und in der That spielt das Atrium, der große Empfangsaal, durch alle folgenden Zeiten in der Geschichte des römischen Hauses eine solche Rolle, daß es als der Angelpunkt erscheint, um welchen diese sich gedreht. Betrachten wir die eigenthümliche Bedeutung, die demselben durch alle Wandlungen blieb, und die scheinbar auseinanderfallenden Bestandtheile, aus welchen es sich während derselben zusammensetzte, so kann kein Zweifel bestehen, daß es das ursprüngliche Wohnhaus war, wie sich dessen nicht allein die Römer, sondern alle umwohnenden Völker bedienten, ähnlich wie wir es bei den Griechen und selbst den Asiaten gefunden haben. Das Atrium war, ehe es von den spätern Zuthaten überwuchert wurde, und selbst dann noch in seinen Grundbestandtheilen ein großes Gemach, in das man unmittelbar von der Straße oder vom Hofe aus durch die Hauptthür eintrat. Im mittlern Durchschnitt des Raumes befand sich, ähnlich wie im Männersaale der Griechen, Altar und Herd und über diesen zum Ausgang für den Rauch und Einlaß für das Licht

eine Oeffnung in der Decke. An der entgegengesetzten Wand, dem Eingange gegenüber, stand das Ehebett und hier war zugleich der Platz, wo die Hausfrau ihr Wesen trieb, arbeitete, die Sklavinnen beschäftigte u. s. w.[41]) Gleichwol diente dieses Gemach, nachdem es selbst sich in einen reicher ausgestatteten Saal verwandelt und anderweitige Bestandtheile der Wohnung um sich gesammelt hatte, nicht als eigentlicher Zufluchtsort für die einzelnen Familienglieder, wenn auch — was im Vergleich zum hellenischen Wohnhause und Leben einen charakteristischen Unterschied bildet — bei den Römern der gemeinsame Ausgangspunkt des Familienlebens niemals so weit aufgegeben und die Trennung zwischen Mann und Frau nicht derart durchgeführt wurde, wie wir es oben gesehen. Das Atrium blieb immer das Heiligthum des Hauses — welches wir bei mehr ursprünglichen Zuständen überhaupt immer da zu suchen haben, wo der Herd sich findet. Daß im römischen Leben die bürgerliche und staatliche Bedeutung des Familienoberhauptes, die Ueberlieferungen des Geschlechts u. s. w. mit hineingezogen und gerade an dieses Heiligthum geknüpft wurden, kann nicht auffallen, wenn man die eigenthümliche Entwickelung dieses Volks in Betracht zieht. So diente das Atrium zugleich als Besuchs- und Empfangszimmer für Freunde und Clienten; so war es auch der Ahnensaal, in welchem die Bilder der Vorfahren aufgestellt wurden.

Nach unsern Begriffen zwar will es übel passen, in Einem Raume Schlafstätte und Gaststube zu vereinigen. Bedenken wir indeß manche mittelalterliche Sitte, die nicht für unanständig galt — wenn wir z. B. die nähern Umstände uns vergegenwärtigen, unter welchen König Heinrich III. von Frankreich durch Clement ermordet wurde — und beruhigen uns in dem Gedanken, daß auch unter andern Anschauungen betreffs der Schicklichkeit Zeiten ihren Entwicke-

lungsgang nehmen konnten, so werden wir bald eine tiefere Bedeutung darin finden, wenn wir am Ehrenplatze des Hauses vereinigt sehen, was trotz sonst inwohnender Schätzung weit auseinanderzuliegen scheint. Daß in den Zeiten der Verfeinerung, die auch Rom in hohem Grade zu kosten bekam, fremder Besuch auf ein offenes nächtliches Lager gestoßen sei, ist zwar ebenso undenkbar, wie daß ein lucullisches Mahl auf dem Herde des Atrium zubereitet worden. Daß aber ursprünglich in diesem der Herd angezündet wurde, beweist ja schon die Benennung des Raumes, der den Namen des Schwarzen Gemachs (atrium) nur von dem an den Wänden sich anhängenden Rauche haben konnte. Wird ja auch ausdrücklich der berußten Ahnenbilder Erwähnung gethan.[42])

Unter dem italienischen Himmel mußte trotz seiner gerühmten Heiterkeit auf den Regen Rücksicht genommen werden. Sind wir bisjetzt auf dem Gange unserer Betrachtung nur platten Dächern begegnet, so finden wir in Italien zum ersten male die Absicht, dem Regen durch ein schräges Dach Abfluß zu verschaffen, mit Entschiedenheit durchgeführt. Und daß dieser Grundsatz hier schon seit den ältesten Zeiten Anwendung gefunden, beweisen ein paar äußerst interessante Graburnen, die, im Beginne dieses Jahrhunderts im Albanergebirge aufgefunden, gegenwärtig in Gipsabgüssen auch durch unsere Museen verbreitet sind (die eine derselben gibt ebenfalls H. Weiß in seiner Costümkunde). Sie tragen offenbar in spielender Nachahmung die Form einer menschlichen Wohnung und geben bei der Einfachheit der Construction ohne Zweifel ein Bild des alten etruskischen Hauses. Die eine, wahrscheinlich ältere hat zwar ein noch gedrücktes, doch nach den Seiten rundlich abfallendes, die andere bereits ein vollständig ausgebildetes Dach mit zurückweichenden Giebelfronten.

Untersuchen wir aber die Art der Regenableitung, wie sie sich später ausbildete, genauer, so stoßen wir mit um so größerm Erstaunen auf ein von dem heutigen völlig abweichendes Verfahren, als wir die unserige in eben jener ältesten Bauart schon vorgezeichnet finden. Statt nämlich, wie es uns nur zu natürlich scheint, den Abfluß des Wassers nach außen zu leiten, führte man ihn mitten in das Zimmer hinein! Statt daß, wie bei unsern Häusern, das Dach vom äußern Rande hinaufstieg, fiel es bei den Römern nach innen zu ein und bildete an der genannten Oeffnung der Atriumdecke das sogenannte Compluvium, den Zusammenfluß, während unter demselben, im Boden des Saals, sich eine Vertiefung, das Impluvium, befand, um das herabströmende Wasser aufzunehmen.

Den Grund dieser auffallenden Erscheinung hat unsers Wissens bisjetzt kein Gelehrter erörtert. Unkenntniß der Sache konnte sie nicht hervorgerufen haben, da man, wie angedeutet, von der ältern, scheinbar vortheilhaftern Verfahrungsweise abließ und wol nicht ohne Grund die entgegengesetzte annahm. Die Leitung des Wassers auf den Dächern war bei den Römern, namentlich seitdem man gebrannte Ziegel in Anwendung brachte, so vorzüglich, wie wir sie kaum aufzuweisen haben, und man hätte den Abfluß so gut nach außen wie nach innen geben können. Halten wir aber einmal fest, daß eine Absicht der Einrichtung zu Grunde lag, so ist diese auch leicht gefunden. Wir dürfen nur in Betracht ziehen, wie eifrig unsere Hausfrauen Regenwasser sammeln, einen wie viel größern Werth dieses in Ländern hat, wo es seltener zu gewinnen ist, welche Rolle überhaupt in wärmern Gegenden Cisternen und in den Wohnungen Bassins und Springbrunnen spielen, und es wird uns klar werden, daß man das Wasser nicht zu entfernen, sondern heranzuziehen suchte, daß man sein Ansammeln

im Wohnzimmer nicht für eine Beschwerde, sondern für einen Vortheil hielt. In unserm feuchten Klima wäre freilich eine Wassergrube innerhalb des Hauses wenig angebracht, im geschlossenen und rauchigen italienischen Gemache mußte eine solche wohlthätig wirken.

Im Verlaufe der Zeit kam man zwar zu einer Gestaltung der häuslichen Verhältnisse und einer Einrichtung des Atrium, daß die unbestellte Wohlthat der Natur mehr lästig als bequem erschien, und man suchte durch Legung von Röhren und andere Vorrichtungen den Wasserlauf fern zu halten. Vitruv gibt in seiner Beschreibung des römischen Hauses eine Auseinandersetzung dieser Construction, die aber so unverständlich ist, wie die letztere unpraktisch gewesen zu sein scheint. Denn es wird ausdrücklich erwähnt, daß man bei stärkern Gewittergüssen seine Absicht nicht erreichte. Die ganze, für den Fall zweckwidrige Anlage war durch kleine Abänderungen nicht zu bessern und, durch langen Gebrauch zur schweigenden Voraussetzung geworden, brauchte sie, wie es auch in andern Verhältnissen der Fall zu sein pflegt, lange Zeit und einen neuen Grund, um zur entsprechenden Umwandlung zu gelangen. Eine andere Art, das Innere des Gemachs zu schützen, war die Ueberbauung desselben mit der sogenannten Schildkröte. Man hat diese für ein einfaches Dach gehalten und gemeint, die Zimmerdecke sei eben, um dem Regen keinen Einlaß mehr zu gönnen, geschlossen worden, ohne zu bedenken, daß dadurch zugleich dem Lichte und dem Rauche der Weg verlegt worden wäre. Der Ausdruck „Schildkröte" (testudo) kommt auch im mittelalterlichen Latein vor und wird da für den nämlichen Bautheil gebraucht; dieser selbst findet noch heute seine Anwendung, z. B. bei Fabrikanlagen, wo man dem Rauch durch das Dach einen freien Ausweg gibt und die Oeffnung, um eben dem Regen den Zugang abzuschneiden, durch einen

erhöhten Ueberbau deckt, aber nicht schließt. Die römische Testudo konnte nur durch vier oder mehr Säulen getragen sein, die über das Compluvium hervorragten. Das Licht fiel schräg durch die gebliebenen vier Seitenöffnungen; der Regen wurde von diesem Ueberbau nur abgehalten, soweit er senkrecht herunterströmte; was vom Dache gesammelt und der Lichtöffnung zugeführt wurde, konnte nur die oben erwähnte Röhrenleitung abhalten. Vitruv gibt an, daß man in der Testudo geräumige Zimmer angebracht habe. Wir dürfen daraus nur schließen, daß mit der Zeit die Lichtöffnung des Atrium so umfangreich geworden, daß der im selben Maßstabe darübergestellte Bau Raum für Zimmer bot und so gewissermaßen zu einem eigenen Hause, einem zweiten Geschoß wurde. Daß aber die Römer ein wirkliches Stockwerk mit jenem Namen belegt, läßt sich nicht nachweisen. Die gerühmte Geräumigkeit der Ueberbauzimmer wird auch nur nach Verhältniß aufzufassen sein.

Auf die angegebene Weise ist ohne Zweifel auch nur zu erklären, was griechische Schriftsteller vom Hüttenbau auf Taprobana erzählen.[43]) Wegen der dort herrschenden tropischen Regen war ebenfalls ein schützender Verschlag über der Dachöffnung nothwendig. Man wird aber schwerlich, wie man erklärt hat, das Haus mit Schildkrötenschalen gedeckt oder gar das ganze Dach aus dem Rücken einer einzigen Riesenkröte gebildet haben.

Vitruv gibt fünf verschiedene Arten, das Atrium zu decken, die aber nichts sind als eine Folge nothwendiger Wandlungen in der Construction, die durch den vergrößerten Umfang hervorgerufen wurden. Bei kleinern Gemächern genügte es, quer über die Wände Balken zu legen, in der Mitte durch zwei zwischengeschobene Riegel die Lichtöffnung abzugrenzen und so die Decke zu vollenden. Bei größern Räumen wurden um das Impluvium vier stützende Pfeiler

untergestellt, die bei wachsendem Umfange zu zwei Reihen korinthischer Säulen sich vermehrten. Die beiden folgenden Arten sind die schon beschriebenen Methoden der Wasserableitung, und schon aus der dritten wird klar, daß man zur vierten oder fünften weiter schreiten mußte. Atrien wurden auch den Tempeln und andern öffentlichen Gebäuden angefügt, überhaupt Versammlungslocale, also auch alleinstehende, zu diesem Zweck eingerichtete Bauten mit dem Namen belegt.

Ehe das Atrium die Ausdehnung erhielt, die wir verschiedenfach angedeutet, hatte sich natürlich längst eine Vergrößerung des ganzen Hauses, namentlich eine Vermehrung in einzelnen Zimmern aufgenöthigt. Das Nächstliegende war, eine oder mehrere Seiten des Hauptgemachs, je nach Vermögen des Besitzers, mit Nebenräumen zu umgeben — dieselbe Erweiterung, der wir in viel früherer Zeit auch schon in den asiatischen Städten begegnet sind. Bei dieser Umbauung des Hauses, welche zum Theil den noch jetzt üblichen Namen der „Flügel" trug, blieb vorn, um den Zugang zum Atrium freizulassen, ein Gang offen — etwa die Vorthür der Griechen —, der, mit der Zeit zu einer Vorhalle ausgedehnt, Vestibulum (Kleiderzimmer) genannt wurde, weil man bei Besuchen hier erst die Toga, den Staatsmantel, über die Tunica legte, wie wir sagen würden, die letzte Toilette machte. So kommt mit etwas veränderter Bedeutung auf englischen Schlössern noch gegenwärtig der sogenannte Drawing-room vor.

Doch blieb man auch bei dieser Erweiterung des Wohnhauses nicht stehen. Unter dem italienischen Himmel mußte eine bauliche Einrichtung wie das griechische Peristyl zu lockend erscheinen, als daß man es nicht hätte hinübernehmen sollen, sobald man es kennen lernte. Man nahm selbstverständlich die Seitenräume desselben sogleich mit hinzu. Von

hier aus nun beginnt die großartige Entfaltung des römischen Wohnhauses, die im goldenen Hause des Nero und den mit ausschweifender Pracht aufgeführten Palästen anderer römischer Kaiser endete. Wenn indeß, was wir gleich hier einflechten wollen, diese kaiserlichen Bauten auch den fürstlichen Schloßanlagen unserer Zeit gleichkamen oder sie übertrafen — was für jene entlegene Epoche viel sagen will — und der römische Luxus in Ansehung der immerhin noch gebundenern Verhältnisse der Welt eine enorme Höhe erreichte, so dürfen wir doch ja nicht denken, daß das römische Leben, so weit es sich an die Wohnung knüpfte, dem unserigen an leiblicher Bequemlichkeit, gemüthlichem Behagen und Genugthuung des Geistes auch nur entfernt gleichgekommen sei. Wenn römische Wohnungen oft auch weite Flächenräume bedeckten, so waren sie doch keineswegs groß und weit in unserm Sinne. Sie enthielten viele, aber kleine Zimmer. Der reiche Römer lebte groß, indem er viele andere, theils zur Unterstützung, theils im Mitgenuß mit sich leben ließ; sein Haus war mehr gefüllt von Menschen, weshalb jedem einzelnen wenig Platz übrigblieb, belebter und deshalb gedrängter. Das „Haus des Pansa" in Pompeji[44]) läßt im Grundrisse auf einer Fläche von 200 Quadratfuß 50 getrennte Räume erkennen; die meisten Häuser sind so klein, daß sie bei uns kaum den bescheidensten Ansprüchen genügen würden. Es stand eben damals die Wohnung noch ihrem Ursprunge näher, wurde mehr als Zufluchtsort und Unterkunft, denn als geweihte Heimstätte des persönlichen und häuslichen Lebens betrachtet. Der Römer fand den Gipfelpunkt seiner Existenz im Staate und den öffentlichen Angelegenheiten; Frau und Kinder, wenn auch näher gerückt als beim Griechen, standen dem Manne noch nicht so ebenbürtig zur Seite, daß aus ihrer Gemeinschaft ein zweiter Schwerpunkt für das Leben des letztern hätte

hervorgehen können, der im eigenen Hause seine Grundlage gewonnen.

Uebrigens wichen Rom und das römische Reich, soweit es den Sitten der Hauptstadt folgte, darin nicht von uns ab, daß jeder den einmal üblich gewordenen Grundplan einer Wohnung nach seinem besondern Gefallen und den gegebenen Verhältnissen modificirte. Solche Verschiedenheiten aufzusuchen würde uns zu weit führen; es muß vielmehr unsere Aufgabe sein, den mannichfachen Abweichungen das Gemeinsame, die Regel abzugewinnen, um uns eine Vorstellung davon zu machen, wie die Römer wohnten, während sie auf der Höhe ihrer Bildung standen. Unter den vielen dazu gegebenen Anhaltspunkten ist der eingehenden Beschreibung des Vitruv wegen ihrer Unverständlichkeit kaum der erste Rang zuzugestehen. Viel tiefer führen uns manche gelegentliche Andeutungen anderer gleichzeitiger Schriftsteller in die Geheimnisse des römischen Hauses. Offen liegen diese in den wieder aufgedeckten Städten Pompeji und Herculanum, die eine der merkwürdigsten Katastrophen als Schatzhäuser der Erkenntniß gewaltsam aus dem beweglichen Reiche des Lebens für uns aufhob. Freilich haben wir bei deren Betrachtung festzuhalten, daß diese wenn auch blühenden Landstädte immerhin für die damalige Weltstadt Rom nur einen sehr verjüngten Maßstab abgeben.

Beginnen wir so einen Gang durch das römische Haus[45], wie es etwa um den Beginn unserer Zeitrechnung sich gestaltet, so finden wir sogleich den Eingang, das Vestibulum, in einiger Weise verändert. Der Zugang zur Atriumpforte ist länger geworden in dem Maße, als die zur Seite liegenden Gemächer sich ausgedehnt, und deshalb in mehrere Theile geschieden. Ein kleinerer offener Raum hat die ursprüngliche Bedeutung und den alten Namen behalten, eine Hauptthür führt auf eine Flur, eine innere erst in das

Atrium selbst. Die Gemächer neben diesem Eingange sind in reichen Häusern noch der Bewachung ebendesselben, dem Thürhüter, gewidmet; in andern, deren Besitzer auch aus dem Hause Vortheil zu ziehen hatten, ist dem Ostiarius ein eigener Winkel angewiesen; die nach der Straße hin liegenden Räume sind aber als offene, vermiethbare Läden eingerichtet und stehen mit den übrigen Theilen des Gebäudes in keiner weitern Verbindung. Auch das Atrium hat sich verändert und getheilt. Zwar behauptet es noch den Vorrang als Ehrenplatz des Hauses. Herd und Altar, auch das Ehebett sind geblieben, wenn auch in diesem nicht mehr geschlafen, auf jenem nicht mehr gekocht wird, der Altar seine Bedeutung als Räucherpfanne recht wohl mit seiner anfänglichen Bestimmung zu vereinigen weiß. Nur die altväterischen Ahnenbilder haben zeitgemäßerm Schmucke weichen müssen. Die Hauptsache aber ist, daß alles Wirthschaftliche aus dem Raume verbannt worden, ähnlich wie in den Patricierhäusern unserer alten Reichsstädte Prunkküche und Kochherd geschieden vorkommen. Das Atrium ist ein Saal, der noch wie andere Zimmer in der Mitte der Decke seine Lichtöffnung besitzt, aber das Impluvium darunter ist entfernt und in einen Raum verlegt, der sich unmittelbar an das Atrium schließt und durch eine Thür mit demselben in Verbindung steht. Hier befindet sich in vertiefter Mitte das Wasserbecken, dessen regelmäßigem Bestande nunmehr durch einen fließenden Brunnen nachgeholfen wird. Umher liegt der Säulengang und eine Reihe von Gemächern, die unter diesem ihren Eingang haben. Wahrscheinlich fällt der oftgenannte Name Cavädium (cava aedium) mit diesem Bautheile zusammen; ob sicher, entscheidet selbst Vitruv's Schrift nicht.

Nach Feststellung dieser Einrichtung könnte die Frage entstehen, wozu es noch des in seiner Anlage ganz ähnlichen

Peristyls bedurft habe, und in der That würden beide nur eine Wiederholung gewesen sein, wenn nicht jedem eine besondere Bedeutung unterlegt gewesen und dieser gemäß seine Ausstattung hergestellt wäre. Das Cavädium scheint, wie angedeutet, mehr für wirthschaftliche Zwecke vorbehalten gewesen zu sein; das Peristyl war jedenfalls dem angenehmen Aufenthalte gewidmet und gewöhnlich gartenartig angelegt. Ein regelmäßig wiederkehrendes Zimmer ist das Tablinum, die Arbeitsstube des Hausherrn, welche gewöhnlich zwischen den beiden eben besprochenen Räumen lag, die ihrerseits durch einen engen Gang neben dem Tablinum in Verbindung standen. Eine gesonderte Küche, Schlafkammern, Fremdenzimmer, Speisezimmer (triclinia), Besuchzimmer (exedrae), ein Festsalon (oecus), vornehmlich aber Bäder (balnea) befanden sich in verschiedener Anordnung in jedem bessern Hause, in den reichern auch die schon bei den Griechen erwähnten Bildersäle (pinacothecae), Büchersammlungen (bibliothecae) u. s. w. In obern Stockwerken scheinen nur kleinere Gemächer für untergeordnete Zwecke angelegt gewesen zu sein. Selbst in größern Häusern waren aber auch, wenn der Besitzer mehr darauf hingewiesen war, sie zu seinem Reichthum zu rechnen als diesen darin zur Schau zu stellen, statt der Prachtgemächer oder neben denselben kleinere Miethwohnungen, Handwerksstuben u. dgl. eingerichtet, die oft in auffallend großer Anzahl und entsprechend engem Umfange vorkommen. Ein zweckmäßiger Luxus war jedenfalls die Wiederholung desselben Zimmers mit Anlage und Einrichtung für den Sommer- und für den Winteraufenthalt, die namentlich durch freiern Ein- und Ausgang sich unterschieden.

Wenn indeß in der angegebenen Weise von größern und reichern Häusern die Rede ist, so darf in Anknüpfung an früher Gesagtes nicht unbemerkt bleiben, daß trotz aller

Reichthümer, die in der Hauptstadt der Welt zusammengetragen und von da wieder über die Nachbarschaft verbreitet wurden, erstere verhältnißmäßig doch seltener vorkamen als gegenwärtig wenigstens in Deutschland. In Herculanum und Pompeji sind Atrium und Cavädium noch nicht getrennt, selbst in Rom wohnte die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung in sehr beschränkten Miethwohnungen, und manche kleinere Bürger besaßen Häuser, die außer dem althergebrachten Atrium und einigen Kammern höchstens noch ein Tablinum umschlossen. Im übrigen machte man daselbst die nämlichen Processe durch, bei welchen wir eben auch angelangt sind; Klagen über gesteigerte Miethpreise, Speculationsbauten, Verordnungen gegen unsoliden Bau sind an der Tagesordnung, wozu noch, was wir nicht mehr kennen, Verbote gegen übertriebene Höhe der Häuser u. dgl. kommen.[46])

Das Material, woraus die Römer ihre Häuser aufführten, bestand nach Ueberwindung der Anfangszustände aus gebrannten Steinen, denen ein Fundament von Quadern untergelegt zu werden pflegte. Lucius Crassus wird als der Erste genannt, der, nicht ganz ein Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, sein Haus mit marmornen Säulen schmückte, Mamurra als der, welcher bald nach jenem die Wände mit diesem Material bekleidete. Das Dach des römischen Hauses war anfänglich mit Schindeln, später mit jenen trefflichen Ziegeln bedeckt, von welchen manche Proben auf uns gekommen sind, die untern breit mit schwach erhobenem Rande, die obern, deckenden in Form längsgetheilter Cylinder. Doch kamen in Italien, namentlich bei den Landhäusern, auch platte Dächer vor, die mitunter zu Gartenanlagen benutzt wurden. Die Zimmerdecke, daran ursprünglich die Balken sichtbar waren, wurde später vertäfelt, behielt aber in der Ausschmückung durch

Abtheilung in rechtwinkelige oder rautenförmige Felder stets den frühern Charakter bei, auch wo kostbare Stoffe oder Bemalung zu ihrer Ausfüllung verwendet wurden.

Auf die Beleuchtung der Gemächer sind wir bereits mehreremal zurückgekommen. Wir finden auch bei den Römern das älteste und einfachste Verfahren, indem man das Licht durch eine Oeffnung in Mitte der Decke hereinließ. Gleichwol kommen bei ihnen auch Fenster vor. Die Anlegung mehrerer Stockwerke nöthigte schon dazu; ja, es ist kein Zweifel, daß man in den letzten Jahrhunderten des Staats auch Glasfenster kannte. Nichtsdestoweniger waren die Römer von der Anwendung, welche wir von unsern Fenstern machen, weit entfernt. Die Lichtöffnungen wurden nur aus den Dächern durch die obern Stockwerke verdrängt, sie blieben, nothgedrungen in die Seitenwände versetzt, dem Dache doch möglichst nahe, d. h. sie wurden so hoch im Zimmer angebracht, daß man sieht, auf das Hinausschauen sei bei ihrer Anlage nicht gerechnet worden. Dazu sind die Oeffnungen möglichst sparsam vertheilt, klein und breiter als hoch. Zwar wurden auch die obern Stockwerke mit Fenstern versehen. Man mußte eben, nachdem man beim Erdgeschoß sich von der Möglichkeit überzeugt hatte, daß die Zugänge für Licht und Luft an den Seiten des Hauses angebracht werden könnten, bei den höher liegenden Theilen bald den Vortheil davon einsehen. Denn man konnte so von den Gemächern, wo man keinen Wasservorrath brauchte, den Regen leichter abhalten. Geschlossen wurden die Fenster auch bei den Römern durch Vorhänge und Läden. Statt des Holzes suchte man indeß schon nach durchscheinenden Stoffen, wandte Frauenglas, dünne Marmorplatten, endlich auch, wie bemerkt, wirkliches Glas an. Aber auch dieses besteht aus sehr starken Scheiben, deren man ebenfalls noch findet, und ist keineswegs durchsichtig.[47])

Bei der großen Verbreitung der römischen Cultur, namentlich auch in rauhere nördliche Klimate, stellte sich die Nothwendigkeit heraus, die Wohnung besser zu erwärmen, als dies durch das Herdfeuer geschehen konnte. Zahlreiche Ausgrabungen, die wir vorzugsweise auf deutschem Boden gemacht, haben auf eine äußerst sinnreiche Weise geführt, in welcher man jenem Bedürfnisse Genüge that. Man construirte nämlich einen doppelten Fußboden, dessen obere Lage von der untern durch eine ziemlich beträchtliche Luftschicht geschieden war und durch kleine zwischengestellte Säulen getragen wurde. Unter Vermittelung der nöthigen Circulation wurde diese Luftschicht erhitzt und damit zugleich der Fußboden des Zimmers wie dieses selbst erwärmt. Das in der Heimat gebräuchliche und beibehaltene Steinpflaster, das sonst unerträglich geworden wäre, gereichte bei dieser Heizvorrichtung, Hypocaustum genannt[48]), zu besonderm Vortheil. Diese steinerne Bedeckung des Fußbodens selbst aber, die herrlichen Mosaiken, wie sie nicht weniger in manchen Bauten des Nordens, vornehmlich aber in Pompeji in den Eingängen und den Haupträumen der Wohnhäuser sich erhalten haben, sind so bekannt, daß wir hier nur darauf verweisen dürfen. Nicht weniger ist dies der Fall mit der sonstigen geschmackvollen Ausstattung des Hauses, der Bemalung der Wände, der Fülle von Kunstsachen und Geräthen, zwischen welchen sich die Grenzscheide kaum feststellen läßt, deren eigenthümliches Merkmal immer bleibt, daß trotz aller Reichthümer die Kunst niemals von diesem überboten wird. Es würde uns zu weit führen, wollten wir in Betreff dieses Punktes in Erörterung des einzelnen eingehen, zumal da manche Frage noch ungelöst schwebt; nur eine allgemeine Charakteristik des Geistes und Sinnes, der diese einzige Gestaltung des Lebens, auf welcher Grundlage immer, hervorbrachte, gehört so sehr zum Zweck unserer

Aufgabe, daß wir einige Andeutungen darüber uns nicht versagen dürfen.

Man ist gewohnt, die römische Kaiserzeit als die des beginnenden Verfalls und Verderbens zu betrachten. Zu leugnen ist gewiß auch nicht, daß manche Tugenden des Volks in den Hintergrund traten, die dasselbe groß gemacht und die Bewunderung aller Zeiten herauszufordern geeignet sind. Es waren dies gerade die öffentlichen Tugenden, für welche die Geschichtserzählung Namen und Urtheil hat; die häuslichen und gesellschaftlichen, die an deren Stelle traten, nachdem jene ihre Aufgabe vollbracht und den Staat eingerichtet, sind durch die römische Geschichtschreibung, wie sie eben vorliegt, allerdings fast nur durch Aufdeckung ihrer Folie uns bekannt geworden. Daß sie indeß da waren, könnten wir auch, ohne daß sie besonders bezeugt worden, schließen, denn die Tugend haftet doch immer mehr am Menschen als am Gegenstande, und hört nicht gleich auf, wenn ihr dieser entwandt wird. Der Widerstreit der Kräfte, innerhalb welches auch die römische Republik sich entwickelt hatte, kann unter günstigen Umständen schöpferisch wirken, wie es hier in so großartigem Maße der Fall war; zu erhalten ist er selten geeignet. So gab man die Sorge für das Wohl des vollendeten Staats mit Recht in die Hand eines einzigen; der Bürger konnte in dem Maße, als er die Ehre des öffentlichen Ansehens aufgab, sich Genugthuung im Kreise seiner Familie und Freunde verschaffen, und war der Ruhm geringer, so war der Genuß um so größer. Es ist doch stets festzuhalten, daß eine Zeit zunächst für sich und erst in letzter Instanz für die Nachwelt lebt. Daß mit dem Beginne des Kaiserreichs die altrömische Tugend nicht sogleich zu erlöschen begann, sondern nur andere Bahnen einschlug, ist auch keineswegs unbezeugt geblieben. Ein außerordentlich verfeinerter Lebensgenuß hob sogar lange Zeit

ganze Schichten der Bevölkerung in eine Sphäre der Gesittung, die zu den Zeiten der Republik kaum darin würden Platz gefunden haben. Erst als beim Schwinden des alten Stammes eine fern hergekommene Menschheit sich eindrängte, die jene sich innerlich zu eigen zu machen unfähig war, trat der wahre Grund des Verfalls und der Auflösung ein. Rom war längst durch Barbaren auf friedliche Weise unterjocht, ehe es gewaltsam von diesen vernichtet wurde.

Auf dem Höhepunkte seiner Machtentfaltung war es wol nicht ärmer als die großen asiatischen Monarchien; aber sein Luxus war ganz anderer Art. Es begnügte sich nicht, den Stoff zusammenzutragen; es verarbeitete ihn derart, daß die Verwerthung den Vorwurf gewaltsamer Aneignung, der allerdings in nicht geringem Maße daran haftete, für den wenigstens, der nicht unmittelbar am Raube betheiligt war, aufhob und dem Beraubten eben durch die Verwendung einen Theil des Genommenen zurückerstattete. Daß die Römer gerade der griechischen Cultur sich zuwandten, um ihr eigenes Dasein sich zum höchsten Genuß zu führen, daß sie diese ästhetische Cultur trotz ziemlich abweichender Naturanlage in sich in einer Weise reproducirten, wie es uns in mehrfachen Ansätzen nicht gelungen ist, ja Folgerungen aus derselben zogen, zu welchen die Griechen für sich allein kaum je gelangt sein würden, legt für sie selbst das wichtigste Zeugniß ab. Auf keinem Gebiete der römischen Bildung tritt diese Thatsache aber in so augenfälliger Weise entgegen, wie in ihrem häuslichen Leben und — um uns auf unsere Aufgabe zu beschränken — in der Ausstattung ihrer Wohnung.

Werfen wir einen Blick in jene Wunderwelt, die uns mit den beiden oft genannten Städten so lange im Schose der Erde aufbewahrt geblieben — wo wir freilich, was die Kunst betrifft, kaum mehr als den Nachklang einer bessern

Zeit erkennen dürfen. Aber uns entzückt der Zauber, den die Alten durch jene über ihr Dasein bis zu dessen gewöhnlichsten Ausläufen zu verbreiten wußten. Wie es ein Kind erfreut, wenn es sein eigenes liebes Köpfchen im Spiegel erblickt, so gefielen sich die Alten darin, sich ihr ganzes Leben umher gegenständlich zu machen. Nicht allein die Tempel und öffentlichen Orte waren mit Statuen der Götter und der verdienten Männer geschmückt, auch in den Wohnhäusern findet sich kaum ein Raum, der nicht durch Kunst auf irgendeine Weise Zierde erhalten hätte. Noch können wir aus den Gemälden und Mosaiken, die in den Gemächern angebracht sind, deren ursprüngliche Bestimmung errathen. Da finden wir in den Badestuben Quellen und nackte Nymphen, die des kühlen Gewässers sich freuen; Diana von Actäon belauscht; den Grund und die Oberfläche des Meeres mit spielenden Fischen, Tritonen, die auf Meerungeheuern sich tummeln; in Speisesälen locken noch reichlich besetzte Tafeln, mit frischen Farben gemalt, unsern Sinn; durch eine gemalte Thür tritt eine leichtgeschürzte Sklavin ein, den Weinkrug oder einen Korb mit Früchten zum Nachtisch bringend. In einem andern Raume steht eine Mnemosyne, an einen Altar gelehnt, oder eine auf die erzene Tafel schreibende Klio, der Amor die Lampe hält; in einem weitern finden sich Scenen gemalt, die dem Vulcan die grimmigste Eifersucht erwecken würden. Und nicht allein die Räume im Hause, alle Geräthe sind mit bezeichnendem Schmucke versehen. Auf einer Nachtlampe lauscht ein neugieriges Mäuschen; um einen Trinkbecher taumeln musicirende Satyrn und trunkene Bacchantinnen; auf einem Spiegel flicht Venus glänzende Perlen durch ihr Haar u. s. w. Selbst die Beschäftigung, die Gewohnheiten und Neigungen der frühern Besitzer lassen sich oft aus den Zierathen erkennen, die in den Häusern derselben reichlich vertheilt sich

finden. Und alles dies ist ausgeführt mit der heitersten Laune und ungetrübtesten Lebenslust. Kein Gedanke an die Dürftigkeit des menschlichen Lebens taucht auf. Wie könnte in so gefälliger Umgebung, wo alle Reiche der Natur, das weite Gebiet der Phantasie jeden Augenblick ihre Schätze darbieten, die Sorge ihre kalte Hand an unsere Brust legen, der Trübsinn unsere Stirn in Falten pressen? Selbst die Götter verlassen ihre Wohnsitze auf dem Olymp und adeln durch ihre Gesellschaft und Theilnahme den Verlauf unsers Lebens. Es waren keineswegs ausschließlich die hohen Thaten derselben, die man zum Gegenstande der Schilderungen machte; man war eigensinnig genug, den Göttern und Helden ihre menschlichen Schwachheiten abzulauschen und vorzugsweise diese vor Augen zu führen. Man wollte sich nicht in eine höhere Sphäre versetzen, sondern nur die, darin man sein Dasein schon hatte, mit allen Reizen des Lebens ausschmücken.

Bei alledem müssen wir gestehen, daß den Römern nicht gegeben war, ein Haus in unserm Sinne herauszubilden. Ihre Wohnung blieb, was diese ursprünglich gewesen, eine Zufluchtsstätte, mit der Höhle, von welcher diese ausgegangen, noch im Wesen verbunden, wenn auch durch den höchsten Grad der Ausbildung über sie erhoben. Das römische Haus blieb nach außen abgeschlossen und seine ganze Einrichtung wandte sich nach innen. Zwar kommen an der östlichen Seite Pompejis, in der Nähe der Küste Bauten vor, deren mehrfach, zum Theil terrassenförmig übereinander errichtete Stockwerke in der unverkennbaren Absicht angelegt sind, dem glücklichen Besitzer, wie W. Bäumer treffend sich ausdrückt, „die herrliche Aussicht auf die Umgebungen von Neapel, auf die Küsten des parthenopäischen Busens, die Vorgebirge und Inseln zu gewähren und die erquickende Kühle, welche das Meer ihnen zusendet, aufs angenehmste

genießbar zu machen".[49]) Aber es mußten eben solche ausgesuchte Wunder der Natur sein, die den damaligen Menschen gewissermaßen aus sich selbst und seinem Jahrhundert herauszulocken sich kräftig zeigten. Die Bestimmung, das Leben des Menschen nicht blos zu bergen, sondern auch tragen, fördern zu helfen, ihm die Möglichkeit zu gewähren, ohne Aufgabe der Sicherheit aus sich selbst heraus in die Oeffentlichkeit zu gehen, bei aller Umhegung des Herzens den Augen Freiheit zu gönnen, bei Festhaltung der geheimen Zuflucht den Zusammenhang mit der Welt ununterbrochen zu erhalten, diese Weiterbildung der Wohnung, die unter allen Umständen die Sicherheit von der Empfindung der Gefangenschaft entfernte, war der christlichen Bildung und ihren Trägern, den germanischen Stämmen, vorbehalten. Dazu mußte zwar weit ausgeholt werden und es bedurfte eines neuen langen Entwickelungsganges.

Die Scythen, in welchen wir wol unsern ältesten bezeugten Stammesgenossen begegnen, führten als wandernde Nomaden ihre Wohnungen auf Wagen oder Karren umher. Sie richteten diese vielmehr einfach dazu ein, indem sie dieselben mit Häuten überspannten, mit Decken oder Flechtwerk umsteckten.[50]) Ein Anklang an diese Lebensweise scheint bis zu einem gewissen Zeitpunkte auch bei unsern Vorfahren auf heimischem Boden sich erhalten zu haben, von welchen Strabo bezeugt, daß sie in Weise der Nomaden ihr Gut auf Fahrwerken umhergeführt und in Hütten gewohnt hätten, welche ebenso rasch aufgebaut wie verlassen worden seien.[51]) Jedenfalls errichteten sie diese neben dem Wagen; aber die Hütten allein bildeten nicht alles, was man zur Wohnung rechnete. Ein wie weiter Weg von der Noth des Lebens und Hausens bis zur Freiheit auch hier zurückzulegen war, deutet Cäsar an, wenn er von den Germanen seiner Zeit berichtet: „Als größter Vorzug einer Ansiedelung wird

betrachtet, wenn bei verheerten Grenzen sich möglichst weite Einöden um sie her ausbreiten."[52]) Dem entspricht, was Strabo sagt: „Die Wälder dienen ihnen statt der Städte; wo sie nach Fällung der Bäume einen großen Raum freigemacht, da richten sie ihre Hütten auf und bauen Ställe für das Vieh, zum Gebrauch zwar nur für nicht lange Zeit."[53]) Die Britannier umgaben nach dem Zeugniß des erstgenannten Geschichtschreibers diesen Wald mit Deich oder Graben und nannten es eine Stadt.[54]) Dies auch war, nach dem Namen zu schließen, die erste Gestalt des heutigen London (Lund=Wald). Cäsar meint zwar, daß die Kühle des Schattens Ursache abgegeben, weshalb diese nördlichen Völker sich in das Dunkel der Wälder zurückgezogen[55]), und die Kreise prachtvoller Eichen, mit welchen der nordwestfälische Bauer sein Haus nach alter Sitte umgeben zu halten pflegte, bis das alles verschlingende Ungeheuer der modernen Industrie auch in jene abgelegenen Gegenden eindrang, könnte für die Richtigkeit dieser Meinung sprechen. Doch beweist die ganze Geschichte jener Tage, daß die Sicherheit ein Hauptaugenmerk bei Anlage der Wohnungen auch den alten Deutschen gewesen, und die Furcht, welche die Römer gerade vor ihren Wäldern hatten, bezeugt, wie vortheilhaft sie deren Eigenthümlichkeit zu benutzen verstanden.

Was Tacitus in seinen oft citirten Aussprüchen über die Weise zu wohnen und zu bauen bei den Germanen sagt, deutet auf einen bereits mehr entwickelten Culturzustand. Wenn ihre Wohnungen, nach seiner Angabe, auch von schlechter Kunst, ohne Steine und Ziegel aufgeführt waren[56]), das Bauholz nicht einmal behauen wurde[57]), beweisen diese kurzen Mittheilungen doch, daß nicht mehr von Hütten die Rede ist, die in Einem Tage aufgeführt und abgebrochen wurden, daß man Sitze für längere, wahrscheinlich schon für lebenslängliche Dauer gründete. Wenn Tacitus fortfährt,

daß man bei diesen Blockhäusern, welche wir ohne Zweifel vorauszusetzen haben, weder auf Schönheit noch Zierath gesehen habe, so legt er sicher den Maßstab des verwöhnten Römers an; gerade seine Angabe, daß man gewisse Theile des Hauses mit einer feinen glänzenden Erde angestrichen habe, um dem Gebäude ein Ansehen zu geben, sagt für uns das Gegentheil von dem aus, was er unmittelbar davor behauptet. Obwol wir, was sehr zu bedauern, über Ort und Charakter dieser Hausverzierungen nichts Näheres erfahren, so weist sie doch auf die Absicht hin, mehr als ein Werk der bloßen Nothdurft auszuführen, und bildet vielleicht in ununterbrochener Folge den Anfang der bis in das vorige Jahrhundert dauernden, in neuester Zeit wieder aufgenommenen Sitte, die Wohnhäuser durch Bilderschmuck zu zieren. Wichtiger, weil für die Folgezeit bedeutsamer, ist, was Tacitus sonst noch über die Anlage der germanischen Wohnung berichtet: „Daß von den Völkern der Germanen keine Städte bewohnt werden, ist hinreichend bekannt, ja, daß sie nicht einmal unter sich verbundene Sitze dulden. Sie wohnen getrennt und zerstreut, wo eine Quelle, ein Feld, ein Gehölz ihnen gefiel. Ortschaften, die in unserer Weise aus benachbarten und aneinanderhängenden Gebäuden bestehen, gründen sie nicht. Jeder umgibt sein Haus mit einem freien Raume.“[58]) Tacitus sucht den Grund dieser Sitte in der Furcht vor Feuersgefahr oder in der Unkunde im Bauen. Bedenken wir aber, daß sie im nördlichen Westfalen und Friesland, wo das altgermanische Wesen wol am reinsten sich erhalten hat, bis auf den heutigen Tag unverändert beibehalten ist, auch nachdem die Kunde im Bauen sich hinreichend ausgebildet, daß andererseits die dortige Landbevölkerung in fortgesetzter Anlage von Strohdächern und dem Widerstreben gegen gemauerte Rauchfänge eine allzu große Furcht vor Brandunglück nicht an den Tag

legt, so dürfen wir wol, ohne in den Verdacht romantischer Uebertreibung zu kommen, einen tiefern Grund aufsuchen. Der norddeutsche Colon erträgt noch gegenwärtig alles eher, als daß er sich in seine Wirthschaft hineinsehen ließe. Andererseits fühlt er das Bedürfniß, alles, was dazu gehört, stets im Auge und deshalb möglichst in der Nähe zu haben. Es ist also einmal die Rücksicht auf die Außenwelt, die bei Anlage der Wohnung bedingend einwirkt, besonders aber das specifisch germanische Selbständigkeits- und Unabhängigkeitsgefühl, das Bedürfniß, auf eigenem Boden ungehindert schalten und walten zu können, unbeengt zu athmen — dieser frische Waldeshauch, der den freien Kindern der Natur wie die erste geistige Nahrung sich eingeflößt, in der ganzen deutschen Geschichte durchbricht und stets Erlösung und weitere Bahn gewährt, wenn Feudalismus irgendwelcher Art seine Zöglinge gefangen zu nehmen droht.

Ueber die innere Einrichtung des altgermanischen Hauses fehlen alle Nachrichten, wenn nicht ein ähnliches Denkmal wie die gebrannten Thongefäße, welche wir als Anhaltspunkte für die ältesten etruskischen Bauten heranzogen, auch hier maßgebend wird. Denn auch auf deutschem Boden hat sich eine Urne in Gestalt eines Hauses gefunden [59]), und wenn sich auch nicht nachweisen läßt, daß diese germanischen Ursprungs sei, so muthet ihr Aussehen doch vollkommen an, als ob uns ein Bild des ältesten Hauses unserer Vorfahren daraus entgegenträte. Sie zeigt im untern Theile ein längliches Rechteck, eine Oeffnung in der einen Langseite, die mit erhöhter Schwelle mehr einem Schlupfloch als einer Thür ähnlich sieht, doch ohne Zweifel diese letztere andeuten soll — ganz so wie in dem besprochenen Modell des ägyptischen Hauses. Der auffallendste Theil ist ein sehr hohes, steil abfallendes Dach, durch senkrecht eingeritzte Striche als Strohdach unverkennbar bezeichnet, mit zwei oben sich etwas gegeneinander

neigenden Giebelseiten. Versetzen wir in diesen Raum eine Feuerstelle und vielleicht ein paar erhöhte Schlafstätten, so haben wir wahrscheinlich das altdeutsche Haus auf der ersten Stufe seiner Entwickelung. Der in die Erde vertieften Winterquartiere haben wir schon Erwähnung gethan. In wie naher Verbindung diese mit der Wohnung über der Erde gestanden, bleibt ungewiß.

In einige Verlegenheit bringt uns die Frage nach der Weiterbildung dieser nordischen Wohnung. Vermuthlich gab die Nothwendigkeit, Vorräthe unterzubringen, den ersten Anstoß dazu, denn die ganze Ernte konnte man doch nicht in der Erde bergen. Das große Dach an der erwähnten Thonurne scheint ebenfalls einen Fingerzeig dahin zu geben. Auf eine Einwirkung von römischer Seite dürfen wir nicht zu viel geben. Das erste, was ein Naturvolk von einem civilisirten anzunehmen pflegt, sind dessen Laster. Da die Deutschen bis auf vereinzelte Ausnahmen diesen Vorwurf von sich fern hielten, ist auch vorauszusetzen, daß sie zu keiner Verweichlichung in Bezug auf die Wohnung sich verlocken ließen. Stellten die Völker am rechten Rheinufer an die etwas romanisirten Ubier doch das Ansinnen, daß sie zur Schonung der landesüblichen Sitte die Mauern ihrer Stadt Köln, dieses „Bollwerk der Knechtschaft" niederreißen möchten.[60]) Außerdem gab es zu wenig Berührungspunkte, als daß eine Einwirkung des römischen Hauses auf die germanische Hütte wäre denkbar gewesen. Erst Ammianus Marcellinus[61]) berichtet aus der Mitte des 4. Jahrhunderts, daß die Alemannen sorgfältiger nach Weise der Römer gebaut hätten. Doch dürfen wir uns keine zu hohen Vorstellungen von diesen Fortschritten machen. Daß man noch lange fortfuhr, aus Holz zu bauen und mit Stroh zu decken, bezeugen die Verheerungen durch Feuer, welche in allen folgenden Kriegen der Germanen eine große Rolle spielen

und von denen in eben jener Stelle auch Ammian spricht. Häuser, fest aus Holz gefügt, werden auch in den Sagen der Edda mit besonderm Lobe genannt, und selbst die Paläste der Könige bestanden aus keinem andern Stoffe. Wer in diesem Zeitalter der angehenden Romantik sich an seinem Feinde rächen wollte, ohne ihm an den Leib zu können, schuf sich leichtes Spiel, indem er sein Haus anzündete. Noch Karl der Große spielt in seinen Capitularien auf diese Weise der Abfertigung an. [62])

Was die Einrichtung und das Leben im Innern des Hauses betrifft, so hat man aus einer Aeußerung des Tacitus schließen wollen, daß bei den Germanen seiner Zeit Herren, Knechte und Vieh, alles unter einem Dache durcheinander gewohnt. Er sagt nämlich: „Den Herrn und Sklaven unterscheidet man durch keinen Vorzug der Erziehung; unter denselben Herden, auf dem nämlichen Boden leben sie beieinander, bis das Alter die Freien ausscheidet, die Tugend sie erkennen läßt.“ [63]) Es ist ersichtlich, daß hier vom Hause gar nicht die Rede. Andererseits greift man ebenso fehl, wenn man versucht, aus der Vereinfachung des gegenwärtigen norddeutschen Bauerhauses, das Justus Möser in seiner classischen Beschreibung zur allgemeinen Kenntniß gebracht, die altgermanische Wohnung zu reconstruiren. Es spricht vielmehr alles dafür, daß diese — ganz ähnlich wie die Wohnung der ältesten asiatischen Reiche, Griechenlands und Italiens — sich nicht durch innern Ausbau, sondern durch Anbau von außen weiter gebildet hat; ein neues Zeugniß, daß die Entwickelung nicht zufällig, sondern in der Natur der Dinge begründet liegt. Gesichertes Besitzthum bei Regelung der staatlichen Verhältnisse, vermehrter Wohlstand unter Festhaltung heimatlichen Bodens mußten die Lust behaglichen Genusses und damit vermehrte Bedürfnisse wach rufen. Den letztern wurde aber zuerst in ihrem

vereinzelten Erscheinen Genüge geleistet; wo man eines neuen Raumes bedürftig war, baute man ein anderes Haus. Obwol die ausdrücklichen Zeugnisse fehlen, spricht doch alles dafür, daß in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters das Innere der Häuser noch nicht durch Wände in verschiedene Kammern abgetheilt war, daß vielmehr das Gehöft des freien Grundbesitzers aus lauter einzelnen Gebäuden: Herrenhaus, Diensthaus, Scheunen, Stallungen für Pferde, Rindvieh, Schafe, Schweine u. s. w. bestand. In den Gesetzen der deutschen Völkerschaften, die auf Beschädigungen einzelner Theile der Wohnung eingehen, ist die Voraussetzung einer solchen Anlage hinreichend zu erkennen. Da man Platz genug hatte, führte man wahrscheinlich die verschiedenen Bauten in einiger Entfernung voneinander auf, während man in den enger begrenzten Staaten des ältesten Alterthums die einzelnen Räume aneinanderreihte. Die Gleichartigkeit des ganzen Verfahrens erstreckte sich aber so weit, daß man, wofür zahlreiche Zeugnisse vorliegen, auch in den nordischen Ländern die Wohnungen der Männer und der Frauen getrennt hielt.

In den Erzählungen des Saxo Grammaticus[64]) und anderer werden häufig besondere Räume erwähnt, wohin unverheirathete Frauen vor den Nachstellungen der Männer sich zurückziehen. Daß dieses einzeln stehende Gebäude gewesen, geht sowol aus der Benennung wie aus der Beschreibung hervor. Denn ihr Name ist bereits Skemmur (unser Zimmer), von Skemma, im Isländischen ein kleines Haus. Das Gemach der Gunvara ist bei dem altdänischen Geschichtschreiber mit einem Walle umgeben, eine Art der Sicherung, die bisweilen durch die Wache großer Hunde noch verschärft wurde. Ladgerta hatte sogar demselben Zeugniß nach einen Bären vor dem Eingange ihrer Behausung angebunden; Brinhilde umgibt in der Edda dieselbe

durch Zauberkraft mit einem Feuer, das niemand zu durchdringen vermag. Den Aufenthalt der Alvida bewachten Vipern und Schlangen. Da aber solche Hemmnisse die alten Recken mehr anzuziehen als abzuschrecken pflegten, sah man sich nach besserm Schutze um und nahm vorzugsweise alte Weiber, Skemma Mejar, die Kammerjungfern der Zeit.

Die großen Versammlungs- und Speisesäle der Griechen und Römer vertraten die Trinkhallen bei den nordischen Völkern, deren ebenfalls unzähligemale als des prächtigsten Theils der Wohnung Erwähnung gethan wird. Die geschnitzten und mit figürlichen Darstellungen verzierten Balken, welche als Hauptschmuck derselben hervorgehoben werden, lassen voraussetzen, daß das Holz, aus welchem im übrigen das Haus erbaut war, nunmehr wenigstens behauen wurde. Bei der frühen Anordnung eines hohen, schräg aufsteigenden Daches müssen wir Fenster, sobald solche bekannt und in Anwendung gebracht wurden, in den Seitenwänden suchen. In den ältesten Wohnungen kam das Licht ohne Zweifel durch die Thür herein und durch dieselbe zog der Rauch ab, wie es noch bei den ältern niedersächsischen Bauerhäusern der Fall ist. Später sind Fenster, „Augenlöcher" oder „Augenthüren", und zwar eben in jenen Frauengemächern ausdrücklich erwähnt, indem hervorgehoben wird, daß sie durch starke Holzgitter oder Eisenstäbe verschlossen gewesen seien. Jedenfalls waren sie klein und möglichst hoch angebracht, sodaß das vorstehende Dach ihnen Schutz gewährte. Diese Art der Anlage der Lichtöffnungen finden wir wenigstens noch lange beibehalten.

Das Dunkel, welches trotz aller aus vereinzelten Nachrichten darüber geworfenen Streiflichter während des ersten Jahrtausends unserer geschichtlichen Entwickelung über so manchem Bereich innerhalb derselben ruht, wird für den deutschen Hausbau kurz nach der Zeit Karl's des Großen

durch eins der seltensten handschriftlichen Denkmäler durchbrochen, sodaß wir auch auf die benachbarten Epochen einen Blick zu werfen in Stand gesetzt werden. In der Klosterbibliothek zu Sanct-Gallen befindet sich nämlich, auf Pergament gezeichnet, ein umfangreicher Plan aus der Zeit um 820, der wahrscheinlich nicht sowol den Grundriß des damaligen Bestandes dieser angesehenen Abtei, sondern den idealen, wenn auch mehr oder weniger auf die vorliegende Wirklichkeit Rücksicht nehmenden Entwurf für einen irgendwie in Aussicht gestellten Neubau derselben gibt, aber das Ganze wie alle Einzelheiten so ausführlich vor Augen stellt, daß wir uns ein ziemlich genaues Bild vom ganzen Umfange dessen machen können, was man damals von der bürgerlichen Architektur verlangte und was diese zu leisten vermochte. Dieser merkwürdige Plan ist im Jahre 1844 durch F. Keller[65]) in verkleinertem Facsimile veröffentlicht und mit erklärenden Anmerkungen versehen worden. Wir heben daraus, was unserm Zwecke dient, hervor, indem wir freilich in unserer Ansicht nicht selten von der des verdienstvollen Herausgebers abzuweichen Anlaß haben.

Was uns bei der ersten Ueberschau über die buntgegliederte Zeichnung auffällt, ist die Bestätigung der obenbesprochenen zertheilten Anlage eines altdeutschen Gehöftes. Denn wenn auch hier von der eines ausgedehnten Klosters und eines vollständig gegliederten Culturſitzes die Rede ist, so fällt die Anwendung desselben Verfahrens nur um so mehr auf und beweist, daß man bei weniger durchdachten Einrichtungen um so weniger bemüht gewesen sein werde, darüber hinauszugehen. Wir meinen auf den ersten Blick, nicht ein Kloster, sondern eine kleine Stadt vor uns zu haben, in welcher jedes Amt, jedes Gewerbe u. s. w. einmal vertreten ist. Jedem Gliede in der langen Kette des Ganzen ist ein eigener Raum zugetheilt und jeder Raum durch ein

eigenes Gebäude hergestellt, das vom benachbarten durch einen ziemlich beträchtlichen Zwischenraum getrennt ist. So gewährt das Kloster, wie gesagt, den Anblick eines Städtchens mit etwa vierzig verschiedenartigen Gebäuden und zahlreichen gerade angelegten Gassen. Wir haben da außer der Hauptkirche und zwei kleinern für das Krankenhaus und die Novizenschule die Abtswohnung, die Clausur oder die eigentliche Wohnung der Mönche, verschiedene Schulen, eine Bibliothek, drei Gasthäuser für vornehme Fremde, für arme Reisende und Pilger und für fremde Klostergeistliche, Wohnungen für Arzt, Armenpfleger, Pförtner, Gärtner u. s. w., ein Handwerks- und ein Arbeitshaus, Speicher, eine Fruchtdarre, eine Kornstampfe und Mühle, Ställe für größere Hausthiere und für Federvieh, einen Hof, einen Gemüsegarten, einen Begräbnißplatz und mehreres andere.

In dieser allgemeinen Anlage ist der Entwurf durchaus deutsch; in der Ausführung des Einzelnen aber stellt er sich vorzugsweise auf römischen Boden. Die größern Häuser bestehen sämmtlich, soweit ihre Bestimmung nicht eine andere Anordnung fordert, aus einem größern Hauptgemache, das von kleinern Seitengemächern ganz oder theilweise umbaut ist und in der Mitte der Decke eine Lichtöffnung besitzt, welche bisweilen zu einem förmlichen Impluvium oder Hof sich erweitert. Die Gebäude bestehen der Mehrzahl nach aus einem Erdgeschoß; nur die Abtswohnung, die zur Clausur gehörigen Gebäude, Sakristei und Bibliothek sind mit einem Stockwerk versehen; auch zwei Ställe haben einen Aufbau. Wir gehen mit Ueberschlagung der Kirchen und der andern außerhalb des Bereichs unserer Aufgabe fallenden Räumlichkeiten die Hauptgebäude hier durch, um eine Einsicht in die Anlage eines damaligen Wohnhauses zu gewinnen.

Die Abtswohnung besteht aus zwei getrennten Gebäuden,

wie die meisten übrigen in Gestalt eines länglichen Rechtecks, einem Haupt- und einem Nebengebäude, welche durch einen sie umschließenden Zaun zu einem gemeinschaftlichen Ganzen verbunden werden. Das Haupthaus, die eigentliche Wohnung des Abts, ist durch eine Querwand in zwei gleiche Räume getheilt, von welchen der eine die Wohnstube, der andere das Schlafzimmer abgibt. In beiden befinden sich, an der Scheidewand gegeneinandergestellt, zwei ansehnliche Heizapparate, Oefen oder Kamine, für welche beide die lateinischen Benennungen auf dem Plane abwechselnd vorkommen. Angedeutet sind sie stets durch einen runden Vorsprung, der eher auf einen gemauerten Ofen weisen könnte, wie ihn bereits nach Ulfila's Zeugniß die Gothen kannten. Die Ausrüstung der Wohnstube besteht außerdem aus zwei Schränken an der Südwand, einem gegenüberstehenden Tische und zwei Bänken an den beiden andern Wänden. Im Schlafzimmer befinden sich nicht weniger als acht Betten, ein größeres, alleinstehendes in der Nähe des Ofens, vielleicht das des Abtes, die übrigen, wahrscheinlich für Gäste bestimmt, längs der Wand nebeneinandergereiht. Vom erstgenannten Raume führt ein Gang in die Kirche, vom zweiten zum „requisitum naturae". Im obern Stock sind Kammern und ein Studirzimmer angebracht. Beide Langseiten der Wohnung bekleidet ein offener Säulengang, von welchem sich indeß nicht sagen läßt, ob er bis zur Höhe auch des Stockwerks hinaufgereicht. Die Beleuchtung der untern Räume mußte hier durch Fenster gewonnen werden; in die Zimmer des Nebenhauses drang das Licht wahrscheinlich nur durch die Thüren, da hier keine Oeffnungen in der Decke, die sonst überall angegeben sind, wo sie sich wirklich befanden, verzeichnet werden. Es sind sechs derselben von verschiedener Größe, drei kleine Kammern für Diener, eine Küche, eine Vorrathskammer und ein Bad,

jedes mit besonderm Ausgange. Erscheint diese bauliche Anlage auch sehr einfach, so dürfen wir uns ihre Ausführung doch keineswegs ärmlich vorstellen. Sanct-Gallen war ein reiches Kloster. Der Abt Gosbert, unter dem der Plan entstanden, hatte den Neubau der Kirche vollendet. Sein zweiter Nachfolger Grimoald führte die Aula, die Wohnung des Abtes, auf und zwar mit marmornen Säulen, wie der heilige Notker in einem lateinischen Gedichte auf das Kloster bezeugt. Die Malerei an den Wänden wurde von kunstfertigen Mönchen aus Reichenau besorgt. Von den kostbaren Ruhepolstern, Teppichen, Gefäßen aus Glas oder edelm Metall und anderm Geräthe, womit die Aula reichlich versehen war, ist in den Schriften des Klosters öfter die Rede.

Auch die Bibliothek, welche in der Nähe der letztgenannten an die Kirche angebaut war, ist, wie bemerkt, ein zweistöckiges Gebäude. Unten befand sich das Schreibzimmer, wo Mönche Handschriften herstellten, mit sieben Tischen an den nach außen führenden Wänden, durch sechs zwischenliegende Fenster erleuchtet, die besonders angedeutet sind und, wie wir anderweitig erfahren, in der Wirklichkeit so tief herabreichten, daß sie das Licht unmittelbar auf die Tische warfen. Oben ist der Büchersaal. Ob zwei in der Mitte dieses Raumes ineinandergestellte Vierecke das Oberlicht des letztern oder, wie Keller meint, einen großen Tisch im Schreibzimmer oder etwas anderes bedeuten, bleibt ungewiß. Zur Bibliothek gelangt man auf einer Treppe außerhalb des Gebäudes.

Die Clausur befindet sich an der Südseite der Kirche, und ist aus drei Hauptgebäuden zusammengesetzt, welche mit jener einen quadratischen, gartenähnlich angelegten Raum einschließen, welchen zunächst indeß ein Kreuzgang umgibt. Die eine Flucht desselben begrenzt das

Wohnhaus der Mönche, zwei übereinander aufgeführte große Säle, der untere heizbar, für den Aufenthalt am Tage bestimmt, der obere, das Schlafgemach, mit Betten und Wandbänken besetzt. Mehrere Nebengebäude, ein Bad, ein Waschhaus u. s. w. stehen mit ersterm in Verbindung. Ein ähnliches Gebäude lehnt sich an die Südseite des Kreuzganges, unten einen mit langen Sitzen und Tischen durchzogenen Speisesaal, oben den Aufbewahrungsort für die Kleider enthaltend. Für den erstern ist ein großer Schrank, ohne Zweifel für das Tischgeräth bestimmt, mit angezeigt und daneben ein Gang zur Küche, in deren Mitte ein großer, gewölbter Herd mit vier Oeffnungen für einzusetzende Kochtöpfe sich befindet. Mit der Küche hängt durch einen längern Gang wiederum ein Gebäude zusammen, welches die Bäckerei und Brauerei des Klosters in sich schließt. In ersterer sind der Backofen, ein Mehlbehälter, eine Mulde, Tische und Bänke angezeigt, in der letztern der Kessel und ein Ofen, in abgesondertem Raume die Bierseihe. Im dritten Gebäude befindet sich unten der Keller, durch zwei Reihen größerer und kleinerer Tonnen kenntlich gemacht, oben eine große Vorrathskammer für Speck und andere Dinge des täglichen Gebrauchs.

Die innere, für die dem Klosterleben bestimmten Zöglinge eingerichtete Schule ist der Clausur ähnlich angelegt: in der Mitte ein Hof, ein diesen umgebender Kreuzgang und die kleinere Kirche an der einen, verschiedene Gemächer an den andern Seiten, welche ihr Licht vom Bogengange her zu erhalten scheinen. Unter den Gemächern befinden sich das heizbare Schulzimmer und der Schlafsaal, die Krankenstube, die Wohnung für die Lehrer, der Speisesaal und Kammern. Zu dieser Schule gehören auch eine besondere Küche und ein Badezimmer, beide zu einem, aber von jener getrennten Hause vereinigt. Die ersterwähnten

Gemächer stehen untereinander in keiner Verbindung, sondern öffnen sich alle nach dem Hofe. Die äußere Schule befindet sich in der Nähe der Abtswohnung, ist durch einen Zaun umhegt und weniger vortheilhaft eingerichtet. In der Mitte befindet sich nämlich ein großer Saal, der durch eine Querwand in zwei gleichgroße Räume abgetheilt ist, welche durch zwei Thüren an beiden Enden dieser Wand miteinander in Verbindung stehen. Jeder dieser Räume hat sein Oberlicht und ist bei ziemlichem Umfange der Dachöffnung mit der schon besprochenen Schildkröte überdeckt. Umher sind zwölf Kammern als Aufenthaltsorte der Schüler und zwei Gänge angebaut. Jene haben die einfache Lichtöffnung in der Decke und Ausgänge in die Schulzimmer. Die frühern Erklärer des Plans, welche die letztern für einen Hof und die Testudines für Gartenhäuschen erklären, werden durch die betreffende Inschrift dieser Räumlichkeit selbst widerlegt. Der Schullehrer hat seine Wohnung in der Nähe an die Kirche angebaut, ein Wohn-, Studir- und ein Schlafzimmer nebst einem zweiten heizbaren Raum, der in das Gotteshaus führt.

Im Gasthause für vornehme Fremde tritt man von der Südseite durch einen geräumigen Gang sogleich in den großen Gast- und Speisesaal, der in der Mitte einen umfangreichen Herd und umher Tische, Bänke und Schränke birgt. Angebaut sind vier heizbare Schlafgemächer, Kammern für die Dienerschaft und Ställe für die Pferde. Außerdem gibt es noch eine zu diesem Gasthause gehörende Küche, eine Bäckerei, Brauerei u. s. w.

Das Gasthaus für arme Reisende und Pilger liegt auf der Südseite der Kirche und ist um so viel einfacher eingerichtet: ein großer, mit Bänken versehener und durch die Schildkröte erleuchteter Saal in der Mitte und umher im engsten Anschluß sechs Gemächer und zwei erweiterte Ein-

gänge, darunter Schlafzimmer, Kammern, ein Gemach für die Bedienung u. s. w., welche wiederum nur durch die Thüren oder vom Hauptsaale aus ihre Beleuchtung zu empfangen scheinen. Bemerkenswerth ist, daß der Abort, der sonst immer mit dem Schlafzimmer in Verbindung steht, hier wie bei allen Wohnungen untergeordneter Personen fehlt — ein Beweis, daß man diese Bequemlichkeit für einen Luxus hielt, wie noch gegenwärtig in slawischen Ländern. Die Brauerei und Bäckerei, die auch für diese Herberge in einem besondern Gebäude wiederholt sind, deuten nicht weniger darauf hin, daß dieser Betrieb sehr einfach sein mußte, weil man ihn sonst wol in größerer Anlage vereint haben würde. Uebrigens haben wir uns den Verkehr in solch einem Kloster, das im 9. Jahrhundert noch ein vereinzelter Culturpunkt in weiter Barbarei war, bedeutend vorzustellen.

Die Wohnung der Aerzte ist ein von drei Seiten umbautes Gemach. Westlich befindet sich der Raum für schwere Kranke, im Norden die Apotheke, im Osten der heizbare Aufenthaltsort des jedesmaligen Arztes, der aus der Zahl der Mönche genommen wurde. Nur das Mittelzimmer hat von oben unmittelbare Beleuchtung. Aehnlich ist das Haus der Handwerker eingerichtet, nur umfangreicher und mit zwei beleuchteten Mittelräumen versehen.

Doch möge dieses zur Charakterisirung der Wohnung im 9. Jahrhundert genügen. Wir sehen den römischen Einfluß hier so entschieden, wie er sich damals in der Kleidung und fast allen Bereichen des gesitteten Lebens geltend machte. Zwar war um diese Zeit das unmittelbare Römerthum diesseit der Alpen überall gewichen und man könnte fragen, warum es jetzt erst begann, bildend und befruchtend auf die Nordländer einzuwirken. Die Lösung des Räthsels liegt einfach darin, daß diese in ihrer Bildung erst jetzt so weit

fortgeschritten waren, um die der Alten zu begreifen und daraus zu entnehmen, was für sie brauchbar. Leider enthält der Entwurf, wie bemerkt, nur einen Grundriß. So bleibt die obere Ausführung der Bauten unklar, namentlich die Anlage des Dachs. Von größtem Interesse wäre es zu wissen, wie weit das hohe altdeutsche Dach bei der römischen Anlage des Ganzen beibehalten worden. Wir wissen nur, daß die Dächer mit Schindeln aus Eichenholz gedeckt waren. Ohne Zweifel führten sie den Regenguß nach außen.

Wichtig wird dieser Plan zugleich, indem er uns erlaubt, rückwärts zu schauen. Denn auf seiner Grundlage wird es erst möglich, ein einigermaßen anschauliches Bild aus den zerstreuten Andeutungen zusammenzusetzen, mit welchen Ulfilas und Jornandes auf die gothische Wohnung eingehen. Germanische und römische Elemente liegen in derselben noch ziemlich unvermischt nebeneinander, beweisen indeß, daß die Bauweise des Sanct-Galler Plans sich auch erst nach und nach eingebürgert hatte.

Die nächsten Jahrhunderte weichen wieder in Dunkel zurück; doch ist gewiß, daß die Wohnung keine großen Fortschritte machte. Der Holzbau blieb vorherrschend. Zwar ist auf den Meierhöfen Karl's des Großen von steinernen Herrenhäusern die Rede. Allgemeiner wurde der Steinbau erst im 10. und 11. Jahrhundert und beschränkte sich auch da noch, außer den Gotteshäusern, auf die Pfalzen der Fürsten und Bischöfe, die Klöster und Burgen, die Thore und öffentlichen Gebäude der Stadt. Wann in den Bauer- und Bürgerhäusern der einfache Balken- in den Riegelbau überging, wissen wir nicht. Noch im 13. und 14. Jahrhundert bestanden auch in größern Städten, so in Wien, Augsburg und andern, die meisten Häuser aus Holz und waren mit Schindeln oder Stroh gedeckt, wie häufige Verordnungen infolge verheerender Brände aus jener Zeit beweisen. Einer

Ziegelscheune wird zuerst in Görlitz 1358 gedacht. Noch im Jahre 1491, als eine heftige Feuersbrunst fast ganz Dresden in Asche gelegt, begegnen wir der Verordnung, daß die Eckhäuser ganz steinern, bei den übrigen wenigstens ein Gestock ebenso aufgeführt und daß sie durchweg mit Ziegeln gedeckt sein sollen. Nur den Unvermögenden wurde gestattet, Hintergebäude und Ställe aus Lehm zu bauen. Die Wohnungen auf dem Lande, die gewiß den alten Charakter am längsten beibehalten, finden wir noch im 16. Jahrhundert in folgender Weise geschildert: „Der Bauern Häuser sind schlecht, von Koth und Holz gemacht, auf das Erdreich gesetzt und mit Stroh gedeckt."

Der Bau einzelner getrennter Räume, die erst in ihrer Gesammtheit die Wohnung ausmachten, mußte aufgegeben werden, wie die Architektur mehr Rücksicht zu nehmen hatte auf den engen Raum der ummauerten Städte, als die Weite des offenen Landes. Auch mußte der Hochbau sich hier nothgedrungen bald ausbilden. Um so auffallender ist es, wenn die städtischen Wohnungen noch im 13. Jahrhundert vorherrschend den Charakter ländlicher Sitze an sich tragen und den Bedürfnissen einer ackerbautreibenden Bevölkerung zu entsprechen scheinen. Wir vergegenwärtigen uns auch das bürgerliche Wohnhaus damaliger Zeit ziemlich genau, wenn wir das schon erwähnte heutige nordwestfälische Bauerhaus untersuchen und in seine historischen Bestandtheile zerlegen. Denn dieses ist, was Möser noch unbekannt war, keineswegs etwas ursprünglich Volksthümliches, sondern, wie auch unsere Volkstrachten, eine auf einem gewissen Standpunkt stehen gebliebene, wenn auch den Umständen gemäß modificirte geschichtliche Ueberlieferung.

Wir haben da den mittlern Hauptraum, der, rauchgeschwärzt, wie er noch immer zu sein pflegt, auf den längstvergessenen Namen Atrium mit vollem Recht Anspruch

machen könnte. Ohne durch eine Zwischenwand geschieden zu sein, ist er doch durch eine andere Bestimmung an seinen beiden Enden in zwei ungleiche Hälften getheilt, deren größere, dem Haupteingange zu gelegene, die geräumige Hausflur oder Diele, ausschließlich wirthschaftlichen Zwecken dient. Die kleinere Hälfte hat noch vollständig die Bedeutung des römischen Atriums bewahrt. Da befindet sich in der Mitte die Feuerstelle, hinter derselben der Ehrenplatz der Hausfrau, an einer Seite der Speisetisch, an der andern der immer gefüllte Wasserbehälter mit allen Vorrichtungen, die auf Reinigung Bezug haben. Nur daß das Ehebett auch einmal in diesem Raume seinen Platz gefunden, ist längst aus dem Andenken der Menschen geschwunden, ja, daß es auf deutschem Boden anders als in Fällen der Noth da gestanden, ist unwahrscheinlich. Man knüpfte eben an die fremdländische Entwickelung an, als diese die Räume des Hauses und ihre Bestimmung schon mehr geschieden. Daß unter so ganz veränderten Verhältnissen eine so völlige Aneignung des Fremden stattfinden konnte und bei dieser doch die Grundzüge des Alten so unverkennbar sich erhielten, bezeugt nur, daß wir es von je mit einer rein naturgemäßen Einrichtung zu thun hatten.

Auch dieser Hauptraum ist umbaut. Hinter dem Herde befinden sich gewöhnlich drei Gemächer von ungleicher Größe, die Sonntagsstube, die Schlafkammer für Mann und Frau und eine Kammer für Töchter und weibliche Dienstboten; die Herdpartie erstreckt sich durch die ganze Breite des Hauses mit den Fenstern und zwei Ausgängen. Längs der Diele aber laufen zwei Reihen abgegrenzter Räume, nächst der Küche eine Kammer für die übrige männliche Bewohnerschaft des Gehöftes und gegenüber eine Vorrathsstube, sodann Ställe für Pferde und Rinder, ebenfalls einander gegenüberliegend. Zwischen beiden, der Feuerstelle entgegen-

gesetzt, befindet sich die große Einfahrt, in der Mitte der Decke eine Oeffnung, die letzte Erinnerung, wenn man will, an das alte Compluvium, das aber hier nicht Licht oder Wasser gibt, sondern bestimmt ist, den Inhalt des darunter gefahrenen Erntewagens auf kürzestem Wege auf den Boden zu schaffen. Zu beiden Seiten der Einfahrt treten die Ställe wol noch über die Hauswand hervor, oder ein solcher, für die Schweine bestimmt, und ein niedriger Schuppen sind angebaut, sodaß zwischen beiden ein Raum entsteht, der, von der Giebelwand aus überdacht, einem Vestibulum nicht unähnlich, aber hier nur bestimmt ist, die Pferde auf geschütztem Platze anschirren zu lassen.

Da es unnöthig wäre, den Ställen eine Höhe zu geben, welche bis an die Decke hinaufreichte, so ist der Raum zwischen beiden wiederum auf verschiedene Weise benutzt, in den Bauerhäusern meistens ohne Unterscheidung als Niederlage für den täglichen Futterbedarf. Höchstens ist noch eine Schlafstelle für den Pferdeknecht abgetrennt. In den städtischen Wohnungen aber, die bis zum 14. Jahrhundert kaum von der eben beschriebenen Anlage abweichen, erfährt dieser Raum bald eine besondere Ausbildung.

Die große Einfahrt mit einer den Hauptraum des Hauses einnehmenden und bis zum Boden hinaufsteigenden Flur bestimmt auch hier die durchgehende Eintheilung des Gebäudes. Da die Ställe meistens in Wegfall kommen, sind anstatt ihrer Zimmer und andere Gemächer angeordnet, die indeß durch den oft winzigen Umfang, welchen man ihnen gestattet, ihr Herkommen und die ursprüngliche Gestalt allzu sehr verrathen. Der besprochene Raum über den Ställen erfährt als Zwischengeschoß eine weitere Ausbildung, indem er zu Kammern, meistens als Schlafzimmer, Vorrathsverschläge u. dgl. gebraucht, abgetheilt wird. Um die einzelnen Räume zugänglich zu machen, wird ringsum eine Galerie

gezogen, auf welche die Thüren derselben münden — eine Einrichtung, die allerdings aus der Bestimmung dieser oft zahlreichen Gemächer sich rechtfertigt, da eben wegen dieser es unzulässig werden konnte, um das andere zu erreichen, das eine zu betreten, die aber jedenfalls auch noch an die ältere Einrichtung gemahnt, wie wir auf dem Plane von Sanct=Gallen sehen, daß die Seitenstuben eines Hauses weniger ineinander, als auf den gemeinschaftlichen Hof oder in den Hauptsaal münden.

Anlagen der Art lassen sich in manchen Häusern unserer ältesten Städte auch aus den spätern Umwandlungen noch erkennen, wie Mithoff im „Archiv für Niedersachsens Kunstgeschichte" einen solchen Massivbau zu Hannover und einen Holzbau in Goslar beschrieben hat.[66] Ja, in den kleinen ackerbautreibenden Städten des genannten Landstrichs finden sich Wohnungen noch aus dem vorigen Jahrhundert nach diesem Grundplane angelegt. Auch in den Palästen Venedigs ist er häufiger nachzuweisen, als unter der kostbaren Ausführung derselben man auf den ersten Blick vermuthen möchte.

Die erste Aenderung, welche in der Folge getroffen wurde und die man in den erhaltenen Baudenkmalen größerer Städte meistens schon in Anwendung gebracht findet, war die Scheidung der Kochstelle von der Flur oder die Verlegung derselben in einen der Seitenräume und somit die Herstellung der eigentlichen Küche. In den westfälischen Bauerhäusern wie auch in manchen Wohnungen der kleinen Städte bildet bekanntlich die Küche, die von der Diele höchstens durch eine Breterwand geschieden ist, bis auf den heutigen Tag den Aufenthaltsort der Hausbewohner, die nach geschehener Arbeit ihre Sessel um das flackernde Feuer rücken. Die weitere Entwickelung des Hauses dreht sich hinfort aber um das Verhältniß der Flur und der Wohn=

zimmer zueinander, wie um den Vorrang des Erd- und des Zwischengeschosses. Die Flur wird unausgesetzt kleiner, bis sie zum engen Gehäuse für die Treppe zusammenschrumpft; die Stuben werden in demselben Maße größer, wie Wohlhabenheit die Besitzer des Hauses vom Arbeitsplatze in die Räume des behaglichen Genusses einführt; das Zwischengeschoß wächst zum ersten, zweiten und vielleicht gar dritten Stockwerk hinan.

Manche andere Umstände traten bedingend hinzu. In der ältern Anlage waren die Zimmer an den Langseiten und der Hinterwand des Hauses angeordnet gewesen; die große Einfahrt befand sich zwischen denselben in der Vorderwand. Dadurch wurde man genöthigt, auch in den Städten die Giebelseite nach der Straße zu kehren, während die Rücksicht auf das Licht offenbar eine freiliegende Langseite hätte vorziehen lassen müssen. Nachdem aber einmal in einer Stadt die Hausplätze vertheilt und zu Besitztiteln geworden waren, mußte die Einrichtung beibehalten werden, auch wo in der Sache selbst kein Grund mehr vorlag. Die Städte gingen aber mehr und mehr als Gewerbs- und Handelsstädte hervor. Die Handelshäuser, zugleich mit dem Patriciat verbunden, wurden reich und tonangebend. Statt mit den Erzeugnissen des Bodens füllten sich die Speicher mit den Lasten der Saumthiere und der Schiffe. Die Ernte war immer am besten auf dem Boden bewahrt und konnte gemächlich davon verzehrt werden; die Güter des Handels, die rasch kamen und gingen, verlangten geschützte Räume zu ebener Erde. So sehen wir denn, wie in den großen Kaufhäusern unserer alten Reichsstädte, wie Augsburg, Nürnberg u. s. w., deren Handel vorzugsweise Speditionshandel war, die Flur des Hauses sich nicht nur nicht zusammenzieht, sondern als Gewölbe so sehr ausdehnt, daß sie die untern Zimmer gar verdrängt. Nur die Schreibstube

und ein Stübchen für den Wächter bleiben unten; aller übrige Raum wird Waarenlager. Doch nur der untere Raum; dadurch eben unterscheidet sich das Gewölbe von der Diele. Je mehr Platz aber die eigentliche Wohnung unten verloren, desto mehr dehnt sie sich oben aus. Das erste Stockwerk wird der Aufenthalt der Familie; hier werden die Zimmer hoch und weit, besser geordnet und eingerichtet. Dahin wird auch die Küche mit hinaufgenommen; Kammern, für untergeordnete Zwecke bestimmt, legt man einen Stock höher oder — in ein Hinterhaus.

Denn von verschiedenen Seiten her war auch das Hervorgehen eines solchen vorbereitet. Hinreichender Bodenraum ist für eine wirthschaftliche Anlage eins der ersten Bedürfnisse. Die Erweiterung der Flur im Handelshause hatte ihn hier entbehrlich gemacht. Dazu war aber das Verlangen nach Licht gestiegen. Bei der dichtgedrängten Lage der Häuser in den überfüllten Reichsstädten, die nur von den beiden Schmalseiten dem Lichte Zugang verstattete, blieben manche Zimmer ganz ohne Beleuchtung, seitdem die enge Flur davon selbst oft nur spärlich zugemessen erhielt. Auch heute noch findet man in ältern Häusern, z. B. Nürnbergs, die den gleich zu erwähnenden Vortheil sich nicht zu eigen machen konnten, häufig genug Räume, selbst sogar Küchen, die, an sich völlig dunkel, nur durch beständige künstliche Beleuchtung verwendbar werden. Wo aber Platz gegeben war, beschränkte man das Dach auf die wirklich bewohnten Reihen von Gemächern, indem man es in der Mitte über der Flur öffnete. So entstand ein Hof, so entstanden Vorderhaus, Flügel und Hinterhaus. In den Wohnungen des alten, handeltreibenden Stadtadels findet sich sogar diese Anordnung gewöhnlich wiederholt, sodaß zwei Höfe und noch ein Mittel- oder Zwischenhaus sich finden. Das Hauptgewicht wurde immer auf das Vorder-

haus gelegt und es war ganz dem Geiste der Zeit angemessen, dieses mit hohem Giebel und entsprechendem Dache aufsteigen zu lassen, während die Bedachung der andern Haustheile niedriger war.

Die Ausbildung der städtischen Wohnung in dieser Weise begann mit dem 14. Jahrhundert; sie folgte der bürgerlichen Entwickelung durch die beiden folgenden und baute in ihrem Verlaufe Häuser, die vielfach bis auf unsere Zeit vorgehalten haben, sodaß wir ihre Einrichtung mit eigenen Augen studiren können. Wie übrigens schon in der erstgenannten Periode das Gewölbe sich in Gebrauch und Bedürfniß völlig eingebürgert hatte, sehen wir aus dessen durchgängiger Anwendung selbst in den Landsitzen, den sogenannten Weiherhäusern, welche zu jener Zeit bei den wiederholten Erhebungen des Gewerbstandes das Patriciat in der Nähe der Stadt zur gelegentlichen Zuflucht sich errichtete. Mit Gräben, Zugbrücken, Mauern und festen Thoren versehen, konnten sie zu Zeiten der Gefahr recht wohl kleine Festungen abgeben; ihren Charakter änderten sie aber auch nicht, als bei gesicherten Zuständen längst ein vergnüglicher Landaufenthalt ihr Zweck geworden, und erst jetzt hat man hier und da angefangen, das ganz offen und leer stehende Erdgeschoß wohnlich auszubauen.

Die Höfe des größern Stadthauses begannen bald eine merkwürdige Parallele zum Cavädium und Peristyl des römischen Hauses zu ziehen, ohne daß beide voneinander wußten. Erstere wurden nämlich ebenfalls mit Säulenhallen umzogen, die sich nur nach der Zahl der Stockwerke übereinandergestellt wiederholten, sodaß ihr Charakter allerdings mehr als der einer gestützten und überdachten Galerie hervorging. Der erste Hof wurde gewöhnlich mit in den Handelsbetrieb gezogen. Da wurden die schweren Ballen gebunden, während der Schreiber im Schutz der Galerie

danebenstand, ihre Abgabe zu verzeichnen, und die Wagen unter Gewölbe und Ausfahrt harrten, sich damit beladen zu lassen. Die untern Räume des Hintergebäudes dienten anfänglich meistens als Stallungen, und wollen wir uns den zweiten Hof belebt denken, so sehen wir ihn gefüllt mit buntgedeckten Turnierrossen oder reichgeschirrten Zeltern, von alten Hausdienern gehalten, bereit, die schleppentragende Herrin zu einer Hochzeit oder Kindtaufe, oder zum Gesellenstechen den Herrn zu tragen, der im leinenen Comptoirrock, im sammtenen Rathsherrnmantel und in der eisernen Rüstung sich gleich geschickt zu benehmen weiß. Später freilich, als der Stadtadel es mehr dem feiernden Landadel gleichthun wollte und mit Aufgabe der Geschäfte die Quellen des Reichthums zu versiegen begannen, fand man gerathen, die Hinterhäuser nutzbar zu machen und zu vermiethen. So spielte schon Albrecht Dürer, der Sohn des Handwerkers, auf dem zweiten Hofe des Hauses, auf dessen erstem sich sein späterer Freund und Gönner, der Patricierknabe Wilibald Pirkheimer, herumtummelte.[67])

Wir haben früher uns auf das Licht des Hauses berufen und damit ein Moment in unsere Unterhaltung eingeführt, das namentlich für den germanischen Hausbau von Wichtigkeit wurde, der Gestaltung desselben, wenn es auch nicht von Anfang bedingend darauf einwirkte, doch endlich die Vollendung hinzufügte. Zwar wird auch das Fenster zunächst von den Römern entlehnt sein. Aber der Nachdruck, mit welchem man es schon früh aufnahm, die hohe Bedeutung, die man demselben einräumte, und die eigenthümliche Entwickelung, zu welcher es durchdrang, machen es zu einem specifisch nordländischen Elemente. Das Fenster wurde die eigentliche Seele des Hauses. Soweit Nachweise in das Mittelalter zurückreichen, kommt es in allen Bauten diesseit der Alpen vor. Alte Miniaturen in Handschriften,

Elfenbeinschnitzereien, unter anderm auch die Bronzethüren des heiligen Bernward am Dome zu Hildesheim vom Jahre 1015 zeigen in dargestellten Architekturen Fenster bereits ziemlich häufig angeordnet. Anfangs treten sie sehr bescheiden auf und haben ihren Platz hoch oben in den Wänden. Bekanntlich machten selbst die ältern christlichen Cultstätten mit ihren kleinen, rundbogigen Maueröffnungen keine Ausnahme davon. Seit dem 14. Jahrhundert besonders rückten sie tiefer und wurden größer. Aus dieser Zeit macht sich auch die oft zu beobachtende Thatsache geltend, daß man unpassenderweise in den Chorabschluß romanischer Kirchen gothische Fenster gebrochen hat, um mehr Licht zu gewinnen. Doch konnte die völlige Ausbildung dieses wichtigen Architekturstücks erst mit dem Fortschreiten der Glasfabrikation eintreten.[68])

Ob die Römer auf ihrem Culturgange auch die letztere nach dem Norden getragen, ist nicht bestimmt bezeugt. Wenn es der Fall war, scheint diese Kunst trotz der Stürme der Völkerwanderung in den fränkischen Ländern niemals ganz erloschen; denn schon vom Könige Childebert (511—558) wird berichtet, daß er eine Kirche mit Glasfenstern versehen habe, durch welche ein herrliches Licht in die innern Räume geworfen sei. Der heilige Wilfried ließ ein Jahrhundert später zum Bau der Peterskirche zu York Glasfenster und Gläser aus Frankreich kommen. Die erste Anlage einer Glashütte auf deutschem Boden — und zwar im Kloster zu Konstanz — ist urkundlich aus dem 9. Jahrhundert festgestellt. Im Beginn des 11. Jahrhunderts wurde eine solche zu Tegernsee in Baiern eingerichtet. Doch ist immer nur noch von Ausschmückung der Kirchen die Rede und die Fenster hatten farbiges Glas. Durch die Klöster, welche am frühesten den Vorzug der Gotteshäuser sich aneigneten, und die Paläste der Großen stieg dieses in demselben Maße

langsam in die Bürgerhäuser hinab, als man lernte, dasselbe zu entfärben und weiß und durchsichtig herzustellen. Die erste Hütte für weißes Glas soll in Frankreich König Philipp im Jahre 1330 gegründet haben. In etwas späterer Zeit kommen Glaserzünfte in deutschen Städten vor, doch der Verbrauch dieses Materials für Privatwohnungen gehörte noch zum höchsten Luxus. Die Fenster des 1402 erbauten Rathhauses zu Zürich behielten noch den größten Theil des Jahrhunderts hindurch eine Bekleidung von Tuch; Aeneas Sylvius hebt noch 1458 als Zeichen des Reichthums der Stadt Wien hervor, daß die Hälfte ihrer Häuser mit Glasfenstern versehen sei. Im 14. und 15. Jahrhundert hatte der Adel, und zwar nicht allein Englands, wie berichtet wird, noch kein Glas zur Beleuchtung seiner Burgen, sondern Gitter aus Weidengeflecht oder Holzstäben. In kleinen Bürgerhäusern beklebte man die engen Lichtöffnungen mit geöltem Papier oder geschabten Hornplatten, und wo man sich zu Gläsern erheben konnte, hatte man die kleinen Butzenscheiben, jene runden Plättchen mit Unebenheiten auf der ganzen Fläche und einem dicken Knopf in der Mitte, die keinen andern Vortheil gewährten, als daß sie ein gebrochenes Licht in das Zimmer einließen, ohne zugleich der Luft und dem Regen Eingang zu verstatten. Das 16. Jahrhundert rückte heran, bis man jene Fenster mit kleinen, in Blei gefaßten rautenförmigen Scheiben einsetzen konnte, welche dem im Zimmer sich Befindenden erlauben, auch durch das Glas hinauszusehen.

Außerdem versah man keineswegs gleich das ganze Haus mit Glasfenstern. Sparsam beschränkte man sie auf die Haupträume oder stattete Nebengemächer in dem Maße ihrer Bedeutung mit kleinern oder größern Scheibencomplexen aus, und in dieser einfachen Thatsache liegt das ganze Geheimniß der lebendigen Physiognomie, mit welcher solche ältern

Häuser uns entgegentreten. Wir erkennen von außen die Bedeutung der im Innern verborgenen Räume und vergegenwärtigen uns das darin waltende Leben. Kleine, mit festen, meistens künstlich gefügten Eisenstangen verwahrte Luftlöcher im Erdgeschosse, zu beiden Seiten der hohen mit weit verzweigten Beschlägen versehenen Doppelthür deuten auf das unten sich vollziehende Geschäftsleben, auf die Schätze, welche von den Küsten der fernsten Meere hier zusammengetragen, von hier aus nach allen Gegenden verbreitet werden, wo Sinn für deren Verwendung erwacht ist. Eine Reihe hoher, nahe aneinandergerückter Fenster, gewöhnlich auch an der Façade des Hauses durch eine architektonische Einfassung hervorgehoben, inmitten mit Glasmalereien, den Wappen der Familie, einer biblischen Legende oder einer Scene des wiedererwachenden Alterthums geschmückt, gibt den Familien- und Prunksaal des Hauses zu erkennen. Vereinzelte und bescheidene Fenster weisen auf Schlaf- und andere Kammern. In den Zimmern der heiligen Jungfrau, in welche wir so häufig auf den Malereien jener Zeit eingeführt werden und die namentlich auf den Gemälden der van Eyck'schen Schule ein Bild ihrer Gegenwart mit sorgfältigster Genauigkeit wiedergeben, sind die Fenster, als Wächter der jungfräulichen Reinheit, gewöhnlich noch hoch oben an der Wand angebracht, bisweilen in verglaste und ganz offene Hälften eingetheilt, um nach Belieben Licht oder Luft einzulassen, stets aber im Innern des Gemachs mit starken, eisenbeschlagenen Läden versehen.

Manche andere, in der Blütezeit der Städte sich entwickelnde Eigenthümlichkeiten des bürgerlichen Wohnhauses, Erker, Eck- oder Dachthürmchen, die durch Beengung des Raumes gebotenen Ueberkragungen der Stockwerke, die Bogengänge, wie wir sie in einigen norddeutschen Städten noch durch ganze Straßen fortgesetzt finden, die sogenannten

Lauben und Beischläge, wie Danzig sie als besondere Eigenthümlichkeit bisjetzt bewahrt hat, und vieles andere diente, die Physiognomie des Hauses wie der ganzen Stadt zu beleben. Sehr hoch müssen wir dabei die architektonische Ausstattung der Façaden, namentlich der hohen Giebel anschlagen, nicht geringer den Schmuck, welcher den Häusern durch Zuthaten der bildenden Kunst angefügt wurde, durch Statuen, gemeißelte oder geschnitzte Reliefs, durch Wandmalereien u. s. w. Das bewundernde Reisepublikum, das mit halb originellem, halb traditionellem Entzücken die eckigen Gassen unserer alten Reichsstädte durchzieht, hat keine Ahnung von dem frühern Aussehen derselben, als noch frisches Leben in den Adern der heutigen Mumien pulsirte. Da glänzte solch eine Stadt in fröhlichster Farbenpracht, ganze Straßen bildeten Gemäldegalerien, oft von bedeutenden Künstlern ausgeführt, deren bunte Darstellungen im bewegten Leben zwischen den Häuserreihen eine Fortsetzung fanden. Die ganze Geschichte des Alten und Neuen Testaments, der mythische und allegorische Olymp, die Tafelrunde des Kaisers und der Kurfürsten, Turniere, Schlachten, Todtentänze und was sonst damals die Einbildungskraft des Künstlers erregte, den Geschmack der Kunstfreunde befriedigte, ward an den Wänden gemalt, an den Balken ausgegraben, über Thorpfosten, Eckteinen und Gesimsen aufgestellt. Und so geschmückt erschienen nicht allein die Wohnungen der Privaten, auch die öffentlichen Gebäude, Rathhäuser, Brunnen, die Portale der Kirchen hielten es für keinen Abbruch ihrer ernsten Bestimmung, wenn sie in das farbige Leben mit eintraten. Im nürnberger Archiv finden sich noch die Rechnungen über bedeutende Summen, welche im Verlaufe des 16. Jahrhunderts für Erneuerung der Bemalung und Vergoldung des großen Marktbrunnens verausgabt worden. Als man ebendaselbst im Jahre 1521

den Reichstag und den Kaiser erwartete, wurde das Rathhaus innen und außen mit Fresken aufgeputzt, und zwar zum Theil nach Dürer'schen Entwürfen, von Georg Penz, einem Schüler Dürer's und Rafael's — leider diesmal vergeblich, da ein Ausbruch der Pest die Abhaltung des Reichstags verhinderte.[69]) Eine Ergänzung des bildlichen Schmuckes gaben die Inschriften ab, Bibelstellen oder jene kernigen Sinn- und Denksprüche, mit denen unsere Alterthümler so gern die Flauheit der Gegenwart aufstutzen.

Was die innere Ausstattung des Hauses betrifft, so können wir uns dieselbe noch gegen Ausgang des Mittelalters nicht einfach genug denken. Reste bürgerlicher Einrichtungen, die bis in das 14. Jahrhundert zurückreichten, sind kaum übriggeblieben und Abbildungen aus jener Zeit kehren selten in die Wohnungen der Menschen ein. In den Ruinen alter Burgen aber nehmen wir wahr, daß man sich oft kaum die Mühe gegeben, die als Fußboden benutzte Felsenplatte gehörig zu ebnen oder eine solche Wand gerade auszuhauen. Gewöhnlich bestanden die Fußböden aus Estrich, aus platten Bruchsteinen oder gebrannten Thonplatten, letztere mit den interessanten Mustern versehen, auf welche man neuerdings wieder die Aufmerksamkeit gelenkt hat. Sie wurden morgens mit thaunassen Binsen bestreut, bei festlichen Gelegenheiten auch wol mit Blumen, in vornehmen Häusern bei besondern Anlässen auch mit Teppichen belegt. Dieselben hingen ebenda als Rücklaken von den Wänden herab. Sonst haben wir uns die letztern nur mit Tünche, später mit Täfelwerk bedeckt zu denken. Rings um die Wände liefen hölzerne Sitze mit beweglichen Kissen, Banklagen, belegt. Zwei gegeneinandergerichtete Sitze pflegten in den Fensternischen auf Vorsprüngen der Mauer angeordnet zu sein. Ein großer Kachelofen, ein schwerer Eichentisch mit gespreizten Beinen, eine ähnliche Truhe oder ein Schrein

mit verzierten Eisenbeschlägen bildeten Hauptstücke des übrigen Mobiliars.

Früh erhielt in den nördlichen Ländern das Bett eine besondere Ausbildung. Schon im 12. Jahrhundert hat es die Gestalt des unserigen, ein erhöhtes Kopfstück, vier tragende Füße u. s. w. Nach gleichzeitigen Abbildungen zu schließen, ist es hauptsächlich aus gedrehten und mit Knäufen verzierten Holzstäben zusammengesetzt. Der Vortheil der besser bewahrten Wärme mochte bald zu Breterwänden führen; wenigstens kommen diese, oft geschnitzt und bemalt, später ausschließlich vor. Das Bett nahm mit der Zeit nicht nur an Umfang zu, sondern wuchs in die Höhe. Man bedurfte endlich, um hineinzugelangen, einer Bank, welche, die ganze Länge des Bettes bestreichend, zugleich als Lade eingerichtet wurde, und außer dieser oft noch eines Trittes und eines Ausschnittes in der Seitenwand. Herrschaftliche oder Ehebetten waren selten ohne das Bettdach, das anfänglich an Ketten von der Decke herabhing, später von vier entsprechend verzierten Säulen getragen wurde, meistens das ganze Bett einhüllende Vorhänge trug.[70])

Es würde den gewährten Raum überschreiten, wollten wir über die zunehmende innere Einrichtung der Wohnung uns erschöpfend verbreiten. Fassen wir aber die große Einfachheit ins Auge, die noch bis kurz vor unserer Zeit nicht allein im bürgerlichen Hause herrschte, so erscheint der Luxus, mit welchem z. B. die Venetianer bereits seit dem 14. und 15. Jahrhundert ihre Paläste ausstatteten, wie der Traum eines Märchens. Auch die deutschen großen Handelshäuser bargen im Beginn der neuern Geschichte an Gold- und Silbergeschirren, feinen venetianischen Gläsern, burgundischen Teppichen u. s. w. solche Reichthümer in ihren Prunkgemächern, daß sich Kaiser und Könige gern bei ihnen zu Gaste luden. Wie einfach übrigens sonst auch in den

besten Häusern die Einrichtung war, davon gibt eine Reihe großer, gegenwärtig im Germanischen Museum bewahrter Zeichnungen den Beweis, in welchen nach Beginn des 17. Jahrhunderts ein ehrsamer Steinmetz Hans Bien sich die Mühe gegeben hat, die weitläufige Besitzung des Deutschordenshauses zu Nürnberg mit großen Höfen, Gärten, der dazugehörigen Sanct-Jakobskirche und gegen 250 abgeschlossenen Räumen nicht nur in einer Uebersicht des Ganzen aus der Vogelperspective und den Grundrissen der einzelnen Stockwerke, sondern diese auch derart aufzunehmen, daß man nach Hinwegnahme der Dächer und Zimmerdecken in die einzelnen Gemächer hineinblickt und mit größter Genauigkeit verzeichnet jeden darin befindlichen Gegenstand an seinem Platze erkennt. Wir bemerken für die Anlage des Ganzen, daß der Bau nach der Straße hin und auch mancher Häuser auf den Höfen aus schweren Quadern, sonst aber aus Fachwerk aufgeführt ist. Die Fenster des Erdgeschosses sind, soweit sie nach außen gehen, durchweg sehr klein, nach den Höfen zu größer, in erster Etage zum Theil vergittert. Die Fußböden der bessern Zimmer sind mit rothen und schwärzlichen Backsteinquadraten gemustert, in den übrigen mit einem Estrich belegt; wenige scheinen bereits gedielt. Säle haben getünchte Wände; die Wohnstuben der höhern Beamten sind bis zu einer gewissen Höhe vertäfelt; in den andern sieht man innen die Balken des Fachwerks wie außen, und zwar haben diese, wo man den Bau hat zieren wollen, einen rothen Anstrich. Bemalt sind sämmtliche größere Portale, nicht nur das von der Straße auf den ersten Hof führende, mit Säulen, ausgehauenen Wappen und Spitzsäulen hoch über das Dach hinausragende Hauptthor, sondern auch die ähnlich im Renaissancestil bekleideten Pforten der innern Gebäude. Mit reichen geschnitzten Bekleidungen sind auch die Thüren der Hauptzimmer

versehen. Mit diesen wenigen Eigenthümlichkeiten haben wir aber auch die vorzüglichsten Kostbarkeiten genannt. Der große Banketsaal im Geschoß über dem Haupteingange enthält außerdem noch, an der Wand unter der Decke gemalt, die Wappen der Ordensritter und — um diese Zeit noch eine ungewöhnliche Erscheinung — an der Wand hängend zwei eingerahmte Gemälde. Ein großer grünbehangener Tisch steht in der Mitte des Saals, ein ähnlicher an der Ostwand. Von Sitzen ist nichts zu sehen. Ohne Zweifel wurden diese erst beim Gebrauche der Oertlichkeit zusammengetragen; doch vermögen wir bei einer Umschau in allen Gemächern des großen Häusercomplexes nicht so viele Stühle zusammenzulesen, um diesen Saal damit zu füllen, sodaß zu vermuthen, man habe zu den häufiger vorkommenden hölzernen Bänken nöthigenfalls seine Zuflucht genommen. Und verstärkt wird diese Vermuthung durch die Thatsache, daß, mit Ausnahme eines einzigen gepolsterten Lehnsessels, sämmtliche Stühle ebenfalls hölzern und im Grunde nur verkürzte, mit schrägen Lehnen versehene Bänke sind. Daß diese zur Zeit des Gebrauchs mit Kissen belegt wurden, ist wol anzunehmen, wie nicht weniger, daß diese vor und nach derselben zur Schonung in Schreinen und Truhen aufgehoben wurden, ähnlich wie nur wenig früher der Herzog von Northumberland, Englands reichster Fürst, die Glasfenster seines Schlosses Alewick ausheben ließ, so oft er verreiste, und Kaiser Karl V., in dessen Reiche die Sonne nicht unterging, einmal im Regen sein neues Sammtbaret abnahm und einem seiner Begleiter gab, um es unter dem Mantel zu bergen. Ein kleinerer nebenanliegender Saal hat neben dem grünen Tische wirklich auch zwei grünangestrichene Stühle, genau von der Form, die wir noch in fränkischen Bierwirthschaften finden; ein zweiter Tisch zeigt unbedeckt die braune Holzfarbe.

Werfen wir weiter einen Blick in die Wohnung „Sr. fürstlichen Durchlaucht“, des damaligen Hochmeisters, Erzherzog Maximilian's. Sie befindet sich im ersten Stock des Hauptgebäudes am großen Hofe und besteht aus sieben Räumen. Der erste ist ein Vorplatz mit der Treppe von unten; der zweite enthält die Stiege auf den Boden, den geräumigen Schlotmantel der untenliegenden Küche und den Abort. In die nächste Breite des Hauses theilen sich Wohn- und Schlafzimmer, das erstere vertäfelt, das andere weißgetüncht, jenes mit einem grünen Kachelofen, einem grünbehangenen Tische und Bildern auf dem Gesims der Vertäfelung, dieses mit zwei Schlafstellen, einem Himmelbett und einem unbedachten, wahrscheinlich für einen Diener bestimmt, ausgestattet. Das Wohnzimmer ist gedielt; Stühle sind nirgends zu sehen, ohne Zweifel, weil Se. fürstliche Durchlaucht nicht immer anwesend war und für diesen Fall solche billiger anderswoher entliehen werden konnten. Ein gepflasterter Saal mit großem Himmelbett, Schrank und Abort in unmittelbarer Nähe, vielleicht ein Besuchs- oder Empfangszimmer, und ein Vorsaal, in welchem eine Ecke mit ähnlichem Bett durch einen grünen Vorhang abgeschieden ist, schließen diese Wohnung ab. Unmittelbar damit in Verbindung steht die des Landcomthurs, welche noch einfacher eingerichtet ist. Einen etwas behaglichern Eindruck macht die des Hauscomthurs, der, immer anwesend, die nöthigen Geräthe auch immer gegenwärtig haben mußte. In seiner durch die hineingebaute Schlafkammer freilich sehr winkelig gestalteten und beengten Wohnstube findet sich neben dem Tische mit rother Decke wenigstens ein Lehnsessel mit ebensolchem Kissen. Die Vertäfelung reicht in diesem Zimmer bis oben hinauf und ist hier mit gemalten Wappen oder aufgehängten Bildern verziert. Zu beiden Seiten eines Erkerraumes sind Hirschgeweihe an der Wand angebracht,

die auch sonst als Zierde vorkommen. Wo man keine Bilder hat, um sie auf das Täfelwerk zu stellen, dienen Gläser, Krüge, Kannen u. dgl. dazu, was alles auf unsern Zeichnungen genau angegeben ist. Der Gerichtsschreiber hat in seinem „Losament“ noch einen bedeckten Tisch, der Organist schon nicht mehr. Des letztern Zimmer ist von sechs Wänden eingefaßt, ungerechnet die Unterbrechungen, welche ein Erker hervorruft.

Uebrigens war die Einfachheit auch aus den Häusern der reichen Bürgerschaft keineswegs verbannt. Diese alten Patricierfamilien lebten glänzend nur für die Oeffentlichkeit, zurückgezogen und bescheiden aber für sich. Das Vorderhaus enthielt die Gesellschaftszimmer und Prunksäle, die aber nur bei besondern Gelegenheiten, Hochzeiten, Kindtaufen u. s. w., wie sie damals die aristokratische Verwandtschaft zu versammeln pflegte, geöffnet wurden. Der gewöhnliche Aufenthalt der Familie war in beschränkten Räumen des Mittel- oder Hinterhauses. Eine übliche Prunkküche wurde ebenso sehr geschont wie die Festsäle, und ein Raum war oft zur Bereitung der Mahlzeit angewiesen, den eine großstädtische Köchin unserer Zeit mit Schauder betreten würde. Auch die Sitte, den einzelnen Familiengliedern frühzeitig besondere Stuben einzuräumen, datirt erst aus späterer Zeit. Bis zum vorigen Jahrhundert war jedem im großen Wohnzimmer, je nach Rang und Alter, ein bestimmter Platz angewiesen, am Fenster, am Ofen, unter dem Spiegel, wie gerade Laune oder Umstände es mit sich brachten. In der Mitte des Wohnzimmers stand der große Speisetisch, um welchen beim früh um 11 oder 12 Uhr gehaltenen Mittagsmahle die hochlehnigen Sessel von den Wänden herangerückt wurden. Manche weibliche Beschäftigungen, die uns stören, wurden nur bei milder Jahreszeit auf den großen Vorplatz verlegt, der als letzter Rest der ehemaligen Hausflur, doch

in jedem Stockwerke wiederholt, sich vor den Wohnzimmern befand, die Galerien zu beiden Seiten des Hofes miteinander verband und selbst bisweilen gegen diesen hin verglast war. Dieser halb offene Vorplatz diente im Vorderhause, vor den Gesellschaftsräumen auch zur ersten und letzten Bewillkommnung der Gäste, zum Ablegen der Ueberkleider u. s. w.

Nach dem Dreißigjährigen Kriege — zu welcher Zeit übrigens in Deutschland nicht viel gebaut wurde, da die soliden, alten Häuser noch vorhielten und Mittel zu neuen sparsam zugemessen waren; erst das 18. Jahrhundert ermuthigte wieder die Baulust, namentlich in den bis dahin zurückgebliebenen alten Bischofssitzen und den neu aufblühenden Residenzen — bemächtigten sich die Architekten des Privatbaues. Zwar hatten diese ja auch früher denselben geführt; aber, wie überall ersichtlich, derart stets im Anschluß an die allgemein herrschende Bauweise und in Uebereinstimmung mit dem jedesmaligen Bauherrn, daß gegen diese beiden gewichtigen Momente die Subjectivität des Künstlers zurücktrat und im Hause stets die Wohnung vorherrschte. Jetzt aber kehrte das Verhältniß sich um. Das Gebäude als architektonisches Kunstwerk trat über seinen nächsten Zweck in mancher Beziehung hinaus. Unter vorzüglicher Berücksichtigung der Façade wurde, namentlich unter französischen Einflüssen, ein Hauptgewicht auf das äußere Aussehen des Hauses gelegt und diesem manches von der Einrichtung geopfert. Glücklicherweise war diese so weit vorgeschritten, namentlich aber durch Verbesserung der Glasfabrikation die Möglichkeit gegeben, das Haus in einer Weise zu beleuchten und durch die Fenster die Verbindung der Bewohner mit der Außenwelt zu unterhalten, daß auch trotz der angedeuteten nachtheiligen Wendung die Wohnung immer große Vortheile vor der frühern gewährte. Im Innern derselben ging die Aufmerksamkeit hauptsächlich dahin, den gegebenen

Raum möglichst auszunutzen. Die großen Vorplätze schwanden und es blieben nur „Entrées“, um den Zugang zu den Zimmern von außen zu ermöglichen. Die Familienwohnung wurde aus dem Hinterhause nach vorn, an die Straße verlegt. Ja, man war bei dem in den neuentstehenden Städten sparsamer zugemessenen Raume meistens genöthigt, das letztere ganz aufzugeben. Wo Platz vorhanden, baute man statt dessen Nebengebäude, um Wäsche und andere Verrichtungen dahin zu verlegen, die in der Wohnung selbst lästig erscheinen. Stallungen konnte man entbehren, da die Verbesserung der Verkehrsmittel wenigstens in den Straßen der Stadt das Halten von Reit- und Wagenpferden überflüssig machte. Wo die Gelegenheit es erlaubte, legte man lieber Gärtchen hinter den Häusern an, die wir bekanntlich gern vor dieselben kehren.

Obwol die Anlage der Zimmer sich fast zu sehr nach dem Standpunkte der über die Vorderseite des Hauses symmetrisch vertheilten Fenster richtete, so entschädigten sie selbst durch bessere Gestaltung, und daß alle Gemächer des Hauses mit gleich großen Fenstern versehen wurden, konnte nur als Vortheil betrachtet werden, da die Fenster überhaupt nun groß und hell wurden. Die Decke wurde höher gestellt; ein regelmäßiges Viereck für die Stube beansprucht, wo es irgend thunlich war. Wer vom Schicksal in eine unserer ältern Städte verwiesen, muß neben manchen andern Beobachtungen, welche die mittelalterliche Romantik eines guten Theils ihrer Poesie entkleiden, bald auch die gemacht haben, daß man trotz des geistigen Aufschwungs im 16. Jahrhundert noch nicht wagte, mit freier Brust und ungebeugtem Nacken in sein eigenes oder ein fremdes Haus zu treten — erklärlicherweise, da die Ahnung höhern Daseins, wie die aufgehende Sonne zuerst die höchsten Gipfel der Gebirge röthet, anfänglich auch nur die Spitzen der

bürgerlichen Gesellschaft erfaßte und für die untenliegenden Kreise erst vorbereitend wirkte. Aber in den gewöhnlichen Bürgerhäusern aus jener Zeit — und selbst die Sitze des Patriciats machen nicht immer eine Ausnahme — sind die Eingänge oft so dunkel, daß die tastende Hand den suchenden Augen nachhelfen muß; alle Stiegen sind zu eng; die Stubenthüren so niedrig, daß man nur gebückt einzutreten vermag. Es ist dies gewissermaßen — was zur Charakterisirung der Zeiten constatirt werden muß — der letzte Nachklang der uranfänglichen Höhlenwohnung, des Schlupfwinkels und Zufluchtsorts, der nunmehr, wie er aus dem Bewußtsein der Menschheit ausgelöscht war, auch aus dem Leben verschwand und, auf diesem Gebiete der Gesittung, der wahren menschlichen Wohnung Platz machte.

Wie diese im Verlaufe der letzten beiden Jahrhunderte sich ausgebildet, wie sie an einigen Orten zurückgeblieben, an andern ein Stadium erreicht, das von neuem als Höhenpunkt bezeichnet werden kann und in der That unter günstigen Umständen alle Vorzüge der Vergangenheit, den Luxus des alten Asiens, den griechischen Geschmack und das römische Wohlleben mit der Errungenschaft der germanisch-christlichen Zeit in sich vereinigt, sehen wir täglich vor Augen und darf in dieser mehr auf anzuregende Betrachtung als wissenschaftliche Erschöpfung berechneten Skizze nicht näher auseinandergesetzt werden. In Benutzung des Raumes hat man gegenwärtig in Nordamerika vielleicht das Aeußerste erreicht, wie aus folgender, der eigenen Anschauung nachgeschriebenen Schilderung erhellt: „Das normale amerikanische Haus ist in drei Fensterbreiten abgetheilt, seine Einrichtung folgende: Es hat ein Untergeschoß, dessen Sohle 2 — 3 Fuß unter der Straßenfläche liegt, darunter geräumige, unter das Trottoir reichende und dort mit verschließbaren Klappen versehene Keller, darüber ein Erdgeschoß

(Hochparterre) und zwei, selten drei Stockwerke. Der Eingang zum Untergeschoß befindet sich in einer kleinen Halle unter der Platte, welche die Aufgangsstiege und den Haupteingang des Hauses verbindet. Ein Durchgang läuft von vorn nach hinten durch das Untergeschoß, vorn liegt zwei Fenster breit der Speisesaal, hinten die Küche, zwischen beiden ein zu mancherlei Zwecken verwandter Raum. Das Erdgeschoß hat eine geräumige Flur, die sich in der Hausmitte in das Treppengehäuse und einen Durchgang spaltet, hinten sich in die Nothstiege und den Ausgang zum Hofe theilt. Ueber dem Speisesaale liegt das Parlor, das Empfangs- und Unterhaltungszimmer für alle Bewohner des Hauses; über der Küche das Familienzimmer; der Zwischenraum dient zu Schlafstätten u. s. w. Die obern Geschosse sind ebenso eingerichtet, ein großes Zimmer vorn und hinten, und da die Stiege in der Mitte des Gebäudes liegt, so wird über den Eingängen auf Vorder- und Rückseite Raum für zwei kleinere Zimmer gewonnen. In dem Mittelraume des ersten Stocks ist eine Abtheilung für ein Badezimmer und Waterclosets eingerichtet. Aus diesem Grunde springt Erdgeschoß und erster Stock in der Regel nach dem Hofe zu um 8—10 Zoll vor und bildet durch die platte Bedachung eine Art Balkon für den zweiten Stock.

„Jedes Zimmer ist mit Gasbeleuchtung versehen und hat laufendes warmes und kaltes Wasser. Die Wasserleitung ist nämlich so eingerichtet, daß ein Arm derselben in einen am Herde angebrachten großen Behälter mündet, wo das Wasser durch das gewöhnliche Küchenfeuer erhitzt und durch den nachwirkenden Druck der Leitung nach den geöffneten Röhren im obern Hause getrieben wird. Da die amerikanische Küche drei Mahlzeiten vorschreibt: morgens Kaffee oder Thee mit warmen Fleisch- oder Eierspeisen, mittags ein paar Fleisch- oder ähnliche Gerichte, abends ein Haupt-

essen mit den unerlaßlichen Pics (Pasteten, Kuchen u. s. w.), so fehlt es selten an warmem Wasser, um dem Bedürfniß aller Bewohner nach warmen Bädern u. s. w. zu genügen. Der Bodenraum ist zu Kammern und zu einer Oberlicht-anlage für die Stiegen benutzt. Auf demselben Raume mehr und zweckmäßiger einzurichten, möchte dem erfindungs-reichsten Baumeister nicht gelingen. Alle Bauten sind massiv, in vielen Städten rein aus Backsteinen, anderwärts mit Quadern untermischt, hin und wieder, wie in Neuyork und Philadelphia, aus geschliffenem Granit oder Marmor. Die Fußböden der Zimmer dürfen in keinem anständigen Hause ohne durchgehende Teppiche sein. Die Heizung geschieht meist durch Kamine. Obgleich der Winter anhaltend und streng ist und man nur Steinkohlen brennt, so zieht man doch die luftigen Kamine den Oefen vor. Sorge für Luft und Wasser sind die beiden lobenswerthesten Vorzüge der neuern amerikanischen Städteanlage. Jede Stadt, und wäre sie noch so jung, denkt vor allem an Wasserleitung und neben den breiten Straßen an freie Plätze!"

Trotz der erreichten Höhe ist aber die Wohnungsfrage bei uns eine noch so viel besprochene, als ob wir erst den Anlauf nehmen sollten, überhaupt ein befriedigendes Resultat zu gewinnen. Wir nehmen hier keine Beziehung auf die durch Uebervölkerung und Zusammenfluß von Menschen in den größern Städten ausgebrochene sogenannte Wohnungs-noth, eine nachtheilige Folge der ganzen Zeitlage, welche in sich selbst das beste Gegenmittel finden wird. Tiefer sind die Gründe dafür zu suchen, daß es uns überhaupt in unsern Wohnungen, so trefflich diese an sich sein mögen, nicht mehr behaglich werden will, und demgemäß wol auch fernher Abhülfe für dieses Uebel zu holen. Zunächst wur-zelt dasselbe freilich auf dem nämlichen Grunde der Zeit-verhältnisse. Bei der stattfindenden Umlagerung der bürger-

lichen Gesellschaft sehen sich zu viele Menschen auf fremden Boden versetzt, wo es schwer wird, bald wieder heimisch zu werden. Wir wohnen in den seltensten Fällen mehr auf eigenem Grund und Boden; verbringen unsere Tage weder im älterlichen Hause, noch bauen wir für unsere Kinder; keinerlei Sympathie des Herzens bindet uns mehr an die Räume, die im weitern Sinne den Leib unsers Lebens bilden. Als ob die Entscheidung der Frage bei ihnen liege, streiten unsere Architekten darüber, in welchem Stil gebaut werden solle. „Der eine probirt es", um uns der Redeweise Riehl's zu bedienen, „mit der Gothik, der andere mit der Renaissance, ein dritter mit dem griechisch-römischen, ein vierter mit dem byzantinischen Stil, ein fünfter gar mit dem Zopf." Ein anderer Zeus Soter findet den Grund des Uebels darin, daß wir von außen nach innen bauen, und räth, umgekehrt, wie man in bessern Zeiten gethan, von innen nach außen zu construiren. Diese Redensart ist in letzter Zeit zum Schlagwort geworden, aber was bedeutet sie? Wo ist das Innere, aus dem wir bauen sollen? Noch im 16. Jahrhundert hielt man sich für glücklich, wenn man sich hinter den festen Mauern der Stadt sicher wußte; dieses Gefühl wurde auf die Bedeutung des Hauses, ja selbst des mit schweren Steinen bedeckten Grabes übertragen. Wir haben uns auf andere Weise gesichert und in diesem Bewußtsein Haus und Stadt geöffnet, die nächste und weitere Nachbarschaft in den Bereich derselben gezogen, soweit Mittel und Empfänglichkeit reichen. Die Umgebung, die Welt ist ein wesentlicher Bestandtheil unserer Wohnung geworden, und soweit dies der Fall, ist sie der blos künstlerischen Gestaltung entzogen. Das lose Einzelbewußtsein hat im geistigen Umschwung der letzten Jahrhunderte sich zum Universalbewußtsein entfaltet, und soviel jeder einzelne theilnimmt an diesem Gewinne

der Zeit, hat er den Schwer- und Ruhepunkt seines Daseins mehr in seiner eigenen Innerlichkeit zu suchen. Die blos empirische Existenz kann sich im Schutze der vier Wände gesichert und behaglich fühlen; das sittliche Bewußtsein nähme die Sorge um die Welt in sein Haus mit hinein, auch wenn dieses nicht geöffnet wäre, daß letztere ihre Strahlen oder Schatten uns nachzuwerfen vermöchte. Unser gegenwärtiges Haus ist trotz aller Mängel, die zu benennen und denen unter günstigen Umständen abzuhelfen, besser eingerichtet, als dies jemals der Fall war. Die Physiognomie, das lebenvolle Aussehen des alten Hauses, welches scheinbar oder wirklich aus einem innewohnenden einheitlichen Geiste hervorgegangen, darf uns nicht täuschen. Bei genauerer Untersuchung stellt sich fast jedesmal heraus, daß viel Unbeholfenheit und Flickwerk beim Baue mit im Spiele waren. Wenn es uns jetzt in unsern Wohnungen weniger gefällt, liegt der Grund wahrscheinlich nicht in diesen, sondern in uns selbst. Vielleicht ist unser Jahrhundert nicht mehr dazu angethan, daß wir überhaupt mit Behagen leben, wohnen. Es geht ja oft so, daß wir ein Gut mit Ernst und Eifer erstreben und, wenn wir es erlangt, seiner nicht mehr froh werden können, weil wir in der Arbeit auch die zum Genuß erforderliche Kraft aufgezehrt. Wir überspringen sogleich das Gebiet moralischer Betrachtungen, das dem ebenberührten Ausgangspunkte in endloser Perspective sich anschließt. Der Materialismus, in welchem nicht wenige das Uebel unserer Zeit erkennen wollen, ist ein Stadium natürlicher Entwickelung, durch welches auch Babylon und die hundertthorige Thebe, Athen und Rom ihren Durchgang nahmen und das weder die Propheten noch Demosthenes' Beredsamkeit, weder Juvenal's Satire noch Tacitus' ernste Mahnung beiseitezuschieben vermochten, dem auch die modernen Chiliasten keine andere

Wendung geben werden, als in seiner Natur vorgezeichnet liegt. Dem Christenthume, in welchem manche die Bürgschaft einer bessern Zukunft erblicken, fehlt bei uns wie anderswo die einzige, von ihm selbst aufgestellte Bedingung des Erfolgs, die Wirklichkeit. Wir haben, uns zu halten und zu fördern, im Augenblicke nichts als uns selbst, unsere Staatsweisheit und den Augenblick, für welchen sie ausreicht. Die Hast, mit welcher die Menge sich zum Genusse des letztern drängt, scheint für seine Kürze, die geringe Befriedigung, welche sie inmitten des Genusses empfindet, für das geringe Vertrauen zu sprechen, das man auf die erstere setzt. Auf Grund einer noch ausreichend vorhandenen natürlichen Unterlage, im Angesicht einer großen, die Welt und ihn selbst über den damaligen Gesichtskreis weit hinaustragenden geistigen Bewegung konnte der Bürger des 16. Jahrhunderts auch in der Enge seiner häuslichen Verhältnisse Wohlsein und Genugthuung empfinden; wenn wir Einsicht genug haben, unsere Theorien und Praktiken nicht mit jenem wirklich vorhandenen, warm pulsirenden Leben zu verwechseln, müssen wir wol eingestehen, daß ein wahrhaftes, ersprießliches Ziel uns gegenwärtig um so ferner liegt, je mehr Phantome sich an dessen Stelle drängen. Einige Einsicht in das Wesen geschichtlicher Processe belehrt andererseits nicht weniger, daß geistig-sittliche Gärungen nur so lange in reellen Gestaltungen sich bewegen, als ihnen durch die Natur gegebene Unterlagen zu Gebote stehen, eine unabweisbare Forderung, welcher unser immer dürrer und kahler werdender Boden für lange Zeit schwerlich mehr entsprechen wird. Eine Aussicht, von deutscher Seite die Weltgeschichte fortgeführt zu sehen, wäre, wenn Preußen den gehegten Gedanken einer Colonisirung zur Verwirklichung brächte, wenn unter dem

Schutze seiner Ordnung deutsches Wesen auf einen Grund verpflanzt würde, auf welchem noch der Hauch der ersten Schöpfungstage belebend und segnend fortwirkte. Doch betreten wir mit dieser Frage ein Gebiet, das dem Ausgange unserer Betrachtung zu fern liegt, als daß wir hier sie weiter verfolgen dürften.

Anmerkungen.

---

1) Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, XIII, Sp. 356, (Nürnberg 1866).

2) Tacitus, Germania, XLVI (G. A. Ruperti, S. 201).

3) Abhandlungen der naturhistorischen Gesellschaft zu Nürnberg, III, 30 (Nürnberg 1864).

4) Lindenschmit, Die vaterländischen Alterthümer der fürstlich hohenzollernschen Sammlungen zu Sigmaringen (Mainz 1858), S. 151.

5) Lisch, Pfahlbauten in Mecklenburg (Schwerin 1865).

6) Krause, Deinokrates oder Hütte, Haus und Palast, Dorf, Stadt und Residenz der alten Welt (Jena 1863).

7) Herodot, III, 97.

8) Strabo, XVI, 4, 17; XVII, 1.

9) Wetzstein, Reisebericht über Hauran und die Trachonen, S. 44.

10) Russegger, Reisen in Europa, Asien, Afrika u. s. w. (Stuttgart 1841—50), Thl. I, 1, S. 367.

11) Ker Porter, Reisen in Georgien, Persien, Armenien u. s. w., S. 541 fg.

12) Dubois de Montpereux, Voyage au Caucase etc., IV, S. 1—6.

13) Pausanias, X, 17, 2. Vgl. auch Diodor, V, 15.

14) Strabo, XI, 5. Casaub., 506.

15) Pompon. Mela, II, 1.

16) Schötensack, Ueber die Thraker, als Stammväter der Gothen und die verschiedenen Verzweigungen des gothischen Völkerstammes (Stendal 1861).

17) Am. Marcellinus, XVII, 1.

18) Dünnhaupt, Beiträge zur Deutschen Niedersächsischen Geschichte und deren Alterthümern (Helmstedt 1778).

19) Rotenhan, Geschichte der Familie Rotenhan älterer Linie (Würzburg 1865), Thl. 1.

20) Pausanias, X, 32, 3.

21) Fallmerayer, Fragmente aus dem Orient (Stuttgart 1845), I, 160 fg.

22) Layard, Ninive und seine Ueberreste (übersetzt von Meißner, Leipzig 1850).

23) Herodot, III, 78.

24) Strabo, XVI, 1 fg.

25) Rámájana, I, 5, 6 fg.; II, 55, 20.

26) Plinius, Hist. nat., VI, 24.

27) Flavius Philostratus, Leben des Apollonius von Tyana, II, 23.

28) Volney, Reise nach Syrien und Aegypten (deutsche Uebersetzung; Jena 1788), II, 163 fg.

29) Diodor, XX, 44.

30) Diodor, XVI, 44, 45.

31) Josephus, Bell. Judaic., IV, 1, 4.

32) Diodor, I, 51.

33) Abgebildet in Weiß' Costümkunde. I, 1. S. 65.

34) Diodor, I, 45.

35) Solche sind abgebildet in Weiß' Costümkunde, I, 1, S. 67.

36) Apollonius, Argonaut., III, 237.

37) Nach der Angabe Vitruv's in der Beschreibung des griechischen Hauses.

38) Petersen, Der Hausgottesdienst der alten Griechen (Kassel 1851), S. 8.

39) Demosthenes, De contribut. (Ster. ed.), I, 187.

40) Krause, Deinokrates, S. 522.

41) Das Atrium in seinen verschiedenen Gestaltungen wird von römischen Schriftstellern häufig angeführt. Vitruv handelt davon im 6. Buche.

42) Cicero, Pis., I, 1.

43) Plinius, Hist. nat., VI, 24.

44) Abgebildet in Weiß' Costümkunde, I, 2, S. 1176, Fig. 495, 1.

45) Vgl. die häufig gegebenen Grundrisse und Ansichten, unter andern in Krause's Deinokrates, wo im „Verzeichniß der Abbildungen" die Quellen zusammengestellt und kritisch beleuchtet sind.

46) Zumpt, Ueber die bauliche Einrichtung des römischen Wohnhauses (Berlin 1852), S. 19.

47) Scherben von Glasplatten sind zu Herculanum gefunden; eine vollständige Scheibe hat sich in Pompeji erhalten. S. Anm. 68.

48) Das Hypocaustum wurde in Italien selbst vorzugsweise bei Bäderanlagen angewandt. S. Weiß' Costümkunde, I, 2, S. 1238.

49) Bäumer, Ueber das bürgerliche Wohnhaus bei den Griechen u. s. w. (Stuttgart 1862).

50) Aeschylos, Prometheus, V. 710 fg.

51) Strabo, VII: „In casis habitant, structura in unum diem constantibus, cibus eis a pecore plurimus, ut et nomadibus etc." (übers. von Cleffel).

52) Cäsar, De bell. gall., VI: „Civitatum maxima laus est, quam latissimas circum se vastatis finibus solitudines habere."

53) Strabo, VII: „Urbium loco ipsis sunt nemora; arboribus enim dijectis, ubi magnum circulum sepiverunt, ipsi casas ibidem sibi ponunt et pecori stabulas condunt, ad usum quidem non longi temporis."

54) Cäsar, De bell. gall., V.: „Oppidum Britanni vocant, cum silvas impeditas vallo aut fossa muniverunt."

55) Cäsar, De bell. gall., VI: „Vitandi aestus causa nemorum ac fluminum petunt propinquitates."

56) Tacitus, Germania, XVI.

57) Waitz versteht in seinen Vorlesungen über die Germania unter der von Tacitus erwähnten „materia informi" eine Mischung von Lehm und Stroh.

58) Tacitus, Germania, XVI.

59) Das Original befindet sich gleichfalls zu Berlin und ist in Gipsabgüssen verbreitet.

60) Tacitus, Hist., IV.

61) Am. Marcellinus, XVIII, 2. Mit ihm stimmt der gleichzeitige Herodian, VI, 2, überein.

62) Capitul. Carol. M. 785 leg. VI, 797 leg. VIII.

63) Tacitus, Germania, XX.

64) Saxo Grammaticus, Hist. Dan., V, IX und VII.

65) Keller: Bauriß des Klosters Sanct-Gallen vom Jahre 820 u. s. w. (Zürich 1844).

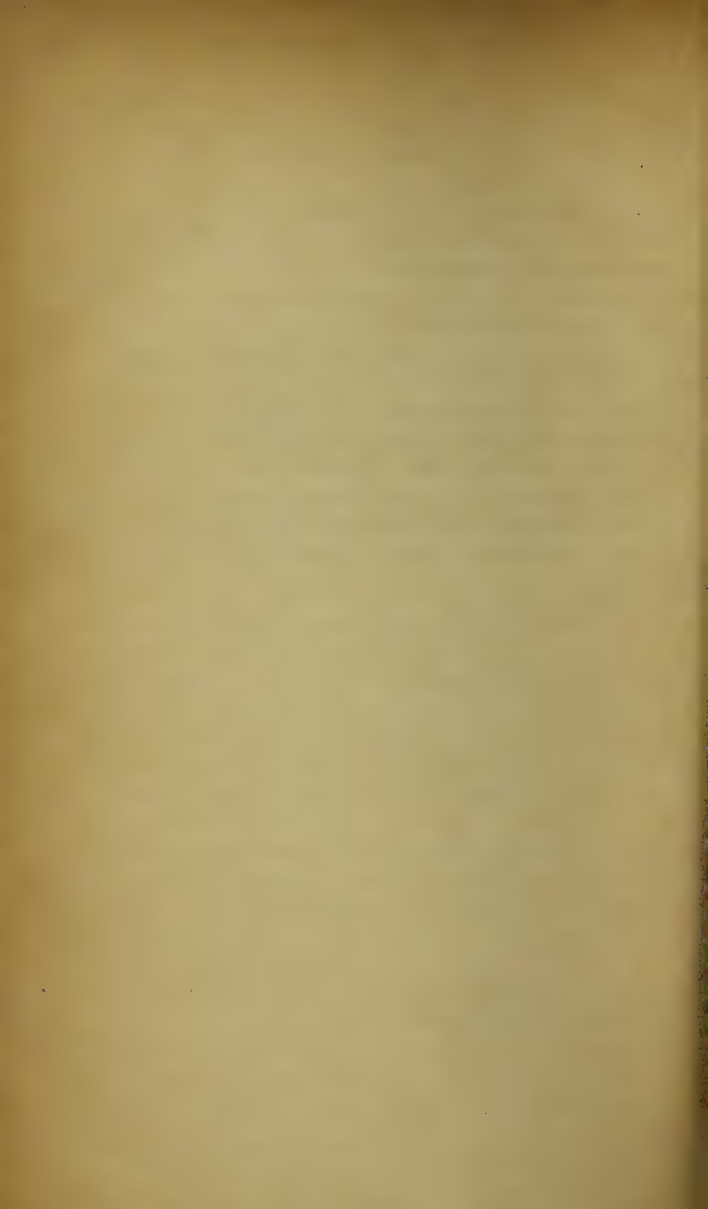
66) Mithoff, Archiv für Niedersachsens Kunstgeschichte (Hannover 1849), I und III.

67) Eye, Leben und Wirken Albrecht Dürer's (Nördlingen 1860), S. 7.

68) Weitläufiger handelt über diesen Gegenstand Jak. Falke in den Mittheilungen der k. k. Centralcommission (Wien 1863), VIII, 1.

69) Eye, Leben und Wirken Albrecht Dürer's, S. 384.

70) Engelhardt, Herrad von Landsperg und ihr Werk (Stuttgart und Tübingen 1818; Abbildungen); Strutt, Angleterre ancienne (übersetzt von Boulard; Paris 1789) u. a.



Die beiden Foscari.

(Wahrheit, nicht Dichtung.)

Von

Karl Hopf.



Unter den zahlreichen Staatsprocessen der Republik Venedig, denen wir namentlich im 14. und 15. Jahrhundert begegnen, sind es vor allen drei, welche schon seit Jahrhunderten Geschichtschreiber und Dichter gefesselt haben. Zunächst die Nothwehr, welche die in ihren Grundfesten bedrohte Aristokratie zwang, über den greisen Dogen Marino Falier das Todesurtheil zu sprechen; dann gleichfalls angebliche Nothwehr gegenüber dem einst hochverdienten, schließlich unzuverlässigen Abenteurer Grafen Carmagnola; endlich jene Kette von Verfolgungen, unter denen das Haus Foscari, das Geschlecht des stolzesten Dogen Venedigs, zu Grunde ging. Aber wenn in den beiden erstern Fällen das allgemeine Urtheil sich so ziemlich zu Gunsten des Gerichtshofes der Zehn, der jene Bluturtheile aussprach, entschieden hat, ist man, was die Foscari anbetrifft, wenigstens bei uns noch meist geneigt, in dem verurtheilten Sohne, in dem entthronten Vater die schuldlosen Opfer einer langgesponnenen Intrigue, eines von Willkür strotzenden, von Parteileidenschaft beeinflußten Tribunals zu erkennen. Ich habe früher an diesem Orte versucht, das Wesen des Raths der Zehn und der aus seinem Schose hervorgegangenen Staatsinquisition auf Grund echter Quellen darzulegen. Heute hoffe ich, indem ich die gegen das Haus Foscari

geführten Processe einer sorgfältigern Beleuchtung unterziehen will, gewissermaßen einen Commentar zu dem dort Gesagten liefern zu können.

Alle ältern Darstellungen der venetianischen Geschichte, leider auch noch einzelne neuere, sind fast ausschließlich auf die uns gedruckt vorliegenden Chroniken basirt, unter denen hier lediglich des jüngern Marino Sanudo „Lebensbeschreibungen der Dogen" in Betracht kommen. So wichtig dieses Werk auch an sich ist, so sind doch nur einzelne Theile desselben ganz aus zuverlässigen Urkunden geschöpft; gar vieles beruht auf Familientradition und schriftliche Aufzeichnung einzelner Zeitgenossen. Trotzdem hat Sanudo auch für die Geschichte der Foscari bis heute fast als ausschließliche Quelle gegolten; das unverkennbar Romantische, welches seine Darstellung in sich trägt, hat ihn zum Liebling der Dichter und jener Art Historiker gemacht, die, wie Daru, besser den Romanschreibern als den Geschichtsforschern zugezählt würden. Aus Sanudo schöpfte Lord Byron sein ergreifendes Drama, das freilich bei aller Fülle von Ideen der poetischen Gerechtigkeit gar zu sehr entbehrt; auf Sanudo stützte sich Piave in jenem bekannten Libretto, welches durch Maëstro Verdi's Composition weit über die Grenzen Italiens hinaus bekannt geworden ist. Erst in unsern Tagen, seitdem das Archiv Venedigs mehr und mehr durchforscht worden ist, und auch die ängstlich gehüteten Protokolle des Raths der Zehn, die geheimnißvollen Misti, einheimischen und fremden Forschern zugänglich geworden sind, versuchten zwei italienische Gelehrte, die gäng und geben Ansichten über den angeblich an dem jungen Foscari verübten Justizmord auf Grund dieser unwiderlegbaren Urkunden hin zu berichtigen. Der erste war Francesco Berlan aus Venedig, der in seinem 1852 erschienenen Buche[1]) die meisten auf diese Processe bezüglichen Acten des Archivs der Zehn

herausgab und danach eine Darstellung derselben versuchte, die jedoch, weil zu polemisch gehalten, nur wenig befriedigen kann. Werthvoller ist in dieser Beziehung die freilich nur zu kurze Behandlung der Sache in der ersten kritischen Geschichte der Republik[2]), welche den zu früh verstorbenen Samuele Romanin zum Verfasser hat. Allein beiden sind einzelne höchst wichtige Fingerzeige in den Actenstücken selbst völlig entgangen, und so dürfte denn eine neue Behandlung des Gegenstandes hier um so eher nicht unberechtigt sein, als die Forschungen jener italienischen Gelehrten bis heute bei uns noch nicht im Stande waren, die alten poetischen, von Daru sanctionirten Vorurtheile in Bezug auf die Republik Venedig und ihre Institutionen auszurotten. Unabhängig von beiden habe ich vor Jahren die Misti des Raths der Zehn selbst aufs genaueste durchforschen können; die dabei gewonnenen Resultate liefere ich auf den folgenden Blättern.

1) Der Doge Francesco Foscari und das Haus Loredano.

Um das Jahr 1420 hatte die Republik Venedig den Höhepunkt ihrer Macht erreicht. Im Innern vor jeder gewaltthätigen Erschütterung gesichert, im vollen Besitze ihrer orientalischen Colonien und des orientalischen Einflusses, seitdem Pietro Loredano 1416 die Flotte der Türken bei Kallipolis besiegt, hatte sie durch glückliche Kriege gegen die Carraresen auch auf dem italienischen Festlande sich nicht unbeträchtlich erweitert. „Fast bis zum Himmel reiche“, so sang damals ein plebejischer Poet[3]), „ihr Haupt; einst klein, sei sie nunmehr so groß geworden, daß die ganze Welt ringsum sich vor ihr beuge, und sie als Königin über allen Reichen der Welt throne.“ Ausführlich schildert derselbe dann die alten Besitzungen und neuen Eroberungen

der Republik sammt derer zahllosen Reichthümern, den Handelsverkehr der fremden Nationen am Rialto, die prächtigen Kauffahrteiflotten, welche aus allen Theilen der Welt die kostbarsten Producte nach diesem Stapelplatze bringen, die Fülle von Früchten und Fischen, die man auf den Märkten sehe, die schmucke Tracht der Männer und Frauen, die Ehrfurcht, die man überall der freien Meereskönigin zolle. Gewissermaßen ergänzt wird dieses statistische Bild durch jene Rede, welche der sterbende Doge Tommaso Mocenigo 1423[4]) an die ihn umstehenden Patricier richtete. Mit mehr als 3000 Schiffen beherrschte die Eine Stadt das Mittelmeer; über 1000 Edle hatten eine Jahreseinnahme von 700—4000 Dukaten. „Fahrt fort, als Handelsvolk thätig zu sein, streitet wacker gegen den ungläubigen Erbfeind und bleibt dem alten Princip der Nichtintervention in die italienischen Angelegenheiten getreu, solange es Ehre und Gerechtigkeit gestatten", war der Kern seiner Rede. „Wählt", fuhr er fort, „zu meinem Nachfolger, wen ihr wollt; den trefflichen Marino Caravello, für den gereifte Erfahrung und erprobter Patriotismus sprechen, den braven Francesco Bembo oder Giacomo Trevisani; auch Antonio Contarini, Faustino Michieli und Albano Badoer sind weise und dieser Ehre werth. Aber hütet euch vor Francesco Foscari; bei aller Klugheit ist er ein exaltirter Kopf, dessen Sachen in schlechter Ordnung sind; er fängt vielerlei an und fördert wenig. Macht ihr ihn zum Herzog, so werdet ihr in ewigem Kriege leben. Wer jetzt 10000 Dukaten besitzt, wird bald nur 100, wer 10 Häuser hat, nur eins behalten; Gold und Silber, Ehre und Ansehen gehen dahin, und aus freien Männern werdet ihr Sklaven euerer Söldner werden. Ich habe nicht umhin gekonnt, euch meine Ansicht zu sagen; Gott gebe euch Einsicht, auf daß ihr den besten wählen und in Glück und

Frieden leben möget!" Am 4. April starb Mocenigo; sechs Tage später versammelten sich die Einundvierzig zur Wahl eines neuen Fürsten. Allein an den ergrauten Caravello dachte niemand; die Stimmen theilten sich zwischen Foscari, dem jüngsten der Wahlherren, und dem großen Seehelden Pietro Loredano, der mit Mocenigo die altvenetianische Ueberzeugung theilte, daß der Schwerpunkt der Republik nicht in Italien, sondern in den griechischen Colonien zu suchen sei, der Brücke zwischen der Lagunenstadt und zweien Erdtheilen. Erst schien sich der Sieg auf seine Seite zu neigen; da führte Albano Badoer, ein entschiedener Anhänger Foscari's, an, daß Loredano als Admiral unentbehrlich; es sei nicht mehr Mode, daß der Doge selbst die Flotte führe; zudem könne er, da er noch jung sei, noch immer diese Würde erreichen. Letzteres paßte nun freilich ebenso gut auf Foscari; allein die Heftigkeit, mit der sich Loredano zu rechtfertigen suchte, schadete seiner Sache nicht minder, als die Invective seines Freundes Pietro Orio gegen Foscari, den er als dürftig, mit Nachkommenschaft überreich gesegnet und Friedensstörer bezeichnete. Bulgaro Vitturi widerlegte diese Behauptung, indem er nachwies, daß Foscari gegen 150000 Dukaten Vermögen besitze; er habe auf Reisen und Gesandtschaften sich reiche Erfahrungen gesammelt und als Procurator vielfache Beweise von Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit gegeben. Ob nebenbei einzelne der Wahlherren auch dem Gelde des ehrgeizigen Foscari zugänglich waren, ob andere sich durch Anweisung auf Staatsgüter gewinnen ließen, wie man hier und da munkelte, mag dahingestellt bleiben; genug, bei der achten Abstimmung siegte Foscari am 15. April über Loredano mit nur Einer Stimme Majorität; tags darauf wurde seine Wahl dem Volke Venedigs einfach angezeigt, ohne daß, wie es bis dahin üblich, die freilich schon seit lange

zur bloßen Formalität herabgesunkene Zustimmung des Arengo (der Volksversammlung als Vertreterin des gesammten Venedigs, nicht blos des regierenden Patriciats) eingeholt worden wäre.

Francesco Foscari war im Jahre 1373 geboren; seine Jugend hatte er an dem stolzen Hofe der Mamluken zu Kairo verlebt, wo sein Vater vor dem strengen Richterspruche der Vaterstadt ein Asyl gesucht. Heimgekehrt hatte er sich 1395 mit Maria Priuli vermählt und bald angefangen, in üblicher Weise sich um die patricischen Staatsämter zu bewerben. Im Jahre 1400 ward er Mitglied des hohen Gerichtshofes der Quarantia; als Haupt derselben betheiligte er sich eifrigst bei Vertilgung der verhaßten Carraresen und Annexion des langbegehrten Padua. Dann finden wir ihn als Kapitän in Feltre und Vicenza, als Mitglied, Haupt und Inquisitor des Raths der Zehn, als Kriegsminister und Avvogadore; daneben verrichtete er verschiedene Gesandtschaften, so 1409 bei den Tyrannen von Parma und Cremona, 1413 bei Kaiser Siegmund, 1414 und 1415 bei verschiedenen italienischen Städten, 1418 — nachdem er bereits am 26. Jan. 1416 die hohe Würde eines Procurators von San-Marco erhalten — bei Papst Martin V., und andere. Seine Ehe mit Maria Priuli blieb kinderlos; 1415 ging er eine neue mit Maria Nani ein, die ihm, dem bisher nur dürftigen Patricier, ein reiches Vermögen zubrachte. Neun Kinder entsproßten ihrer Verbindung; fünf Töchter, die sich mit den Nobili Pietro Bernardo, Andrea Trevisani, Jacopo Donato, Sebastiano Giustiniani und Marco Ruzzini vermählten, und vier Söhne, von denen drei in jungen Jahren von der Pest fortgerafft wurden[5]), und Jacopo, des Vaters höchster Stolz und einzige Hoffnung. Funfzig Jahre zählte Francesco, als er das Dogat, das Ziel seines Ehrgeizes, erreichte; im

kräftigsten Mannesalter stehend, hatte er doch sich nicht reife Besonnenheit erkämpft; in manchen Dingen war er noch sanguinisch wie ein Jüngling. Und nur zu bald sollten sich Mocenigo's bange Ahnungen erfüllen.

Dem rastlosen Geiste des neuen Herrn war das bescheidene Gebiet, das Venedig auf dem Festlande besaß, zu eng; er strebte nach der Herrschaft über die ganze Halbinsel, auf der neben ohnmächtigen Republiken und tyrannischen Duodezfürsten bereits Fremdherrschaft sich einzunisten begann. Aber wie ließ sich Italien zwingen, da man kein nationales Kriegsheer besaß, sondern unzuverlässige Söldner in Dienst nehmen mußte, deren Führer nur zu bald merkten, wo die schwache Seite des alternden Staats war, und lediglich den eigenen Vortheil verfolgten! Man gewann Brescia, Bergamo, Cremona, Ravenna; aber nur ein Gewaltstreich konnte den Staat erretten vor den nie ausgesprochenen, nur gedachten Entwürfen des übermächtigen Carmagnola. Filippo Maria Visconti, seines blutigen Stammes letzter, bedrohte von seiner Herzogsstadt Mailand aus fortwährend die verhaßte Nachbarrepublik; mit Foscari stimmte er darin überein, daß Italien eins werden müsse; aber die Frage war, ob unter dem Tyrannen, ob unter der alten Aristokratie Venedigs. Mit Waffen und mit Gift bekämpfte man sich gegenseitig. Darüber ließ Venedig den Orient aus den Augen; die Wurzeln seiner Seemacht begannen zu verdorren. Mit stiefmütterlicher Kargheit nur bedachte Foscari die Colonien in der Levante, die doch so eigentlich „der Republik rechtes Auge und rechte Hand" waren; man reducirte die Truppen in den dortigen Festungen, soweit es nur eben thunlich erschien; für Erbauung von Forts, Herstellung von Mauern und Thürmen, Verstärkung der Flotte war kein Geld übrig; alles verschlang der unsinnige Landkrieg. Da war es denn kein Wunder, wenn das 1424 von dem Despoten Andronikos

Paläologos gekaufte Thessalonich schon nach sechs Jahren eine Beute der Osmanen wurde; mußte doch sogar Pietro Loredano, der dieselben jüngst noch einmal an der kleinasiatischen Küste geschlagen, 1431 durch einen Landsieg bei Rapallo die bedrohte Vaterstadt gegen das stets eifersüchtige Genua sichern. Dieser Erfolg häufte neue Lorbern auf das Haupt des alten Seehelden, fachte aber auch zugleich die Eifersucht zwischen ihm und dem Dogen aufs neue an. „Solange Loredano lebt, bin ich nicht Herr", soll Foscari verwegen wiederholt geäußert haben; um die Tragweite dieses Wortes zu verstehen, genügt es, an Heinrich II. von England und den „üppigen Priester" Thomas a Becket zu erinnern.

Der erste Schlag freilich bedrohte den Dogen sicher ohne des Rivalen Zuthun. Andrea Contarini, dem durch Foscari's Einfluß ein angesehenes Amt, das des Golfkapitäns entgangen, versuchte ein Attentat am 11. März 1430[6]); er endete am Galgen. Allein eine gewisse Schwüle lastete seitdem auf Venedig, die seit Loredano's Sieg bei Rapallo nur im Zunehmen begriffen war. Im Innern rissen beklagenswerthe Wirren ein; es bildeten sich Cameraderien, die womöglich unter des Dogen Aegide einträgliche Staatsämter zum Familienmonopol machen wollten — die ersten Anfänge jener Käuflichkeit, die einst die römische, dann die ihr so geistesverwandte venetianische Republik für das Cäsarenthum reif machte. War es unter so bedenklichen Anzeichen dem Dogen Foscari damit Ernst, oder war es nur wohlberechnete Heuchelei, genug, er reichte am 27. Juni 1433 seine Dimission ein, damit man einen würdigern Nachfolger wähle. Allein seine sechs Beiräthe, ohne deren Zustimmung kein Regierungsact von ihm vollzogen werden konnte, erhoben Protest und verwiesen ihn auf die von ihm beschworene Constitution, zufolge der nur die Majorität des Großen

Raths ihn von seinem Eide auf die Verfassung entbinden könne; er blieb Herzog. Ein neues Gesuch um Entbindung vom Dogenamte, infolge vorgerückten Alters und schwerer häuslicher Leiden, ward ebenso 1442 abschlägig beschieden; nachdem er drei Tage lang sich der Regierung enthalten, entschloß er sich am 29. Juni dazu, wieder den Räthen zu präsidiren; ein drittes, angeblich 1446 eingereichtes Entlassungsgesuch ist ebenso wenig wie die frühern dem nach der alten Praxis in diesem Punkte allein maßgebenden Großen Rathe vorgelegt worden. Er, der wiederholt freiwillig das Amt eines höchsten Staatsdieners in die Hand des souveränen Patriciats der Republik niederzulegen bereit war, sollte schließlich durch Machtspruch des höchsten Tribunals derselben aus seinem Herzogspalaste ausgetrieben werden.

Sein alter Gegner Pietro Loredano war schon am 11. Nov. 1438 gestorben; dessen Sohn Jacopo zählte damals 44 Jahre. Schwerlich hatte Pietro die Zurücksetzung vergessen, die ihm 1423 trotz seiner hohen Verdienste um die Vaterstadt widerfahren; allein ebenso klug wie patriotisch verbarg er die verletzte Eitelkeit. War er sich doch bewußt, daß seine Grundsätze in Bezug auf die maritime Politik dieselben waren, welche seine Vaterstadt groß gemacht hatten, und deren Aufgeben unfehlbar früher oder später ihren Untergang nach sich ziehen mußte. Darum war er auch der Abgott der Flotte; noch 1438 hatte er durch sein bloßes Erscheinen, durch seine beredte Ermahnung eine drohende Pöbelrevolte beschwichtigt. Wenige Tage darauf starb er am Fieber. Sein Bruder Marco, der unlängst des Dogen Schwiegersohn Andrea Trevisani wegen schmählicher, in Legnago verübter Erpressungen vor Gericht gefordert und seine Verurtheilung zu zwei Jahren Kerkerhaft und 1000 Dukaten Strafe durchgesetzt hatte, folgte ihm noch im

nämlichen Jahre ins Grab. Das mußte verdächtig erscheinen, zumal da auf Pietro's Grabmal in der Kirche auf Santa-Elena zu lesen stand: „er sei durch die Tücke seiner Feinde mit Gift aus dem Wege geräumt". Wer waren aber diese Feinde? Vielleicht die Visconti, gegen die Loredano jüngst noch Venedigs Truppen geführt; allein anders urtheilte der Volksmund, anders die spätere Zeit. Es ist kein Zweifel, daß Macchiavelli ihn im Auge hat, wenn er erzählt[7]), ein Patricier habe einen Matrosentumult, dessen keine Behörde Herr werden gekonnt, sofort gestillt, indem alle ihn zu sehr respectirten; das habe aber dem Senat solchen Verdacht gegen einen Bürger, der mehr Einfluß als die Obrigkeit bei der Masse besitze, erregt, daß man sich bald seiner, sei es durch Einkerkerung, sei es durch Ermordung, versichert habe. An den Senat war freilich dabei ebenso wenig zu denken wie an den Rath der Zehn; das Volk, das Loredano so sehr liebte, dem seine und Foscari's alte Rivalität recht wohl im Gedächtniß war, beschuldigte den Dogen. „Umsonst habe man versucht, durch eine Heirath zwischen Loredano's Sohne und einer der Töchter des Fürsten die alte Feindschaft auszutilgen; seitdem dann Pietro und Marco gestorben, habe Jacopo Loredano den Dogen in seinen Contobüchern als seinen Schuldner aufgeführt, der ihm für des Vaters und Oheims Tod Rechnung ablegen müsse." Offenbar haben wir hier eine Volkssage, wie sie sich eben damals in Venedig gar leicht bilden konnte; aber fassen wir die Energie ins Auge, mit der Loredano's Erben die Vernichtung der Foscari betrieben, die Pausen in ihrer Verfolgung, sobald ihr Geschlecht nicht im Rathe der Zehn vertreten war, so müssen wir doch auch den neuesten venetianischen Arbeiten gegenüber bekennen, daß die Loredani nicht jene antiken Catonen waren, die, wie es freilich im Geiste des alten Venedigs war, lediglich des

Vaterlandes Ehre und Vortheil verfolgten, sondern daß sie zugleich mit dem Interesse der Republik ihre eigensten Interessen, ererbten Haß gegen den Dogen und sein Haus, recht wohl zu vereinigen verstanden.

Noch 1441 stand Foscari in vollem Glanze da; fürstlicher und prunkvoller hatte seit Jahrhunderten kein Doge geschaltet. Vereinzelte Mahnungen, daß vor dem Tode niemand glücklich zu preisen sei, fanden ihn taub. Am 10. Febr. desselben Jahres[8]) feierte sein Sohn Jacopo seine Hochzeit mit Lucrezia, des reichen Leonardo Contarini von San-Barnaba Tochter; königlicher Pomp ward bei dem Feste, wie Venedig lange kein ähnliches gesehen, entfaltet; auf dem Markusplatze ein herrliches Turnier, in dem auch Francesco Sforza, der spätere Herzog von Mailand, des Hauses Foscari alter Freund, eine Lanze brach. Eine zahlreiche Dienerschaft, wie man sie sonst bei den Söhnen des Dogen nicht zu finden gewohnt war, wurde alsbald in Jacopo's Dienste genommen, besonders viele deutsche Lakaien. Die Fremden gefielen den alten Venetianern nicht; bald hörte man munkeln, solche Miethlinge möchten wol auch gelegentlich den Dienst als Bravi versehen. Sonst war in Jacopo's Erziehung nichts vernachlässigt worden; er war ein geweckter, lebensfroher Jüngling, nur zu leichtfertig, noch mehr sanguinisch als der Vater, bei dem das vorgerückte Alter seine Rechte geltend zu machen begann. Er galt sogar für einen Gelehrten; ein Ruhm, nach dem damals die besten Patricier Venedigs nicht minder als die Fürsten Italiens, die Visconti, Gonzaga, Aragonier, Medici trachteten. Er stand im Briefwechsel mit manchen hervorragenden Humanisten, mit Francesco Barbaro und Poggio Bracciolini, und sammelte, wie es allgemein Mode war, viele Handschriften alter Classiker mit nicht unbedeutendem Kostenaufwande. Größere Summen freilich noch

verschlang seine prinzliche Hofhaltung. Da kam es denn auch zuweilen zu Geldverlegenheiten, zumal da die Familie Jacopo's sich rasch vermehrte, und der junge Mann, leichtfertig wie er war, sich wenig um die Mittel kümmerte, durch die er sich finanziell oben erhielt.

Allein schon im Jahre 1229, gelegentlich der Promissione des Dogen Jacopo Tiepolo, hatte der Große Rath, damals noch factisch die höchste Gewalt in Venedig, ein strenges Verbot gegen Annahme von Geschenken erlassen. Jeder Beamte, jeder Bürger der Republik mußte unbestechlich sein, vor allen der Doge und sein Haus. Jacopo Foscari frevelte daher ohne Frage gegen des Vaterlandes Gesetze und Ehre, wenn er von Mitbürgern, Plebejern oder Fremden sich für Gunstbezeigungen, die er durch den väterlichen Einfluß durchsetzte oder wenigstens durchzusetzen versprach, bezahlen ließ. Und leider beweisen die Acten des Raths der Zehn seine Schuld in diesem Punkte bis zur Evidenz. Mochten auch die Loredani, die übrigens damals keinen entschiedenen Anhang im Rathe der Zehn hatten — die Würde des Tribunals selbst widerlegt hier jeden Verdacht einer Parteilichkeit — die Gelegenheit, sich zu rächen, gern ergreifen, gewiß bleibt, daß das erste Verdammungsurtheil, welches die Zehn über den einzigen Sohn des Dogen im Februar 1445 fällten, kein unverdientes, vielmehr nach venetianischen Begriffen noch ein ziemlich milder Richterspruch war. Sehen wir darauf hin uns die Urkunden der Zehn selbst an.[9])

2) Erster Proceß gegen Jacopo Foscari wegen Bestechlichkeit.

Die erste Anzeige ging von einem gewissen Michele Bevilacqua aus, welcher, verbannt aus seiner Vaterstadt Mailand, nach Venedig geflüchtet und dort als Spion in

die Dienste der Zehn getreten war; sie betraf zunächst einen deutschen Diener und Vertrauten Jacopo's, Namens Kaspar, der als dessen Unterhändler in diesen ehrenrührigen Dingen fungirt haben sollte. Nicht nur von venetianischen Bürgern habe Foscari Geld genommen, um ihnen Vortheile zu verschaffen, wie von einem, dem er dafür zum Bisthum Concordia verhelfen gewollt, sondern auch sogar von fremden Städten, Condottieren und Fürsten, namentlich von dem verhaßten Herzoge Mailands. Ein vielleicht gleichzeitiges, vielleicht späteres Gerücht brachte ihn sogar mit dem Paduaner Jacopo degli Scrovigni in Verbindung, den die Zehn 1438 mit dem Bann belegt, gegen den sie 1444 einen Mordversuch des Guido de Viadana sanctionirt, und der, wie es hieß, damit umgehe, Padua, das zu erlangen einst so viel Mühe und Blut gekostet, den Visconti zu verrathen. Gewiß höchst bedenkliche Indicien, wohl geeignet, die Decemvirn zu ungesäumtem Handeln zu bestimmen. Am 17. Febr. 1445 versammelten sie sich; alle 17 Mitglieder des Collegs waren berufen, nur nicht der Doge, da ja die Sache sein Haus anging; als Häupter fungirten damals Francesco Loredano, ein naher Verwandter des „vergifteten" Seehelden, Giovanni Memo, Ermolao Donato. Mit zwölf gegen vier Stimmen ward beschlossen, den Kaspar zu verhaften und, wenn nöthig, durch die Folter zu constatiren, wieweit Bevilacqua's Anzeige auf Wahrheit beruhe. Kaspar gestand, daß er die Annahme verschiedener Geschenke vermittelt habe, ebenso ein anderer gleich darauf in Haft genommener deutscher Diener Franz. Dies genügte; um aber bei einer so wichtigen Sache möglichste Sicherheit zu haben, beschlossen die Zehn, wie es in ähnlichen Fällen oft schon geschehen, eine Zonta von zehn der angesehensten Patricier — darunter fünf Procuratoren von San-Marco — zur Berathung zuzuziehen; allen ward strengstes Stillschweigen bei Strafe von

1000 Dukaten und Ausschließung aus allen Rathsversammlungen auferlegt. Schon am Tage darauf, Donnerstag, 18. Febr., verfügte das Tribunal die Verhaftung Jacopo's, da die Zeugenaussagen „sehr wichtige, für der Republik Ehre jedoch höchst schimpfliche und entwürdigende Thatsachen ergeben haben; im Nothfalle sei auch gegen ihn die Tortur zu vollstrecken". Könne Jacopo nicht ermittelt werden, so solle ihn der Doge, dem durch den Großkanzler Mittheilung gemacht wurde, bis zum Sonnabend früh dem Rathe stellen. Jacopo war indeß frühzeitig genug gewarnt worden; schuldbewußt und von der unerbittlichen Strenge der Zehn das Schlimmste befürchtend, war er schon in der Nacht vom 17. auf den 18. Febr. mit einer nicht unbeträchtlichen Baarschaft nach Triest entkommen; der Kapitän des Rialto, ein Albanese Oliverio Sguros, hatte seine Flucht ermöglicht. So mußte denn ein Contumacialverfahren eingeleitet werden. Die spätere Sage, wie wir sie schon bei Sanudo finden, läßt damals den Jacopo in Gegenwart des Vaters alle Qualen der Folter überstehen; die Urkunden beweisen dagegen nicht nur, daß Jacopo damals gar nicht in die Hand der Zehn gerieth, sondern daß es am wenigsten der alte Doge war, der, wie ein zweiter Brutus, über dem verbrecherischen Sohne zu Gericht saß. Nicht genug, daß er an keiner der letzten Sitzungen der Zehn theilgenommen, es ward noch am 19. Febr. ausdrücklich bestimmt, daß in keiner Sitzung, in der Jacopo's Angelegenheit verhandelt würde, der Doge oder irgendein Verwandter zuzulassen sei, und dieselben ebenso wenig jemals als Richter in irgendeiner Sache fungiren sollten, welche eins der dermaligen Mitglieder des Decemvirats oder der Zonta beträfe. Er, der Fürst, mußte sich einfach wie jeder andere Bürger Venedigs dem Ausspruche des Staatsgerichtshofes fügen, der am nämlichen Tage proclamirte, Jacopo solle, wo er nur

immer sich befinde, dingfest gemacht und unter guter Bewachung nach Venedig gebracht werden. Da man ermittelt hatte, daß im Dogenpalaste in einem der Zimmer Jacopo's sich eine Kassette mit Papieren, Edelsteinen und anderm unrechtmäßigem Eigenthume desselben befinde, erging der Vorschlag, den Dogen zur Auslieferung derselben aufzufordern, wurde jedoch, da er das Ansehen des Staatsoberhauptes zu beeinträchtigen schien, von der Majorität verworfen. Unterdessen ward am 20. Febr. das Zeugenverhör fortgesetzt. Die Hauptbelastungszeugen waren ein Marco Bono, Pietro Azolino, ein Priester Angelo de Gronda, Federigo degli Zaccaria aus Verona und dessen Sohn Nicolo, die Nobili Andrea Dandolo, Priamo Contarini und Natale Venier, sowie Crusino Sommaripa, Herr von Andros und Paros und Dreiherr von Euböa, nebst seinen Brüdern; ihre Aussagen sollten mit dem strengsten Geheimniß bedeckt werden. Ob Jacopo von ihnen oder ihren Gegnern Geld angenommen, ersehen wir nicht; jedenfalls aber hatten bei dem langen Processe, den die Sommaripa gegen die Herzoge von Naxos und andere Nebenbuhler geführt, die dem jungen Foscari gemachten Geschenke eine nicht unbedeutende Wirkung gehabt. Im Kerker saßen die deutschen Diener Foscari's; ein Antrag Francesco Loredano's, gegen dieselben aufs neue mit der Folter zu inquiriren, fand nicht die genügende Unterstützung; daher beschloß das Tribunal an demselben Tage mit 20 gegen 6 Stimmen, den Proceß zu schließen. Das Urtheil lautete auf ewige Internirung in der griechischen Colonie und Festung Nauplion. Marco Trevisani sollte mit einer Galere nach Triest gehen, ihn da binnen der nächsten acht Tage in Empfang nehmen und nach Modone führen, von wo aus er sich binnen Monatsfrist an seinen Verbannungsort zu begeben habe. Dort führe er ganz das Leben eines Privatmanns, halte höchstens

drei Diener, schlafe keine Nacht außerhalb der Stadt und zeige sich täglich dem Statthalter. Folge er diesem Befehle nicht und besteige er nicht in Triest die Galere, so solle er für vogelfrei gelten, ein Preis von 1000 Dukaten auf seinen Kopf gesetzt, er selbst, sobald man seiner habhaft geworden, zwischen den beiden Säulen auf der Piazzetta enthauptet werden. Ferner sollen die Häupter der Zehn mit den Avvogadori del Commun genaue Nachforschungen wegen der Geschenke, die er angenommen, anstellen; dieselben sollen zurückgegeben oder anderweitig aus Jacopo's Vermögen ersetzt werden; wer Eigenthum Foscari's verborgen, hat es bis zum 8. März bei schwerer Strafe den Zehn auszuliefern. Wie auch sonst in kritischen Zeiten, wurden diesmal die Mitglieder des Gerichtshofes ermächtigt, Waffen zu führen, desgleichen die Signori di notte, die Kanzler und die Hauptzeugen Contarini und Dandolo. Nachdem dann die Zonta entlassen, setzten die Zehn am 25. Febr. die Untersuchung gegen Foscari's Dienerschaft fort. Jener Kaspar, der selbst seinen Antheil an den Geschenken gehabt hatte, ward auf zwei Jahre verbannt; nie sollte ihm in Venedig ein Amt oder eine Gunst zutheil werden; 40 Dukaten — der Rest einer von dem Herzoge Mailands erhaltenen Summe — und 10, die für das Bisthum Concordia gezahlt worden, sollte er erstatten; doch erließ man ihm diese Zahlung. Ein anderer deutscher Diener, Peter Varoter, minder gravirt, ward aus dem Dogenpalaste ausgewiesen; ein dritter, Hans Peter [10]), ebenfalls, obgleich er nur von einem Geschenk wußte, das Jacopo von einem Griechen angenommen, selbst aber bei diesen Bestechungen nicht die Hand im Spiele gehabt hatte. Der Albanese Oliverio verlor, weil er dem Flüchtling die Barke geliefert, seinen Posten und allen Anspruch auf weitere

Aemter; zugleich ward bestimmt, daß in Zukunft nur ein venetianischer Bürger Kapitän des Rialto sein dürfe.

Nach den Acten des Processes kann wol kein Zweifel mehr sein, ob Jacopo Foscari schuldig war oder nicht; die Persönlichkeiten seiner Diener und Helfershelfer, von denen uns Oliverio noch später begegnen wird, sind nicht eben geeignet, ein günstiges Vorurtheil für seine Sache zu erwecken. Am 25. Febr., an dem nämlichen Tage, an dem über jene das Urtheil gesprochen, segelte Marco Trevisani ab nach Triest; der Verhaftsbefehl, den er bei sich trug, war, wie üblich, im Namen des Dogen ausgestellt. „Wir Francesco Foscari u. s. w. gebieten mit unserm Rathe der Zehn Dir, Nobile Marco Trevisani, unserm lieben Bürger, Dich als Befehlshaber einer bewaffneten Galere nach Triest zu begeben und von da unsern Sohn Jacopo nach Modone zu führen", lautete der Eingang. Zugleich sollte Trevisani ihn fragen, wo er sein Vermögen gelassen, seine Gelder verborgen habe, sowie sich des Secretärs Jacopo's, Bortolo da Cremona, der ihm nach Triest gefolgt, bemächtigen, auf daß auch gegen diesen „in der Folterkammer des Raths der Zehn" das peinliche Verfahren eingeleitet werde.

Der unglückliche Vater war weit davon entfernt gewesen, die Verurtheilung des pflichtvergessenen Sohnes zu betreiben. Am 3. März wandte er sich an die Zehn mit der Bitte, man möge seiner Gemahlin gestatten, sich nach Triest zu begeben und noch einmal den einzigen Sohn zu begrüßen; sie ward abgeschlagen. Auf seinen Antrag, man möge ihm ein Verzeichniß der Geschenke, die Jacopo empfangen, einreichen, lautete der Bescheid, es sei dies überflüssig; als Doge habe er ihm einfach zu befehlen, daß er alle zurückgebe. Unterdeß dachte Jacopo weder daran, das Geringste von dem, was er empfangen, zu restituiren, noch die Galere, die ihn ins ewige Exil führen sollte, zu besteigen; er blieb

ruhig in dem sichern Triest. Daher forderten die Zehn am 11. März den Dogen auf, seine Autorität als Vater und Fürst gegenüber dem ungehorsamen Sohne und frevelhaften Bürger geltend zu machen; gehorche Jacopo jetzt noch, so beantragten die Mitglieder, so solle damit die Sache für immer abgethan sein, ja selbst wenn noch neue Fälle sich herausstellten, diese niedergeschlagen werden. Da aber alle Ermahnungen fruchtlos blieben, sah sich das Tribunal endlich genöthigt, strengere Maßregeln zu ergreifen; am 7. April verfügte es die Confiscation seiner gesammten Habe, damit man zunächst denen gerecht würde, welche Forderungen an ihn hätten; jedes Gesuch um Gnade, um Abänderung des Urtheils ward für unzulässig erklärt.

Wunderlich möchte es dabei erscheinen, daß trotzdem noch im Juni 1446 nichts weiter in dieser Sache geschehen war, daß Jacopo unbehindert in Triest lebte und Kränklichkeit zur Entschuldigung vorschützte. Aber war es nur ein bloßer Zufall, daß jenes Haupt der Zehn, welches diesen ersten Proceß geleitet, Francesco Loredano, bereits am 12. Juni 1445 plötzlich gestorben war, oder war auch hier wieder Gift im Spiele? Wer weiß es? Sicher ist, daß am 20. Oct. 1445 den Zehn das strengste Geheimniß in Sachen Jacopo's „aus vielen guten Gründen“ anbefohlen wurde, daß am 27. Oct. bei der Ergänzung des Raths der Zehn entschiedene Freunde des Hauses Foscari in denselben eintraten, daß endlich im Großen Rathe, dem die wachsende Macht des Tribunals doch zuweilen Bedenken erregen mochte, sich manche Stimmen für des greisen Dogen einzigen noch übrigen Sohn erhoben. Noch im Januar 1446 hatten die Zehn ein verschärftes Verbot gegen geheime Unterredungen des Dogen mit fremden Fürsten oder Würdenträgern erlassen; die fürstliche Macht, schon so tief gesunken, sollte noch mehr beschränkt werden. Dagegen schien man Jacopo's

jugendlichen Leichtsinn jetzt milder zu beurtheilen. Als am 22. Juni seine Sache wieder zur Sprache kam, ward zwar aufs neue tiefes Geheimniß, namentlich gegenüber dem Dogen, eingeschärft und die Befugniß, Waffen zu tragen, den Betheiligten erneuert, zugleich aber den sechs Beiräthen des Dogen gestattet, über jene an den Großen Rath zu berichten. Die Räthe, Antonio Pesaro, Andrea Giuliano, Marino Soranzo, Marino Zane, Nicolo Bernardo und Antonio Duodo, trugen dort am 25. Nov. 1446 [11]) Folgendes vor. Jacopo sei, als er im Begriff gewesen, Trevisani's Schiff zu besteigen, von einer unerwarteten Schwäche und schrecklichen Krankheit ergriffen worden, sodaß er das Bett nicht verlassen, geschweige denn ausgehen gekonnt und in großer Todesgefahr geschwebt habe, wie aus Trevisani's officiellen und andern glaubwürdigen Berichten klar hervorgehe. Nun sei auch Trevisani selbst bald darauf in Triest gestorben, sodaß jenes Urtheil der Zehn bis dahin unausgeführt geblieben. „Da nun aber alle Gesetze, Billigkeit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit fordern, daß bei solchen unvorhergesehenen Zufällen, denen man nicht begegnen könne, einem jeden geholfen werde, da es nicht in des Menschen Hand liege, dem Willen und der Fügung Gottes entgegenzuarbeiten, da die Geschicke gewaltiger als die Gesetze, so solle es den Zehn freistehen, die Angelegenheit Foscari's auf dem Wege der Gnade oder anderweitig zu ordnen." Von den 908 Patriciern, die in der Rathssitzung anwesend, stimmten 597 für den Vorschlag der sechs Räthe, die nunmehr bei dem Tribunal, dessen ständige Mitglieder sie waren, am 28. Nov. einen Antrag auf Milderung des Urtheils einbrachten. Auch die drei dermaligen Häupter der Zehn, Lorenzo Minio, Giovanni Pesaro und Andrea Bernardo (letzterer zugleich Beirath des Dogen), waren der Meinung, daß Jacopo hinlänglich entschuldigt sei, und so ward denn

die Sentenz dahin abgeändert, daß jenem, wie es früher schon mit andern Edeln und Plebejern der Fall gewesen, Stadt und Gebiet von Treviso zum Aufenthalt angewiesen wurde. Mit Erlaubniß des dortigen Rettors konnte er sich ziemlich frei dort bewegen; auf Bruch des Bannes ward dagegen ein Jahr Kerkerhaft in Treviso und eine Buße von 1000 Dukaten gesetzt. Obschon nun im April 1447 im Dogenpalaste eine Kassette mit vielen Dukaten und allerlei Silberzeug gefunden ward, welche laut Geständniß des Angelo Simonetta von einem Geschenke herrührte, das Francesco Sforza dem jungen Foscari gemacht, begnügte man sich damit, dieselbe zum Besten des Fiscus einzuziehen; Jacopo selbst aber blieb nicht nur unbelästigt in Treviso, sondern erhielt sogar bald die Erlaubniß, noch mehr in die Nähe der Vaterstadt zu rücken, indem er, unter sechsmonatlichem, ihm vom Podestà Trevisos zu ertheilenden Urlaub, seine Villa bei Zelarino unweit Mestre beziehen durfte. Abwechselnd weilte er dort und in Treviso mit seiner Gemahlin, bis im September 1447 der Vater den letzten Schritt wagen und um völlige Begnadigung bitten konnte. „In seinem hohen Alter sei er so von Kummer bedrückt, daß er fürchten müsse, Geist und Leib zu verlieren; den Geist, weil er nicht länger im Stande, für die Republik das zu thun, wozu er verpflichtet und was er gern möchte, den Leib wegen unerträglicher Leiden, vor allem, wenn er sehe, wie sein einziger Sohn schon seit drei Jahren als Flüchtling im fremden Hause weile. Nun habe ihn noch in Mestre, wo es weder Aerzte noch Apotheken gebe, ein schreckliches Fieber ergriffen; Gattin, Kinder, Diener, ja die Amme seines vor einigen Monaten geborenen Knäbleins seien fieberkrank, sodaß ihm unter solchen Umständen der Tod willkommener als das Leben, ein langersehnter Gast sei, der endlich seinen schweren Leiden ein Ziel setze.

Darum bitte er, aus Rücksicht auf sein graues Haupt und seine Verdienste um den Staat, seinen einzigen unglückseligen Sohn dem Vaterhause wiederzuschenken, damit sein vom quälendsten Schmerz gepeinigtes Herz endlich wieder Ruhe finde." Da einmal bestimmt war, daß Jacopo's Angelegenheiten nur unter Zuziehung einer Zonta verhandelt werden sollten, schritten die Zehn am 6. Sept. zur Wahl einer solchen; am 13. kam die Sache zur Erledigung. Mit 19 gegen 4 Stimmen, von denen nur eine entschieden gegen den von den drei Capi Marco Longo, Matteo Vitturi und Vettore Capello vorgebrachten Antrag war, wurde dem Jacopo Gnade verkündigt. „In Anbetracht der Zeitlage sei es nothwendig, daß der Fürst mit freiem, ungestörtem Geiste den Regierungsgeschäften mit allem Eifer obliege. Dies sei indeß nicht möglich, solange Jacopo, wie notorisch, schwach an Körper und Geist, in der Verbannung weile; daher erheische es die Christenpflicht, daß man in dieser Sache seines Sohnes dem Dogen gegenüber die gewohnte Menschlichkeit und Gnade, welche die Republik stets ausgezeichnet habe, obwalten lasse. Zudem müsse man die Verdienste des Greises berücksichtigen und daß Jacopo sein einziger Sohn, und ihm also freie Heimkehr nach Venedig verstatten."

So eilte denn Mitte September Jacopo mit seiner Familie heim zu dem greisen Vater; Lauro Quirini, ein alter Schmeichler, feierte die Rückkehr aus dem — doch fürwahr nicht unverdienten — Exil wie ein politisches Ereigniß. Es schien, als sei der Sohn durch die Schule des Unglücks gewitzigt worden; unnützer Aufwand ward vermieden, ebenso jede Einmischung in die Regierungsangelegenheiten. Doch konnte es ihn nur peinlich berühren, wenn im November 1449[12]) die Zehn einen Mordversuch gegen seinen alten Freund Francesco Sforza, der bald Herzog von Mailand heißen sollte, kalten Blutes sanctionirten, und Tommaso Duodo im

September[13]) desselben Jahres im Senat so ehrenrührige Reden gegen den Dogen vorbrachte, daß ihn jenes Tribunal zu 500 Lire Geldbuße verdammen und auf ein Jahr von allen Staatsämtern ausschließen mußte. Dazu kam, daß Jacopo denen, welche ihn aus dem Vaterhause getrieben, nimmer verzeihen konnte; sein Haß fiel auf die, welche im Jahre 1445 im Rathe der Zehn gesessen, namentlich dessen Häupter, von denen nächst dem verstorbenen Francesco Loredano zumeist Ermolao Donato seine Verurtheilung betrieben. Im October 1449 versuchte einer seiner Anhänger, Francesco Venier, bei einer wichtigen Sache die Ausschließung Donato's aus dem Colleg der Decemvirn durchzusetzen; allein einstimmig ward sein Antrag verworfen. Dies setzte natürlich beiderseits viel böses Blut, bis Donato's plötzliche Erdolchung den zweiten schwerern Criminalproceß[14]) gegen den Sohn des Fürsten hervorrief.

3) Zweiter Proceß gegen Jacopo Foscari wegen Meuchelmordes.

Drei Jahre waren verstrichen, seitdem Jacopo den Seinen wiedergegeben war. Da wurde Ermolao Donato am Abend des 5. Nov. 1450, als er sich aus einer Senatssitzung in seine Wohnung bei der Kirche Santa-Maria Formosa begeben wollte, auf der Schwelle des Dogenpalastes von meuchlerischer Hand getroffen; zwei Tage darauf verschied er. Den Bravo hatte er nicht gekannt; ihm verzieh er sterbend; allein während die Seinen das wider ihn verübte Verbrechen auf seinem Grabsteine als „Meuchelmord durch ruchlose Hand, weil Donato an der Gerechtigkeit stets festgehalten", bezeichnen ließen, hatte der Rath der Zehn sich bereits am Morgen des 6. Nov. zu einer außerordentlichen Sitzung versammelt und einstimmig eine Zonta von zehn Nobili erwählt. Die drei Capi Ermolao Valaresso, Gio=

vanni Giusto und Andrea Marcello waren ermächtigt worden, in diesem so dringenden Falle auf eigene Hand, ohne den gesammten Rath deshalb zu befragen, Verhaftungen vorzunehmen, damit der Schuldige nicht entfliehe. Noch am nämlichen Tage befahlen die Zehn und die Zonta, drei Tage nacheinander in der Stadt wie in allen Besitzungen Venedigs proclamiren zu lassen, daß derjenige, welcher den Mörder anzeige, sofort 10000, und falls er seine Verhaftung erwirke, 25000 Lire Belohnung erhalten solle. Sei der Denunciant ein Verbannter, so solle sofort sein Exil enden; im andern Falle solle er ermächtigt sein, zwei Verbannte loszubitten; endlich wurde ihm und seinen rechtmäßigen Söhnen ein Jahrgehalt von 200 Dukaten verheißen. Stelle es sich heraus, daß der Mord auf Anstiften irgendeines dritten vollbracht sei, und melde sich der, welcher den Streich geführt, freiwillig, so solle er nicht nur straflos ausgehen, sondern sogar jene ausgesetzten Prämien von 10000 oder 25000 Lire erhalten. Wer aber den Mörder kenne, ihn nicht anzeige oder gar in seinem Hause berge, solle mit einem Jahre Kerker oder zehn Jahren Verbannung bestraft werden. Drei Tage lang stand diese Aufforderung an einer Säule beim Rialto angeschlagen; am 27. Nov. ward Luchino Zeno als der That verdächtig verhaftet und verhört, vielleicht sogar gefoltert, jedoch am 9. Dec. als unschuldig entlassen. Am nämlichen Tage ward die frühere Proclamation in verschärfter Form wiederholt und auf dem Markusplatze wie am Rialto angeheftet; dem Denuncianten ward absolute Straflosigkeit für jedes vor dem 5. Nov. verübte Verbrechen verheißen, dem Mitwissenden Enthauptung und Confiscation aller Güter angedroht. Der Bruder des Ermordeten, Andrea Donato, befragt, ob Ermolao vielleicht vorher gewarnt sei, wußte keine Auskunft zu geben; so traf der Verdacht verschiedene Personen, die vielleicht

mit ihm nicht gerade am besten gestanden. So wurde Nicolo Muazzo am 3. Jan. verhaftet, jedoch schon am 9. wieder entlassen. Am Sonnabend den 2. Jan. wurden, da das Tribunal und die Zonta nicht vollzählig — denn sechs Mitglieder hatten wegen Verwandtschaft mit den Angeschuldigten ausscheiden müssen —, ebenso viele Ersatzmänner gewählt. Da erhielten die Häupter Francesco Giorgio, Giovanni Memo und Paolo Barbo eine Denunciation von Antonio Venier, genannt Brasiola, einem Patricier, der sonst nicht in bestem Rufe stand; er bezeichnete Jacopo Foscari als den Anstifter, jenen Albanesen Oliverio Sguros, den letzterer in seinen Dienst genommen, als den Vollstrecker der Mordthat. Die Zehn beschlossen, Venier's Name solle bei Strafe ewigen Kerkers oder des Leibes für immer geheim gehalten werden; alle Mitglieder des Tribunals, auch Kanzler und Notare mußten beim Evangelium beschwören, niemand etwas zu verrathen. Die Capi forderten schleunige Verhaftung Foscari's, dagegen meinte der herzogliche Beirath Luca da Legge, Venier habe wol nur deshalb denuncirt, um die Prämie zu erlangen. Am Abend ward weiter im Rathe der Zehn verhandelt; am Morgen des 3. endlich wurde mit großer Majorität die Verhaftung Foscari's und seiner Vertrauten, namentlich des Oliverio, beschlossen und sofort die des erstern in aller Stille ausgeführt. Nach der Angabe der Chronisten sollte Oliverio schon am Morgen nach verübter That, noch ehe dieselbe allgemein ruchbar geworden, davon in Mestre dem Benedetto Gritti Kunde gegeben haben; letzterer hätte es seinem Oheim Triadano erzählt, der damals Haupt der Zehn gewesen; allein Triadano saß damals gar nicht einmal in diesem Rathe. Jedenfalls konnte dies nur ein sehr schwaches Indiz sein; verdächtiger erschien, was man auch vielfach im Volke erzählte, Oliverio habe sich am Abend des 5. Nov. lange vor den

Thoren des Dogenpalastes herumgetrieben, gleich als ob er jemand auflauere, und sich zuletzt, als die Senatssitzung, welcher Donato beiwohnte, geschlossen wurde, in den Hof hinabgeschlichen. Man sprach von der Feindschaft Foscari's gegen den Getödteten, welche seine Schuld höchst wahrscheinlich mache, von dem Leumunde des Albanesen; ein Einfluß der Loredani auf diesen Proceß ist dagegen nirgends zu erkennen; nur Ein Mann ihres Hauses, der Procurator Lodovico, saß diesmal im Tribunal als Mitglied der Zonta.

Am 8. Jan. 1451 schritten die Zehn zur Folter, um von Jacopo Foscari ein unumwundenes Geständniß zu erpressen. Worte wurden ihm in den Mund gelegt, die er gegen Matteo Vitturi, nunmehrigen Gesandten am Hofe von Aragon, als er sich mit demselben gelegentlich der Wahl des letztern zum Avvogador lustig gemacht, geäußert haben sollte, und die auf seine oder seiner Diener Mitschuld an der Ermordung Donato's hindeuteten. Allein trotz der heftigsten Schmerzen — er ward dreimal gefoltert, erhielt somit 30 Züge der Corda, „bis das Herz in der blutigen Brust offen lag“ — leugnete er aufs bestimmteste alles, was ihm vorgehalten ward. Man führte ihn, so entsetzlich zugerichtet, zurück in den Kerker und überließ ihn der Pflege des Gefangenarztes.

Noch in derselben Nacht kam ein von vieren der herzoglichen Beiräthe eingebrachter Antrag zur Abstimmung. Man solle, meinten sie, den Matteo Vitturi zunächst schriftlich auffordern, sich eidlich über die Worte zu erklären, welche Foscari gegen ihn gerichtet; allein die Räthe blieben bei ihrem Vorschlage in der Minorität. Während unterdeß die Zehn neue Beweismittel zu sammeln bemüht waren, wurden am 21. Jan. zwei Bürger Nicolo Zio und Jacopo de' Dardani zu Jacopo ins Gefängniß gesetzt, damit sie etwaige

verfängliche Reden, die der nur zu lebhafte junge Mann fallen ließe, anzeigten; sie durften Waffen tragen und erhielten die Anwartschaft auf die ersten vacanten Schreiberposten, die keinen Gelehrten erforderten. Acht Tage später, am 28. Jan., traf das Tribunal weitere Sicherheitsmaßregeln. Zunächst erhielten alle seine Mitglieder, der Kanzler und die beiden Notare die Befugniß, bewaffnet einherzugehen und bewaffnete Diener zu halten; dann aber wurde wie schon in dem ersten Processe festgesetzt: „damit ein jeder offen aussprechen könne, was ihm sein Gewissen gebiete, und was dem Gebote Gottes und der Ehre Venedigs fromme, und niemals von seiten irgendeiner Person Rache zu befürchten habe, sollen weder der Doge, noch sein Sohn, noch seine Angehörigen jemals Zeugen oder Richter in irgendeiner Sache sein, welche die dermaligen Mitglieder des Tribunals oder deren Söhne, Brüder und Enkel angehen." Ebenso verfügten am 3. Febr. die Zehn ohne die Zonta, daß ihr Sitzungszimmer wohl verwahrt, und die Pforte desselben nur mit Zustimmung der drei Capi geöffnet werde. Am 6. und 7. Febr. stellten die Capi, von denen mittlerweile Memo und Barbo durch Andrea Marcello und Stefano Trevisani abgelöst waren, den Antrag auf Beschleunigung des Verfahrens. Während Luca da Legge wiederholt auf des Denuncianten Unzuverlässigkeit hinwies, wollte der Rath Melchiorre Grimani, daß man zunächst die Heimkehr Vitturi's nach Venedig abwarte und zugleich sich eines gewissen Georg bemächtige, der nach dem Zeugnisse des Antonio Viata in den Proceß mit verwickelt sei; dagegen verlangten die Capi, ein Untersuchungscollegium solle sich am 8. Febr. in die Folterkammer begeben und dort den Jacopo Foscari aufs neue vernehmen, damit so endlich der Proceß „gereinigt" werde. Demgemäß sehen wir sich die frühern Greuelscenen wiederholen; elender als zuvor ward

Foscari in seine Zelle zurückgeführt. Bald darauf gelang es, auch seinen Diener Oliverio zu ergreifen; am 13. und 26. März ward er auf die Folter gespannt, blieb aber ebenso standhaft wie sein Herr. Obgleich er, wie es heißt, 80 Züge der Wippe auszuhalten hatte, gestand er doch kein Wort. Ihn traf ewige Verbannung aus Venedigs Gebiet; wage er den Bann zu brechen, so solle er zwischen den beiden Säulen enthauptet, wer ihn ergreife, mit einem Geschenke von 200 Dukaten belohnt werden; doch ließ man ihm 12 Tage Frist, um seine Angelegenheiten in Venedig von seinem Kerker aus zu ordnen.

An dem nämlichen Tage, 26. März, ward auch Jacopo's Urtheil gesprochen; von den anwesenden Richtern stimmten 17 für, 7 gegen die Form desselben, 4 waren unentschieden. Es lautete folgendermaßen: „Da Herr Jacopo Foscari seit dem 3. Jan. wegen Erdolchung und Mordes des Nobile Ermolao Donato arretirt und verhört worden ist, aus den Zeugenaussagen und schriftlichen Beweisen, die wider ihn vorliegen, klar hervorgeht, daß er des besagten Verbrechens schuldig ist, da es aber wegen seiner Schwächlichkeit und des Zustandes seiner Person, sowie wegen der Zauberworte, die man bei ihm gefunden, und deren er sich auf der Wippe bedient — wie das Untersuchungscolleg deutlich gesehen und erkannt hat, und wie sie sich auch hier und da in seinen Scripturen finden —, sowie endlich wegen seines störrischen Wesens unmöglich erscheint, aus seinem Munde die Wahrheit zu erpressen, sowie sie durch die schriftlichen Beweise und Zeugenaussagen klar ist, indem er auf der Wippe weder ein Wort noch einen Seufzer ausstößt, sondern nur zwischen den Zähnen murmelt; und, obgleich er infolge der von ihm auf der Wippe gebrauchten Zauberformeln die Wahrheit nicht gesteht, man doch diese Sache aus vielen Gründen, zum Besten unsers Staats, nicht auf

sich beruhen lassen darf: so soll besagter Herr Jacopo in die Verbannung nach der Stadt Kanea auf unserer Insel Kreta geschickt werden und zwar auf dem jetzt dahin absegelnden Schiffe des Luca Marcello, in der Weise, wie es den Capi dieses Raths [15]) gut erscheint. Marcello soll ihn dem Duca von Kreta überliefern, dieser aber ihn nach Kanea senden, auf daß er dort im Exil sein Leben beschließe. Er zeige sich täglich dem Rettor der Stadt und wage nicht, den Bann zu brechen. Sollte er dies doch thun und entfliehen und dann in unsere Hand kommen, so werde ihm das Haupt inmitten der beiden Säulen von den Schultern gehauen, auf daß er sterbe, sein und seiner Söhne Hab und Gut aber zum Besten des Staats confiscirt. Wer ihn lebend einbringe, erhalte 3000, wer ihn todt, 1500 Dukaten, zunächst aus seinem Vermögen, dann, wenn es nicht ausreicht, aus der Staatskasse; vorläufig aber bleibe er in guter Hut in dem Kerker, den er bisjetzt bewohnt, bis Marcello's Schiff segelfertig ist.“ Jedes Gnadengesuch ward für unzulässig erklärt bei Strafe von 1000 Golddukaten und Ausstoßung aus dem Großen Rathe. Daß im ganzen die Mitglieder des Tribunals von Foscari's Schuld überzeugt sein mußten — die sieben, welche gegen diese Fassung sprachen, mögen leicht eher ein strengeres als ein milderes Urtheil, also Enthauptung, die übliche Strafe erwiesenen Meuchelmordes, gefordert haben —, geht aus einem verschärfenden Zusatze hervor, für den 25 Stimmen waren, während nur Ein Mitglied des Tribunals sich entschieden dagegen erklärte, zwei sich der Abstimmung enthielten. Danach solle Jacopo in Kanea ganz wie ein gewöhnlicher Privatmann behandelt werden, der Rettor solle ihm, als dem Sohne des Dogen, nicht etwa höhere Ehre erweisen oder ihn gar zu seiner Rechten sitzen lassen; wer ihn aus Kanea zu entführen wage, solle enthauptet und außerdem

mit Confiscation sämmtlichen Eigenthums bestraft werden. Das Urtheil aber sei in Venedig in der ersten Sitzung des Großen Raths sowie in den Hauptstädten Kretas, in Candia, Rethimo und Sithia zu verkünden. Gleich, nachdem dasselbe gefällt, begaben sich die drei Capi zum Dogen, um ihm die Verurtheilung seines Sohnes zu melden und „Seine Durchlaucht zur Geduld zu ermahnen"; der Rath blieb versammelt, bis jene zurückkehrten, verfügte dann noch, daß Marcello sich zur Abfahrt bereit halte, hob das Verbot, über die Sache irgendetwas zu sprechen, auf — nur die Namen der Denuncianten sollten niemals genannt werden —, decretirte Beibehaltung der Zonta bis zu Jacopo's Abführung und belohnte zunächst seine Spione Zio, de' Dardani und Lodovico Arduino, der sich jenen angeschlossen, sowie einen vierten, der Jacopo auf die Wippe geschnallt; letzterer ward Gefängnißinspector in Padua, die übrigen erhielten kleine Posten und Sicherheit gegen etwaige Racheplane des Dogen.

Am 29. März fand endlich die letzte Sitzung der Zehn in dieser Angelegenheit statt. Dem Denuncianten Antonio Venier ward die versprochene Jahresrente von 200 Dukaten für ihn selbst und seine Söhne bestätigt, auch das Recht, Waffen zu führen, für ihn und drei seiner Leute eingeräumt; alle etwa ihn oder jene drei Spione betreffenden Processe sollten stets nur vom Rathe der Zehn entschieden werden. In derselben Nacht um 3 Uhr holten die Signori di notte, Marco Badoer, Francesco Lombardo und Leonardo da Molino, wohlbewaffnet Jacopo Foscari aus der Torricella ab und führten ihn auf Marcello's Schiff. Wieder war die Commission des letztern im Namen des Dogen ausgestellt — er sollte „Jacopo Foscari, unsern Sohn", wohl bewachen und der Regierung auf Kreta überliefern —, allein wie immer lediglich im Rathe der Zehn, ohne Zu=

ziehung des Vaters, beschlossen. So wanderte denn Jacopo Foscari zum zweiten mal in die Verbannung. War er wirklich schuldig gewesen an der Ermordung Donato's oder nicht? Gewiß ist, daß am 1. Aug. 1453 dem Rathe neue Anzeigen über dieselbe zugingen, und daß die Capi ermächtigt wurden, jeden anzuhören, der Neues in dieser Sache mittheilen wollte; allein daß diese Indicien doch nur höchst vag sein mußten, beweist der Umstand, daß weiter nichts von denselben verlautet, und daß noch im Juli 1454 eine Jacopo früher gehörige, augenblicklich in den Händen Giovanni Capello's befindliche Statue als Staatseigenthum confiscirt und von den Decemvirn den Procuratoren von San-Marco überwiesen wurde. Also noch drei Jahre nach erfolgter Verurtheilung glaubten die Zehn, so oft auch die Mitglieder des Tribunals gewechselt hatten, fest an seine Schuld. Anders müßte sich freilich unser Urtheil gestalten, wenn eine Angabe Sanudo's über den wahren Mörder Donato's nur auf ältern, zuverlässigen Quellen beruhte. Derselbe berichtet[16]), ein Nobile Nicolo Erizzo, den einst Donato wegen Räuberei verurtheilt, habe sich auf dem Todtenbette als Mörder desselben bekannt. Allein weitere Beweise fehlen uns gänzlich. Für seine Unschuld spricht der Umstand, daß Jacopo diesmal nicht wie bei dem ersten Processe durch Flucht sich dem Urtheile des Tribunals zu entziehen suchte, obgleich sich ihm dazu in der Zeit vom 6. Nov. 1450 bis 3. Jan. 1451 hinlänglich Gelegenheit geboten hätte; für sie spricht die im ganzen noch milde Sentenz, welche Oliverio traf; für sie der schlechte Leumund seines Denuncianten Venier. Dagegen dürfen wir nicht vergessen, daß nicht nur das Zehnercolleg, sondern ganz Venedig ihn, den Todfeind Donato's, für schuldig hielt, und eine Rehabilitation Jacopo's niemals stattgefunden hat. Wenn man sich dabei auf einen angeblichen Brief seines Vaters an das Tribunal berufen

will[17]), in welchem derselbe äußert, es liege weder ein stricter Beweis noch ein Bekenntniß vor, so macht einerseits dieses Actenstück durchaus den Eindruck einer spätern Erfindung, einer rhetorischen Declamation, andererseits aber konnte der Doge, der ja von den Verhandlungen ausgeschlossen war, über die bei der Verurtheilung maßgebenden Beweise unmöglich ein sicheres Urtheil haben. Trotzdem mag wol der Umstand, daß den Sohn nur Verbannung — vielleicht, ja gewiß mit Rücksicht auf den Vater —, nicht Enthauptung traf, die Ansicht hervorgerufen haben, als sei das Tribunal doch nicht völlig von seiner Schuld überzeugt gewesen und habe daher diesen sonst ungewöhnlichen Mittelweg eingeschlagen.

Und im ganzen, müssen wir uns gestehen, war das Los, das Jacopo betroffen, falls er schuldig, nicht eben das schwerste. In Kanea fand er keine wüste Einöde, sondern ein Klein-Venedig; der Rettor Giovanni Trevisani behandelte ihn mit großer Milde und ließ ihm viele, leider nur zu viele Freiheit. Allein der Gedanke, daß er hier für alle Ewigkeit internirt bleiben sollte, und die Trennung von den Seinen mußte ihm auf die Dauer unerträglich werden. Und was schließlich für einen echten Sohn Venedigs die Verbannung aus der einzigen Vaterstadt besagen will, darüber wissen nur die Auskunft zu geben, die fern von den Lagunen im Nachbarlande das bittere Brot des Exils erbetteln mußten.

Vergeblich verwandten sich benachbarte Fürsten, vergeblich der Papst und Kaiser Friedrich III., bei dem Vater für den unglücklichen Sohn. Foscari konnte nicht helfen; das Staatsoberhaupt war gegenüber der gebietenden Aristokratie machtlos, zur bloßen Puppe herabgewürdigt. Noch ungünstiger für Jacopo war die Fürsprache seines alten Bekannten, des nunmehrigen Herzogs von Mailand, Francesco Sforza,

den man gar zu gern durch Gift aus dem Wege geräumt hätte, um ruhig die ganze Erbschaft der Visconti antreten zu können. Für die stolzen italienischen Entwürfe des Dogen, die hernach die Niederlage bei Agnadello für ewige Zeiten gerichtet hat, sollte zunächst sein eigenes Geschlecht, dann der greise Herr selbst herhalten. Vergeblich wiesen die Loredani — an ihrer Spitze Jacopo, des Pietro ebenbürtiger Sohn — und ihre Partei auf den Orient hin; man war einmal dem Meere, das Venedig groß gemacht, untreu geworden. Da zerschnitt 1453 der jähe Fall Konstantinopels die Pulsader der venetianischen Seeherrschaft; die Republik hörte auf eine Großmacht zu sein. Die Colonien in der Levante, die Inseln des Archipels und die Festungen auf Morea standen den Osmanen offen; die getheilten Entwürfe der letztern und die Eifersucht der schadenfrohen Nachbarn fristeten seitdem Venedig, das von Jahr zu Jahr tiefer sank, eine klägliche Existenz. Mohammed II. und Francesco Sforza galten als die Erbfeinde der Republik; unklug genug trat Jacopo aus seiner Verbannung in intime Beziehungen zu beiden, gerade in derselben Zeit, in der auf Kreta Siphi Vlastos eine bedrohliche Verschwörung griechischer Primaten gegen das venetianische Regiment anzettelte. So kam zu erwiesener Bestechlichkeit, zu mehr als zweifelhaftem Meuchelmord noch das Capitalverbrechen des Hochverraths, und ein dritter kurzer Proceß [18]) stürzte Jacopo in ein frühes Grab.

4) Dritter Proceß gegen Jacopo Foscari wegen Hochverraths. Sein Ausgang.

Jacopo soll, so liest man gewöhnlich, einen Brief an Sforza geschrieben und denselben auf seinem Tische liegen gelassen haben, damit seine Spione ihn fänden, die Sache denuncirten und ihn der streng verpönten Correspondenz mit

fremden Machthabern beschuldigten. Dann würde man ihn ohne Zweifel zum Proceß nach Venedig abführen, ihm aber sei die Möglichkeit geboten, seine Familie noch einmal wiederzusehen. Fürwahr ein übel angelegter Plan, schon deshalb undenkbar, weil die Zehn in ähnlichen Fällen meist ganz kurzen Proceß machten und, anstatt den Beschuldigten sich vorführen zu lassen, dem Statthalter von Candia befohlen haben würden, nach ihrem strengen Ritus an Ort und Stelle gegen den Verräther zu verfahren. Auch konnte es Foscari wenig darum zu thun sein, vielleicht auf wenige Augenblicke die Seinen wieder zu begrüßen und dann zwischen den Säulen der Piazzetta als Hochverräther zu bluten. Sein ganzes Sinnen war darauf gerichtet, völlige Freiheit wiederzuerlangen; da aber selbst die Fürsprache des Rettors von Kanea 1451 fruchtlos geblieben, hatte der leichtfertige Mann kein Acht mehr in der Wahl seiner Mittel, falls dieselben nur irgendwie zum Ziele führen konnten; sie führten ihn ins Verderben.

Am 4. Juni 1456 überbrachte ein gewisser Luigi Bocchetta, genannt Ballottino, dem Rathe der Zehn einen Brief des Rettors von Kanea nebst verschiedenen Schriftstücken, Copien und Papieren Jacopo's und einem über die Aussagen des Soldaten Giovanni Rosso aus Treviso aufgenommenen Protokoll. Tags darauf reichte Giovanni Musso im Namen des Rettors ein weiteres Schreiben desselben ein, nebst einem eigenhändigen Briefe Foscari's und verschiedenen Scripturen in Chiffern. Da die Sache von höchster Wichtigkeit und Bedeutung schien, beschloß das Tribunal, als dessen Capi damals Luca Pesaro, Jacopo Loredano, des Pietro Sohn, und Leone Duodo fungirten, am 6. Juni fast einstimmig die Zuziehung einer diesmal aus 20 Personen bestehenden Zonta. Strengstes Geheimniß ward aufs neue anbefohlen; selbst die Zehn sollten bei

Todesstrafe nicht außerhalb des Sitzungszimmers von diesem Falle miteinander reden; wieder traf man alle erdenklichen Maßregeln gegen etwaige Rachegelüste des altersschwachen Dogen. Am 8. Juni fand die erste Sitzung des erweiterten Raths statt. Die Consiglieri Zaccaria Valaresso und Vettore Capello, welche Jacopo zu retten wünschten, schlugen vor, die Sache in Kanea erledigen zu lassen. Da er in seinem Briefe des Herzogs von Mailand Erwähnung thue, mit dem man zwar augenblicklich in Frieden lebe, der aber vielleicht infolge desselben dem Staate neues Aergerniß bereiten und den Frieden, den alle wünschen, stören könne, da ferner Jacopo notorisch ein leichtsinniger Mensch sei, im übrigen aber in Kanea der Republik kaum Schaden zufügen könne, so solle, meinten sie, der Rettor der Stadt Foscari vor sich citiren, ihn mit den schärfsten Ausdrücken tadeln und ihm drohen, daß, falls er in Zukunft nicht bescheidener lebe und sich anders als bisher aufführe, man gegen ihn so energische Maßregeln ergreifen werde, daß „er nimmer wieder zufrieden sein könne“. Außerdem solle der Rettor auf Kosten des Dogen zwei Spione besolden, die abwechselnd Tag und Nacht um ihn seien, sodaß er ohne ihr Wissen nichts sagen oder thun könne. Allein dieser mildere Vorschlag ward überstimmt, als die drei Capi verlangten, Foscari müsse zur Verantwortung nach Venedig geführt und dort vor dem Tribunal vernommen werden. Noch an demselben Tage wurde Lorenzo Loredano, Befehlshaber des Golfes, ermächtigt, schleunigst eine Galere zur Fahrt nach Kanea auszurüsten und den Jacopo nach Venedig abzuholen. Am 12. Jan. ward Lorenzo's Commission im Namen des Dogen in hergebrachter Form ausgestellt; er solle, sobald er den Hafen von San-Nicolo di Lido verlassen, sämmtliche auf dem Schiffe vorgefundenen Briefe confisciren, sie an sich nehmen und bei der Rückkehr den

Capi aushändigen. Zu Kanea solle er nicht landen, vielmehr auf der Rhede liegen bleiben und nur in Person mit seinem Kapitän sich zu dem Rettor begeben, sonst aber keinen Menschen aussteigen lassen. Dann fordere er den Rettor auf, ihm „Herrn Jacopo Foscari, Sohn des Herrn Dogen“, mit allen seinen Dienern, seinem Koche sowie seinen Papieren zu überantworten, damit er sie schleunigst nach Venedig führe. Er lasse Jacopo auf der Galere mit niemand sprechen, ihn nirgendwo landen, und verhindere auf jede Weise einen etwaigen Versuch des letztern, zu fliehen oder sich zu vergiften, weil dem Tribunal alles daran liege, daß er und seine Leute lebendig nach Venedig kämen. Zugleich schrieben die Zehn einen Brief an den Rettor von Kanea zur Beglaubigung Loredano's; aus ihm ersehen wir deutlich, welcher Art das Verbrechen war, das man Foscari zur Last legte. Es handelte sich nicht blos um verdächtige Correspondenz mit Sforza, vielmehr um ein hochverrätherisches Einverständniß mit dem gefürchteten Eroberer von Konstantinopel, gegen welchen die Zehn jüngst gleichfalls Giftmischer gedungen hatten. Die Sache verhielt sich folgendermaßen.

Vor Monaten war ein genuesisches, dem Damiano de Chiavari gehöriges Schiff unweit Kissamo auf Kreta gescheitert; die Mannschaft hatte sich gerettet und zu Kanea im Hause eines dort ansässigen, reichbegüterten Landsmannes Jacopo Giustiniani Aufnahme gefunden. Dort machte Foscari ihre Bekanntschaft. Einem der Schiffbrüchigen, einem gewissen Battista, klagte er wiederholt in herben Ausdrücken sein Leid; endlich vergaß er sich so weit, daß er ihm einen Brief an Mohammed II. anvertraute, den Battista, der nach Konstantinopel wollte, zu überreichen versprach. Er beschwor darin den Sultan, ein oder mehrere Piratenschiffe nach Kanea zu senden und ihn aus seiner

Haft zu erlösen. Battista segelte ab; allein ein Diener Giustiniani's, der schon genannte Giovanni Rosso, denuncirte alles, was in seines Herrn Hause verhandelt worden war, dem Rettor von Kanea.

Es stand somit fest, daß Foscari aufs neue „der Ehre und dem Vortheile“ Venedigs zuwidergehandelt hatte, und die Zehn waren in ihrem vollen Rechte, wenn sie deshalb einen neuen Proceß gegen den unruhigen Mann einleiteten. Stellte doch dieses Einvernehmen ihres Mitbürgers mit dem Sultan das Fortbestehen der venetianischen Herrschaft auf dem kaum beschwichtigten Kreta, der wichtigsten levantinischen Colonie, in Frage.

Lorenzo Loredano ließ sich, sobald er in Kanea angelangt war, unverzüglich Foscari, seinen Koch Georg und das übrige seit Januar in seinen Diensten befindliche Personal überliefern; die strengsten Nachforschungen wurden in seinem Hause angestellt, Jacopo Giustiniani aber eidlich über das, was bei ihm vorgefallen, vernommen. Die Zehn hatten von vornherein bestimmt, daß, falls Foscari durch sein Vergehen nicht sein Leben verwirkt habe, er ins Exil nach Kanea ungesäumt zurückgeschickt werden solle. In Einem Tage hatte Lorenzo Loredano sich seines Auftrags vollkommen entledigt; schon am 14. Juli war er mit seinem Gefangenen wieder in Venedig. An dem nämlichen Tage setzten die Zehn aus ihrer Mitte ein Inquisitionscolleg ein; es bestand aus sieben Mitgliedern, darunter auch Jacopo Loredano; am 23. Juli ward beschlossen, gegen Foscari zu verfahren. Ob auch diesmal die Folter angewandt wurde, ist fraglich; „er bekannte ohne weiteres“; wenn Sanudo — denn in den Acten der Zehn findet sich davon keine Spur — die Scenen bei der Tortur mit den schrecklichsten Farben ausmalt, so verwechselt er offenbar diesen letzten Proceß mit dem vorhergehenden. Am 24. Juli sollte das

Urtheil gesprochen werden; die Stimmen waren getheilt. Fünf der herzoglichen Beiräthe, der Capo Orsato Giustiniani und die drei Avvogadori schlugen zunächst vor, ihn auf der Galere Maffeo Lioni's in die Verbannung nach Kanea zurückzuschicken; ihrem Votum schloß sich auch der Capo Marco Cornaro an. Dann aber wollten jene neun noch außerdem, daß ihn vier auf des Dogen Kosten zu besoldende Spione begleiten sollten, daß er ferner mit „passenden und beißenden Worten" ermahnt werde, in Zukunft niemals irgendeinem Herrn oder einer Regierung zu schreiben, weil man sonst so gegen ihn verfahren werde, daß seine Strafe für alle Zeit in der Erinnerung bleibe, und daß endlich, wenn er gegen dies Verbot handle, er sein Leben in den Kerkern Kaneas zu beschließen habe. Gegenüber diesem im ganzen milden Antrage, für den sich aber nur zwölf Stimmen aussprachen, forderte dagegen der Capo Jacopo Loredano, unterstützt von sechs andern Mitgliedern des Tribunals, Foscari solle am nächsten Montage nach der Nona inmitten der beiden berüchtigten Säulen enthauptet werden. Man entschloß sich endlich für einen Mittelweg, wie ihn der Rath Zaccaria Valaresso vorschlug; mit 22 Stimmen wurde der Antrag jener neun angenommen, doch insoweit verschärft, als Jacopo zunächst noch ein Jahr lang im Kerker zu Kanea zubringen sollte. Die beiden Diener desselben wurden ihrer Haft entlassen; Bocchetta erhielt als Denunciant eine Belohnung und das Recht, Waffen zu tragen — das ganze Tribunal erkannte sich dasselbe gleichfalls wieder zu, sowie aufs neue strengstes Geheimniß anbefohlen wurde —; den vier Spionen sowie dem Bartolommeo Grazia, der gleichfalls Foscari bewachen wollte, ward ein Jahrgehalt von 10 Dukaten für die Dauer seiner Verbannung ausgesetzt.

Nachdem Jacopo sein Urtheil vernommen und in die

Torricella zurückgeführt worden, gestatteten die Zehn dem Dogen, seiner Familie und seinen Freunden, ihn noch vor der Abfahrt in seinem Kerker zu besuchen. Eine herzergreifende Scene war es, als seine Gattin mit ihren Kindern, von denen das jüngste kaum sieben Jahre zählte, ihn zum letzten mal sah; aber erschütternder noch war der Abschied, den der Sohn vom Vater nahm auf Nimmerwiedersehen. Thränen erstickten Jacopo's Stimme; „Vater, ich bitte dich, mache, daß ich in mein Haus zurückkehren darf", so beschwor er den Greis; „Jacopo, geh, gehorche dem, was das Vaterland befiehlt, und denke an nichts weiter", entgegnete der unglückliche Fürst. Als er aber von dem Sohne geschieden, sank er, überwältigt von all dem Jammer, in einen Sessel und schluchzte laut: „O pietà grande!" Nur zu gut wußte er, daß jetzt für Jacopo alles vorbei. Am 31. Juli brachten die Signori di notte Girolamo Ferro, Francesco da Molino und Marco Giustiniani den Gefangenen auf die Galere Lioni's; sie führte ihn zurück in das Exil, in den Kerker. Dort in Kanea endete am 12. Jan. 1457 willkommener Tod die schweren Seelenleiden des Fürstensohns, der sich einst wol eine glänzendere Zukunft ausgemalt, den aber ein fast unerklärlicher Leichtsinn ins tiefste Elend gestürzt hatte. Kaum war er ja der Todesstrafe entgangen, die des Hauses alter Feind Jacopo Loredano gegen ihn beantragt, derselbe Loredano, der auch bald als Hauptagent in den Verhandlungen erscheint, die den Sturz und das Ende des unschuldigen, hochverdienten Vaters nach sich zogen. Am 17. März erhielt der Gouverneur von Kanea Auftrag, Foscari's nachgelassene Papiere dem Rathe der Zehn einzusenden; ob sich in denselben noch etwas Gravirendes fand, ist kaum zu vermuthen, da Jacopo's und seiner Sache in den Acten des Tribunals nicht weiter Erwähnung geschieht; letzteres hatte nun mit

Francesco Foscari vollauf zu thun. Das junge Reis war verdorrt; bald sollte die Axt auch den alten morschen Baum treffen.

5) Des Dogen Francesco Foscari Absetzung und Tod.

Seit dem Tode des einzigen Sohnes war Francesco Foscari ganz gebrochen; krank und altersschwach nahm er keinen Antheil mehr an der Regierung; er wollte nur ruhig in seinem Herzogspalaste sterben. Aber auch dies sollte ihm nicht vergönnt sein. Bereits am 27. Mai und 18. Juni 1457 [19]) hatten die Zehn geheime Berathungen gehalten über das, was mit ihm zu thun sei; mit Enthauptung und Confiscation war jeder bedroht worden, der in dieser „Sache des Dogen“ etwas ausplaudere. Allein diese Plane reiften erst, als Jacopo Loredano wieder dirigirendes Haupt des Zehnraths war; neben ihm Girolamo Donato, gleich ihm ein alter Feind der Foscari, und Girolamo Barbarigo, der später (1467) ebenso wie Loredano's Vater, laut seiner Grabschrift an „feindlichem Gifte“ starb. Am 19. Oct. [20]) hatten die Capi eine Sitzung zur Beschlußnahme in der Angelegenheit Foscari's anberaumt; von den Mitgliedern des Tribunals mußten David und Leonardo Contarini als Verwandte des Dogen ausscheiden. Darauf rückte Loredano mit der Erklärung heraus, Seine Durchlaucht hätten schon lange die Regierungsgeschäfte vernachlässigt; sie wären so schwach und hinfällig, daß sie Venedig nicht mehr repräsentiren könnten; Aussicht auf Besserung sei aber nicht vorhanden. Es sei daher nothwendig, aus vielen höchst wichtigen Rücksichten, Maßregeln im Interesse der Staatsverwaltung zu treffen; damit jedoch alles reiflicher erwogen werde, beantrage er die Berufung einer Zonta von 25 Nobili, zugleich tiefstes Geheimniß. Es

geschah. In der nächsten Sitzung am 21. Oct. ergriff dann sein College und Freund Barbarigo das Wort. In einer langen Rede wies er auf die Gefahren hin, welche Venedig bedrohten, und betonte namentlich den anarchischen Zustand, in den ein Staat ohne Oberhaupt unfehlbar versinken müsse — schneidende Ironie, da ja nicht der Doge, der nicht einmal den einzigen Sohn zu retten vermocht, in Venedig gebot, sondern die Aristokratie. Aber noch fast ironischer lautete der Beschluß, den alsbald die Majorität des Raths — mit 29 bejahenden gegen 3 verneinende und 6 unentschiedene Stimmen faßte: „Es ist jedermann hinlänglich bekannt, wie nützlich, ja nothwendig für unsern Staat und unser Gedeihen die Gegenwart des Fürsten ist, ohne die, wie die Erfahrung deutlich gezeigt hat, unserm Staate die größten Inconvenienzen und Nachtheile drohen. Unsere Republik ist, dank der unendlichen Güte des Schöpfers, uns von unsern Vorfahren als das schönste Erbtheil überkommen; daher müssen wir sie mit aller Macht erhalten und höher als das eigene Leben achten. Ist nun auch unsere Stadt auf heiligen Gesetzen und Ordnungen begründet, so heißt dies doch wenig oder nichts, wenn jene nicht ausgeführt, nicht streng beobachtet werden. Welcher Glanz, welch Ansehen, welch großen Nutzen aber die Anwesenheit des Fürsten bei den Rathsversammlungen, bei Audienzen, bei der Ordnung der Regierungssachen mit sich bringt, braucht nicht erörtert zu werden. Wie jedoch alle sehen und wissen, hat unser durchlauchtigster Fürst schon seit langer Zeit wegen seiner körperlichen Gebrechlichkeit sich von der Verwaltung des Dogats fern gehalten, und ist er nunmehr so altersschwach, daß er ganz untauglich geworden, und nimmermehr zu hoffen ist, daß er jemals wieder seine Stelle ausfüllen kann. Wie verderblich aber seine Abwesenheit und Unfähigkeit unserm

Staate gewesen ist und noch ist, weiß man zu gut, als daß es vieler Worte bedürfe. Daher haben die Zehn nebst der Zonta Folgendes beschlossen. Die Herren Beiräthe und die Häupter dieses Raths sollen sich zu dem durchlauchtigsten Fürsten begeben und ihm unsere Lage auseinandersetzen, wie die Regierung der Stadt und die Angelegenheiten unsers Staats, welche, wie Seine Hoheit wohl weiß, von größter Wichtigkeit sind, nicht zulassen, daß ohne fortwährende Gegenwart und Mitwirkung des Fürsten gut verwaltet oder regiert werde. Wir haben aber wohl überlegt, seit wie lange schon Seine Excellenz infolge Ihrer Gebrechlichkeit sich der Staatsverwaltung entzogen, und wie nicht daran zu denken ist, daß Sie jemals wieder irgendwie den Anforderungen eines solchen Staats entsprechen können; wie ferner wegen Foscari's Abwesenheit bekanntlich höchst wichtige, gefährliche Ereignisse eingetreten sind und täglich Schlimmeres begegnen kann, wenn nicht für Regierung gesorgt wird; bei der unendlichen Liebe aber, die er gegen sein Vaterland hegt, wird er, deß sind wir sicher, unmöglich wollen, daß solche Eventualitäten eintreten. Aus diesen Gründen, die Seine Excellenz bei Ihrer hohen Weisheit wohl zu würdigen wissen, haben wir mit dem Rathe der Zehn und der Zonta beschlossen, Seine Durchlaucht zu ermahnen und zu bitten, daß Sie zum nothwendigen Besten unsers Staats, der ja sein Vaterland ist, freiwillig unser Dogat niederlegen wollen. Er muß dies schon aus vielen Gründen thun, als guter Fürst und Vater des Vaterlandes, dann aber auch namentlich mit Rücksicht darauf, daß wir dafür gesorgt haben, daß er auch weiter ehrenhaft und anständig leben kann. Er soll nämlich jährlich aus der Staatskasse 1500 Golddukaten erhalten, die ihm in monatlichen Raten, so lange er lebt, auszuzahlen sind, und hat er noch etwas von seinem Gehalte bis heute zu fordern, so soll es ihm

ratenweise für sechs Monate gezahlt werden." Das mußte doch geradezu wie Hohn klingen, daß man ihm, dem reichen Manne, durch Darreichung einer geringen Pension das Bittere der Amtsentsetzung zu versüßen suchte. Die Zehn blieben versammelt, um Foscari's Antwort zu hören; wolle er sich Bedenkzeit ausbitten, so solle ihm solche bis zum folgenden Tage vergönnt sein. Nachdem noch einmal allen aufs strengste anbefohlen, die Sache geheimzuhalten, begab sich am Abend die Deputation zum Dogen; Loredano, als ihr Sprecher, hob zunächst die Verdienste desselben um das Vaterland, dann aber seine Altersschwäche hervor, die ihn unfähig mache, noch länger eine so wichtige Stellung zu bekleiden. Foscari antwortete ausweichend, weder Ja noch Nein; „er wolle sich seine Freiheit wahren"; zugleich betonte er, daß, da er als Doge geschworen, bis zu seinem Tode in seinem Amte auszuharren, nur der Große Rath ihn von demselben entbinden könne. Als darauf am 22. Oct. die Zehn sich aufs neue versammelten, erhoben sich im Schose des Tribunals selbst nicht wenige Stimmen, welche sich dahin aussprachen, man solle die ganze Sache an den Großen Rath, als letzte und höchste Instanz, an das souveräne „Volk" Venedigs verweisen; allein die Majorität entschied sich dafür, daß dieselbe, einmal von den Zehn angeregt, auch von diesen entschieden werden solle. Infolge dessen begaben sich die Beiräthe und die Capi noch einmal zum Dogen und forderten von ihm eine definitive Erklärung, ob er unter den ihm vorgelegten Bedingungen freiwillig resigniren wolle; das Tribunal blieb versammelt in dem Sitzungszimmer, um seine Antwort zu hören und danach so zu entscheiden, „wie es der Nutzen und die Vortheile der Republik erheischen". Von der „Ehre" der letztern, die sonst stets dem Nutzen voranging, kein Wort. Als aber auch diese zweite Aufforderung zur freiwilligen

Abdankung erfolglos blieb, und es schien, als wolle Foscari die Sache nur in die Länge ziehen, um „zu notorischem Nachtheil und Schaden Venedigs“ sich im Dogat zu behaupten, da sprachen die Zehn auf Loredano's Antrag die Absetzung des widerspenstigen Herrn aus. Es war das erste mal, daß die Zehn solche Gewalt sich anmaßten; denn Falier's Fall war doch nicht mit diesem zu vergleichen; dort handelte es sich um einen überführten Hochverräther, hier um einen erprobten Patrioten, der nur das Unglück gehabt, zu lange zu leben. Nachdem noch am nämlichen Tage Versammlungen zur Neuwahl eines Dogen getroffen und ebenso dafür gesorgt, daß niemals ein Verwandter Foscari's Richter in irgendeiner die Zehn, die Zonta, die Avvogadori und die Notare des Tribunals oder deren Angehörige betreffenden Sache sein sollte, begaben sich am Morgen des 23. Oct. die Räthe und Capi zum letzten mal in die Gemächer des Dogen. Sie erklärten ihm, schon zweimal wären sie vom Rathe der Zehn zu ihm gesandt worden und hätten ihn gebeten und ermahnt, zum Besten der Republik freiwillig abzudanken. Gegen die feste Erwartung des Tribunals aber habe Seine Hoheit dies abgelehnt. Weil nun aber, wie Seine Excellenz am besten wissen müssen, es zur Vermeidung drohender Unfälle und Gefahren durchaus nothwendig ist, daß man zweckdienliche Maßregeln treffe, so soll ihm erklärt werden, wie besagter Rath mit der Zonta erwogen und beschlossen hat, daß er des Dogats entsetzt sei und binnen acht Tagen den Dogenpalast zu räumen habe. Trotzdem aber soll er seine Pension und die Gehaltsrückstände fortbeziehen in der Weise, wie ihm früher mitgetheilt worden ist. Sollte er jedoch nicht innerhalb des festgesetzten Termins diesem Beschlusse nachkommen, so sind alle seine Güter zum Besten des Staats zu confisciren, und dabei bleibe er abgesetzt. Dem

strengen Spruche des Tribunals — 28 Stimmen waren dafür, 5 dagegen, ebenso viel unentschieden — mußte der Fürst gehorchen.

Nachdem ihm, so erzählt eine alte Chronik [21]) — denn hier enden die Actenstücke der Zehn —, der Großkanzler Francesco dalla Siega den Befehl der Zehn verlesen, erwiderte er: „Ein längsterwarteter Streich schmerzt viel weniger.“ Er habe, fuhr er fort, solange er regiert, sich bemüht, den Staat zu schirmen und zu erweitern, vor allem aber im Lande den Frieden, unter den Nobili Liebe und Eintracht aufrecht zu erhalten; daher wolle er jetzt nicht den alten Weg verlassen, die Stadt in Unruhe bringen und Anstoß erregen; er sei bereit zu gehorchen und stelle das Gericht über ihr Urtheil Gott anheim. Zum Beweise, daß er sich füge, zog er den Siegelring vom Finger und übergab ihn den Capi; in seiner Gegenwart zerbrach ihn Girolamo Barbarigo; der „Fürst“ war todt. Nachdem er noch gelobt, den Termin pünktlich einzuhalten, befahlen die Capi dem Großkanzler, eine Erklärung abzufassen, daß Foscari freiwillig wegen seiner Altersschwäche das Dogat niedergelegt habe, sowie den Großen Rath auf nächsten Montag zur Neuwahl eines Staatsoberhauptes einzuladen. Als die Abgesandten sich entfernten, bemerkte Foscari, der bettlägerig war, unter ihnen ein mitleidiges Gesicht, das des Jacopo Memo, der als Haupt des Tribunals der Vierzig zu den Verhandlungen zugezogen war. Er rief ihn zu sich ans Bett und fragte ihn, wessen Sohn er sei. „Ich bin“, entgegnete er, „der Sohn Marco Memo's.“ — „Dein Vater“, sprach darauf Foscari, „ist ja unser alter lieber Freund; sag' ihm, er soll kommen und mit uns plaudern; wir wollen zusammen eine Gondel nehmen und Klöster besuchen.“ Die Capi, die fürchteten, es möchte ein Geheimniß dahinterstecken, vernahmen deshalb sofort den Memo;

es stellte sich jedoch gleich heraus, wie harmlos diese bearg=wohnte Unterredung gewesen.

Während nun weitere Vorbereitungen zur Wahl eines Nachfolgers getroffen wurden, ließ Foscari seinen Palast bei San=Pantaleone in Stand setzen, jenes Prachtgebäude am Großen Kanal, das er 1428 gekauft hatte, und in dem er als Privatmann sein Leben beschließen sollte. Im Dogen=palaste empfing er noch zahlreiche Besuche von befreundeten Edeln; er sprach von dem, was unter seinem Dogat ge=schehen, so, „daß jeder über sein wunderbares Gedächtniß staunte“, und über das Unrecht, das ihm widerfahren, sodaß ihn alle traurig verließen. Am Morgen des 27. Oct. räumte er endlich den Palast, der ihn 34 Jahre lang be=herbergt hatte. Sein Bruder Marco führte ihn; er trug Mantel, Kapuze und Mütze von Scharlach, doch ohne jedes Abzeichen seiner hohen Würde; mit der Hand stützte er sich auf ein Rohr; langsam und gebückt stieg er die Stufen der großen Marmortreppe hinab. Marco hatte ihm vorge=schlagen, eine Nebentreppe zu wählen, damit er schneller zu der Gondel käme, die ihn in seine neue Wohnung führen sollte; allein er entgegnete: „Auf den Stufen, auf denen ich zum Dogate emporstieg, will ich auch wieder hinab=steigen; wie damals ein jeder meinen Einzug in den Palast sah, soll heute auch jeder meinen Auszug sehen.“ Auf der untersten Stufe angelangt, sprach er zu den Seinen: „Die Bosheit Fremder vertreibt mich von dort, wohin meine Verdienste mich emporsteigen ließen.“ Dann durchschritt er, gefolgt von seinem Neffen, seinem Enkel und vielen Ver=wandten, den Hof des Palastes, trat hinaus durch die Porta della Prigione und bestieg bei der Brücke della Paglia die auf ihn harrende Gondel. Zahlloses Volk hatte sich dort eingefunden; heiter grüßte er einen jeden; aber manch Gemurmel ward hörbar; man sprach von der Ungerechtig=

keit, welche die Zehn gegen den hochverdienten Greis geübt; selbst ein strenges Verbot des Tribunals, wie es deshalb tags zuvor erlassen war, konnte diese aufrichtigen Demonstrationen nicht unterdrücken. Auch in seinem eigenen Palaste wimmelte es in den nächsten Tagen von Besuchern; bald sprach er mit ihnen von seinen Thaten, bald von der Unbill der Zehn.

Trotzdem schritt der Große Rath, da „Foscari wegen seines Alters von dem Dogate entbunden sei", zur Wahl eines neuen Fürsten; sie fiel am 30. Oct. auf den Senator Pasquale Malipiero; provisorisch hatten in den letzten Tagen die sechs Beiräthe und die Capi der Quarantia die Regierung geführt. Nach alter Sitte fand tags darauf eine feierliche Messe in der Markuskirche statt; sie galt der Inthronisation Malipiero's. Die Glocken der Campanili verkündeten der Stadt, daß die Republik nicht länger ohne Oberhaupt sei. Als Francesco, so erzählen die Chroniken, ihren Klang vernahm, ward er vom tiefsten Schmerz durchdrungen; eine Blutader platzte; er verlor Sprache und Besinnung; am 1. Nov. früh verschied der vierundachtzigjährige Greis. Zehn Monate hatten genügt, um Vater und Sohn ins Grab zu betten.

Andrea Donato, der Bruder jenes angeblich von Jacopo ermordeten Ermolao, der aber selbst niemals an dessen Schuld geglaubt hatte, vielmehr dem Hause Foscari persönlich nahe stand, meldete die Trauerbotschaft alsbald dem Senat; man beschloß, den Fürsten mit fürstlichem Pompe zu begraben. Vergeblich protestirte die Witwe; sie besitze genug, um ihn selbst zu bestatten, und solle sie auch ihr Witthum angreifen müssen. Man entzog ihr den Todten; am 3. Nov. fanden die Exequien statt; der neue Doge folgte der Leiche in einfacher Senatorentracht, gleichwie wenn Foscari mitten im Amte gestorben wäre. In der

Frarikirche fand sein unruhiger Geist, sein gebrochenes Herz die letzte Ruhestätte.

Die Anmaßung der Zehn, die so über ihren Fürsten gerichtet, sollte indeß bald gedämpft werden. Nicht nur mußten sie sich gefallen lassen, daß den Verwandten der Foscari gestattet wurde, Processe gegen die ehemaligen Mitglieder des Rathes einzuleiten, nicht nur ward die Wahl ihrer Capi bedeutend beschränkt, sondern der Große Rath bestimmte 1458 ausdrücklich, daß ihr Tribunal sich fürderhin nie mehr in die vom Dogen beschworene Constitution einmischen solle, außer wenn es sich um Hochverrath handle. Jacopo Loredano aber, fügt die Tradition hinzu, tilgte nun, da das Haus Foscari vernichtet, die alte Blutschuld in seinem Buche mit den bekannten Worten: „L'ha pagata", für die sich freilich nirgendwo ein sicherer Beweis findet. Er selbst überlebte den Ausgang der Foscari noch lange; 1471 starb er, ein fünfundsiebzigjähriger Greis; aber erst 1490 starb der Haß zwischen beiden Geschlechtern aus, als eine seiner Enkelinnen sich mit dem Enkel Marco Foscari's vermählte. Um dieselbe Zeit ließ Nicolo Foscari, des unglücklichen Jacopo Erstgeborener, dem Großvater durch Antonio Rizzi ein prächtiges Grabmonument errichten, mit einer langen Inschrift [22]), die seine Verdienste feiert und deren Schluß die Aufforderung an Venedigs Bürger enthält: „Bleibt einig und gerecht, damit euer Reich ewig dauere." In dem Saale des Großen Raths aber sieht man heute noch unter den andern Dogenbildern das des stolzen Foscari, mit dem bekannten Motto:

Post mare perdomitum, post urbes Marte subactas,
Florentem patriam longaevus pace reliqui.

Das Schicksal seiner Nachkommen habe ich schon anderswo angedeutet [23]); die Erben des Fürsten sind im Elend verkümmert; die, welche noch leben, fristen ihr Dasein als

niedrige Possenreißer. So hat sich auch an ihnen jenes Wort erfüllt, mit dem ein Staatssecretär, der Vaterstadt und ihrer Edeln schmählichen Ausgang vorahnend, den Band Acten beschloß, welcher Venedigs Staatsverträge bis zu Foscari's Tode umfaßt: „Alles wandelt sich; nicht der Könige, nicht der Dogen Macht währt ewig; denn mit gewaltigem Rade ebnet alles das Schicksal.“ Im Jahre 1797 erlag die Republik, Europas ältester Staat, der eisernen Faust des neuen Cäsar; aber —

„auch er fiel bald unter die Räder des Glücks“.

Anmerkungen.

---

1) Berlan, I due Foscari, memorie storico-critiche con documenti inediti (Turin 1852).

2) Romanin, Storia documentata di Venezia (Venedig 1855). IV, 93 fg.

3) Quartine in dialetto veneziano, in der Raccolta di poesie in dialetto veneziano (Venedig 1845), S. 3 fg.

4) Sanudo, Vite dei duchi, bei Muratori, XXII, 958, und Romanin, a. a. O., nach der Cronaca Donà.

5) Donato gest. 1425, Girolamo gest. 1427, Lorenzo gest. 1431.

6) Misti del Consiglio dei X, XI, 11. (Wo ich hier Misti citire, meine ich stets die des Raths der Zehn, die ja Hauptquelle sind.)

7) Discorsi, Buch III, Kap. 22.

8) Sanudo, a. a. O., S. 110.

9) Misti, XII, 171 v — 179 v; Berlan, a. a. O., doc. I—XXIII, S. 67—82.

10) Derselbe ward am 13. Nov. 1450 zu einem Jahre Kerker und 200 Lire Geldbuße verurtheilt, weil er in das Gefängniß eingebrochen und daraus die Anna Marchadolze entführt hatte.

11) Ursa, 159; Berlan, a. a. O., XXIX, S. 85—86.

12) Misti, XIII, 114.

13) Ebend. 148; XIV, 23.

14) Quelle: Misti, XIV, 12—38 v.; Berlan, XXXVII—LXXIV, S. 92—114; vgl. Sanudo, a. a. O., S. 1138 fg.

15) Jetzt Giorgio, Barbo und Carlo Marin.

16) A. a. O. S. 1139.

17) Bei Berlan, S. 135—139.

18) Quelle: Misti, XV, 95—102 v.; Berlan LXXVIII—XCVI, S. 116—131; vgl. Sanudo, S. 1162.

19) Misti, XV, 124 v., 126.

20) Ebend. 129 v. — 140; Berlan II—XIII, S. 182—192.

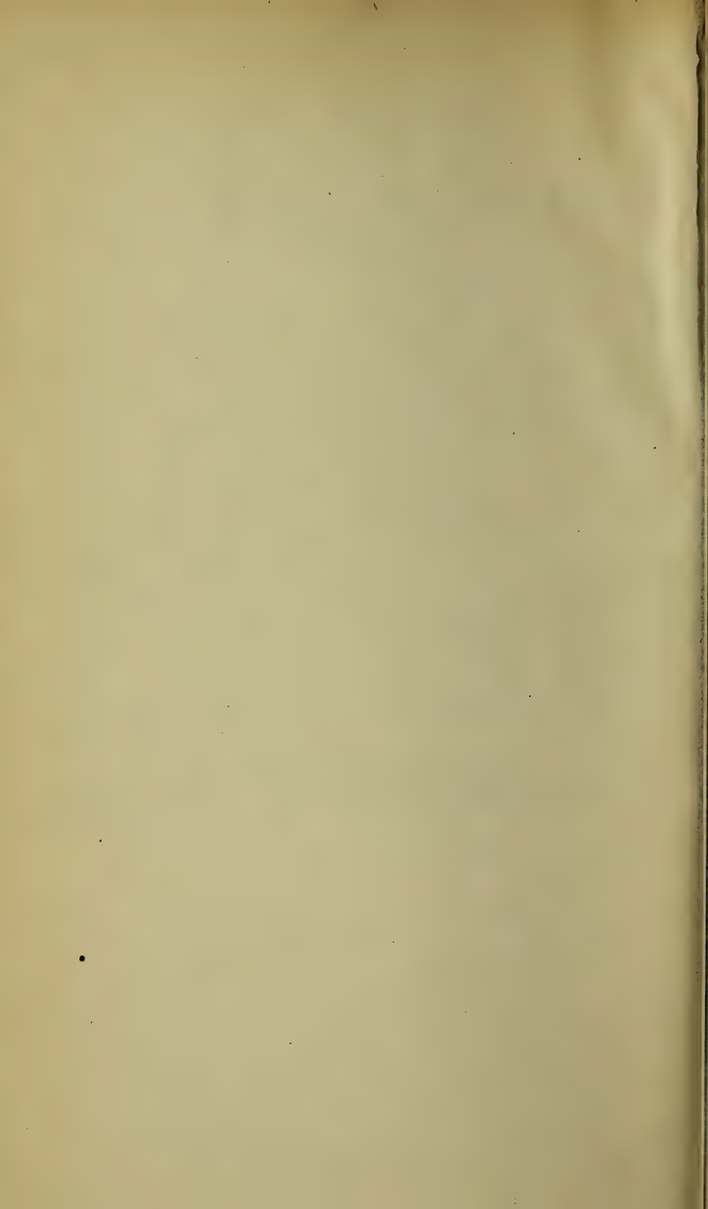
21) Cronaca Augustini, bei Berlan, S. 162—166.

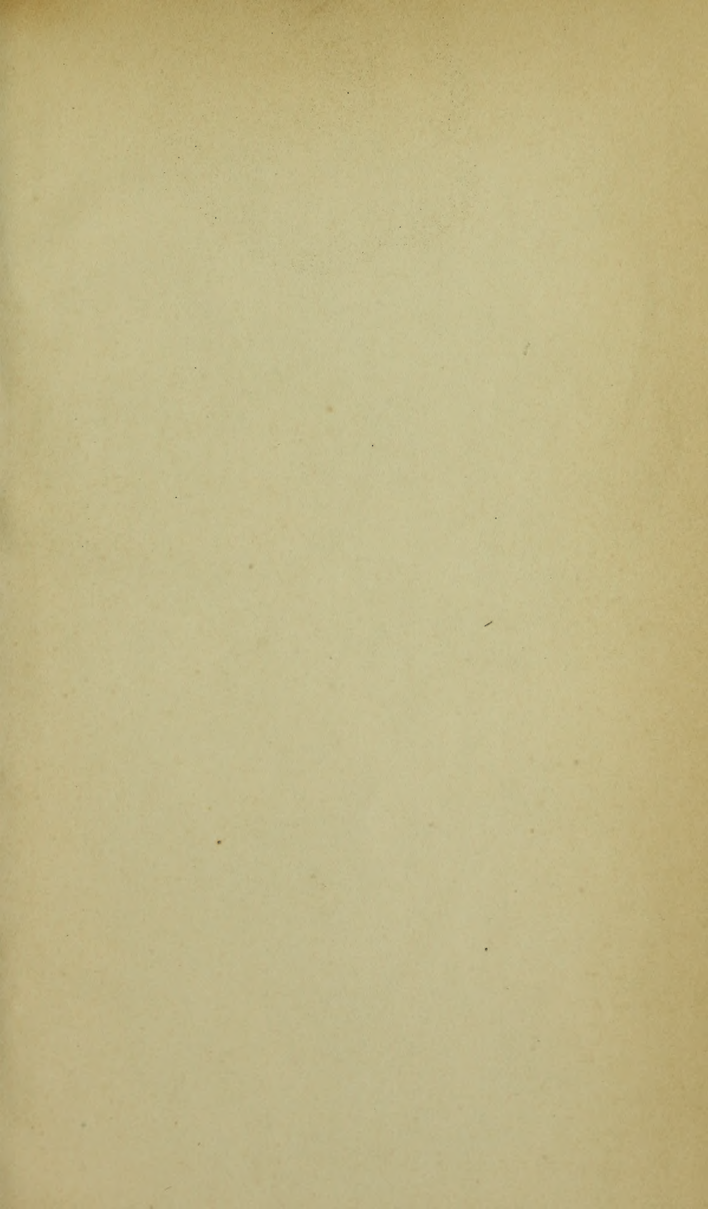
22) Accipite cives Francisci Foscari vestri ducis imaginem: ingenio, memoria, eloquentia, ad haec justitia, fortitudine animi, consilio si nihil amplius, certe summorum principum gloriam aemulari contendi. Pietati erga patriam meae satis feci nunquam, maxima bella pro vestra salute et dignitate terra marique per annos plusquam triginta gessi, summa felicitate confeci. Labantem suffulsi Italiae libertatem, turbatores quietis armis compescui, Brixiam, Bergom. Ravennam, Cremam imperio adjunxi vestro. Omnibus momentis patriam auxi, pace vobis parta, Italia in tranquillum foedere redacta, post tot labores exhaustos aetatis anno LXXXIIII ducatus IV supra XXX salutisque MCCCCLVII, Kalendis Novembribus ad aeternam requiem commigravi. Vos justitiam et concordiam quo sempiternum hoc sit imperium conservate.

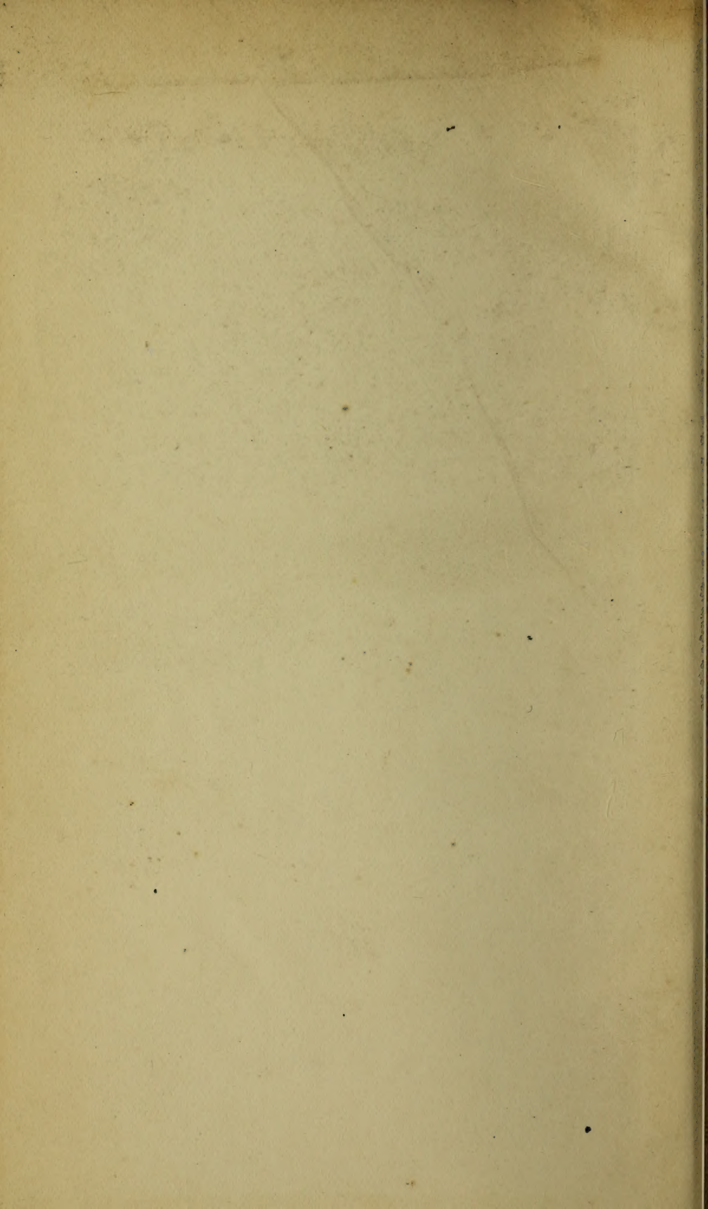
23) In meinem Aufsatze: „Venedig, der Rath der Zehn und die Staatsinquisition"; im Historischen Taschenbuch, Vierte Folge, Jahrg. 1865.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.











Made in Italy

03-11 MIN

8 032919 990075

www.colibrisystem.com


UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 097462839